289

Handbuch

der

vaterländischen Geschichte

für

alle Stände

Braunschweig-Lüneburgscher Landesbewohner,

vom

Dr. Karl Venturini.

Et pius est patriae facta referre labor!

Ovid.

Erster Theil.

Braunschweig, 1805

bei Friedrich Vieweg.

Braunschweigs

weisen, preiswürdigen Fürsten,

und

Braunschweigs

biederm, ehrenwerthem Volke,

weihet

dieses unvollkommene Denkmal

vaterländischer Fürstengröße

und

deutscher Nationalwürde

anspruchslos

der Verfasser.

Vorrede.

Was heißt und bedeutet eine vaterländische Geschichte für alle Stände? — Soll sie etwa bald im trivialen, bald im hochtrabenden, bald im schmeichlerischen, bald im gelehrten Tone geschrieben seyn, — damit jeder Stand nach seiner Weise ein Theilchen daraus nehme: der Pöbel Mährchen und Legenden, der Hofmann Anekdoten, der Soldat gewaltige Schlachtgeschichten, und der Gelehrte, so Gott will! — das Pragmatische? —

Mit nichten! Alle diese Foderungen in einem Buche zu erfüllen, ist unmöglich. Allein die Geschichte hat mit der Moral gerade den Charakter gemein, welcher diese

zu einer Wissenschaft für alle Stände macht. Sie weckt nämlich das Interesse des gemeinen (doch gesunden) Verstandes, und befriedigt die höchsten Foderungen der Vernunft, sobald nur der Geschichtschreiber mit zweckmäßiger Auswahl des Stoffs, die herzergreifende Art der Darstellung trifft, wodurch jedermann so gleich von der Wichtigkeit des Gegenstandes überzeugt wird.

So soll denn auch dieses Werk, eine Geschichte für alle Stände seyn, — weil darin von Sachen die Rede ist, welche uns alle angehen; weil Darstellung und Schreibart darauf angelegt sind, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte in einen Kreis von Ereignissen zu führen, wo jedes das Gepräge seiner Wichtigkeit durch Beziehung auf vaterländisches Wohl und Wehe erhält.

In so fern dieser Zweck erreicht worden ist, mag das Werk gar wol ein Buch für alle Stände genannt werden. Ob und wie er erreicht worden sey? — ist eine andere,

vor den Richterstuhl der Kritik gehörende Frage.

Der Hauptgrund des geringen Interesse vaterländischer Geschichte liegt, dünkt mich, in dem schwankenden und einseitigen Gesichtspunkte, von welchem man bei der Geschichtschreibung bisher ausgieng. Ich brauche mich darüber nicht ausführlicher zu erklären; denn die Sache liegt in allen bisherigen Hand- und Lehrbüchern der Braunschweigschen Geschichte klar am Tage. Das Ziel meines Strebens war also kein geringeres, als: durch vaterländische Geschichte das edle Gefühl der Nationalwürde zu wecken, dem Patriotismus seine Grundfeste zu sichern, und der Fürstenliebe ihre reinsten Quellen zu öffnen. — Soll dies geschehen, so müssen Bürger und Bauer aus der vaterländischen Geschichte lernen können, in wie fern ihnen durch alte und neue Verfügungen, Recht oder Unrecht geschehe. Sie müssen tief fühlen, was sie ihren edlen, weisen Fürsten verdanken. Nie aber werden sie ohne Ver-

gleichung des Guten mit dem Bösen, des Thörichten mit dem Weisen, u. s. f. ein solches Gefühl auffassen.

Mir deucht, jetzt sey über den Charakter dieser Schrift genug gesagt, um den Beisatz: für alle Stände, zu rechtfertigen.

Es sind den Hauptabschnitten einige kritische Noten, (die jedoch leicht ums fünffache vermehrt werden könnten, wenn nicht hätte Raum gespart werden sollen) für gelehrte Geschichtforscher beigefügt. Sie sollen meine Ansicht der Ereignisse aus den Quellen rechtfertigen, und Winke zu weiteren Nachforschungen geben..

Dr. Karl Venturini.

Einleitung.

Geschichte des Vaterlandes kann für alle Volksklassen eine Quelle der Nationalweisheit und Bürgertugend werden; — sie ist es bei Griechen, bei Römern, und sogar bei unsern rohen Vorfahren, wirklich geworden. Was bei jenen berühmtesten Nationen des Alterthums durch die trefflichen Werke ihrer Geschichtschreiber bewirkt wurde; das leisteten diesen die Sagen der Väter, und jene heißen Lieder, in welchen die Heldenthaten eines Odin, Theut und Hermann besungen wurden *).

Ein Fürst, der für alles, was Nationalbildung begünstigen konnte, die reinste Empfänglichkeit besaß, jener große Karl, welcher die freien Bewohner unsers Vaterlandes zum Reichsverein mit Franken, Baiern und Schwaben zwang, ließ solche Lieder abschreiben, und lernte sie selbst den begeisterten Barden nachsingen **). Sollten wir weniger Sinn für dasje-

*) *Tacit. annal. II.* 88, vergl. mit *Germ.* cap. 2.

**) *Eginhart.* in vit. C. M cap. 29.

nige haben, wodurch Nationalbildung befördert wird?

In der Kindheit der Völker, schreitet die Muse der Geschichte in traulicher Eintracht mit ihrer lieblich geschmückten Schwester der Dichtkunst einher; wenn aber der Verstand reif wird, so genügt ihm nicht mehr das bunte Gewand, womit die früher geschäftige Phantasie Schein und Wahrheit gemeinschaftlich umhüllt. Wahrheit ist die erste Foderung, welche er an die Muse der Geschichte ergehen läßt, und ihr Charakter wird nun ernst und männlich.

Dieser männliche Sinn steht vor allen der Geschichte des Vaterlandes wohl an, die nicht bloß unterhalten und ergetzen, sondern vorzüglich belehren und das hohe Gefühl der Nationalwürde beleben soll. Die geschichtliche Wahrheit verwirft darum keinesweges bescheidenen Schmuck; aber dem Flitterstate ist sie abhold, weil sie seiner nicht bedarf. Wer also den Werth eines Geschichtbuchs hauptsächlich darin setzt, daß es immer trocken und ernst, entfernt von allem Schmuck der Schreibart, mit steter Rückweisung auf seine Quellen, schlichte Thatsachen ohne Einmischung eigenen Urtheils erzähle, der verwechselt wahrlich die Geschichtschreibung mit einer Vorarbeit derselben: der Materialiensammlung und Sichtung. Denn die Wahrheit ist nicht etwa bloß bei solchen Geschichtschreibern zu suchen, die

uns den Buchstaben der Geschichte auftischen, sondern vielmehr bei denen, die den ächten Geist der historischen Kunst in die Darstellung des Geschehenen so zu verweben wissen, daß der Leser, vor lebhaftem Interesse an den vorgeführten Ereignissen, Personen und Handlungen sich ergriffen fühlt.

Steuert der vaterländische Geschichtschreiber nicht auf dieses Ziel hin, so wird seine Arbeit nie Nationalwerth erhalten. Ich glaube mich auch in der Behauptung nicht zu irren: daß die großen Muster des Alterthums, besonders Tacitus und Livius, jenes Ziel beständig vor Augen gehabt haben. Uns fehlte es bisher an einer Geschichte des Vaterlandes von solcher Tendenz, da doch Vorarbeiten dazu in Menge vorhanden sind. Ob nun der hier gelieferte Versuch, dem mir vorschwebenden hohen Ideale einigermaßen entspreche, stelle ich der Beurtheilung einsichtsvoller Kunstrichter anheim.

Nicht für sie, sondern vielmehr für die größere Anzahl meiner Leser wird es jedoch nöthig und zweckmäßig seyn, den Gesichtspunkt bemerklich zu machen, aus welchem diese Arbeit betrachtet werden muß.

Es ist des vaterländischen Geschichtschreibers Hauptaufgabe, deutlich und vollständig die Frage zu beantworten: Durch welche Veränderung gelangte das Vaterland zu seiner gegenwärtigen Lage

und Bildung? Er muß, um diese Aufgabe zu lösen, das Volk in Verbindung mit seinen Fürsten, die ursprüngliche Verfassung des Landes mit ihren durch Zeitereignisse bewirkten Modifikationen, den Geist der mannichfaltig veränderten Regimentsverwaltung und den Einfluß äußerer Verhältnisse auf die Ausbildung des Staats, mit einem Blicke umfassen. — Die Zusammenstellung dieser Gegenstände, welche freilich in verschiedene Fächer gehören, fügt sich billig nach der Ansicht und dem Zwecke des Geschichtschreibers, und er erkennt hiebei nur den Zwang an, welcher bei jedem Kunstwerke gefunden wird: sich nämlich selbst der Regel bewußt zu seyn, nach welcher man arbeitet.

Eine feste Regel müssen also auch wir in der vaterländischen Geschichte nachweisen können, und einig seyn über den Punkt, von welchem unsere Betrachtungen ausgehen, und auf welchen sie zurück führen sollen. — Der auf Freiheit und Eigenthum gegründete Staatskontrakt unserer freien Vorfahren, gewährt den herrlichsten Standpunkt für die Geschichte des Vaterlandes, und, bis zur Zersprengung des Großherzogthums Sachsen, kann man ihn auch unverrückt im Auge behalten. Die von jenem Punkte auslaufende gerade Linie der Freiheit, scheint zwar im finstern Mittelalter völlig zu verschwinden; aber dennoch muß sie dem Auge des Geschichtforschers idealisch vorschweben, um die krummen Wendungen der Knechtschaft

zu verfolgen und ihre gefährlichen Abweichungen von der ursprünglichen Norm des Staatsvereins richtig zu berechnen. Heller erscheint jene Norm wieder im Glanze der Territorialhoheit, welche den Charakter der neuern und neuesten Geschichte des Vaterlandes bezeichnet; denn mit Wohlgefallen bemerkt der Geschichtforscher, wie das durch die Reformation von Aberglauben gereinigte Christenthum und seine, der ächten Freiheit günstige Sittenlehre, das deutsche Herz unserer Fürsten zu weiser Mäßigung stimmte, und es auf die alte heilige Bahn zurücklenkte.

Was könnte uns also abhalten von dem gegebenen Punkte auszugehen? — Sollen wir etwa die Sklaverei zur Regel nehmen, und die Freiheit als Abweichung zeichnen? — Nimmermehr! Das hieße die vaterländische Geschichte entehren. Nur auf dem bezeichneten Wege kann es endlich gelingen, ihr die rührende Macht und zusammengreifende Einheit der Epopöe zu geben, worin die Territorialhoheit die Stelle einer glücklichen Auflösung vertritt. Was wesentlich, oder nur episodisch, in die Darstellung eingreifen soll, (Nationalcharakter, alte Gesetze und Gewohnheiten mit ihrem Nachhall in späteren Zeiten, Handel, Geld, Reichthum, Dienstadel, neue Meinungen, Drang der äußeren Verhältnisse, Tugenden und Laster der Regenten, Kriege und Friedensschlüsse u. s. w.) wird der Geschicht-

schreiber von jenem erhabenen Standpunkte aus, ungleich richtiger ermessen, als wenn er auf gut Glück in das bunte Gewühl hineintappt.

Hätte ich es nicht umsonst versucht, meine Leser mit mir über den Hauptgesichtspunkt der vaterländischen Geschichte zu vereinigen; so möchten wir leicht auch über die Nebenumstände, z. B. über Ansicht und Darstellung des zur Verarbeitung gegebenen Stoffs, einig werden.

Der treffliche Justus Möser sagt in der Vorrede zu seiner Osnabrückischen Geschichte: „ich halte dafür, daß in der Geschichte, so wie „auf einem Gemälde, bloß die Thaten reden; „Eindruck, Betrachtung und Urtheil aber jedem „Zuschauer eigen bleiben müssen." — Dieser Behauptung stimme ich von ganzem Herzen bei, füge aber noch hinzu: der Geschichtschreiber muß es verstehen, die Handlung so zu stellen, daß sie des Zuschauers Gemüth ergreift, seine Aufmerksamkeit nährt, und die Urtheilskraft in das richtige Gleis lenkt. — Wahrlich eine schwere Kunst! Nicht durch eingeschobene erbauliche Betrachtungen, nicht durch moralische Sentenzen, nicht durch schönklingende Phrasen wird sie geübt. Wahrheit, Kraft und einfache Würde der Darstellung sind ihre wesentlichen Bestandtheile. Um sie mit glücklichem Erfolge anzuwenden, muß

man einen genauen Anschlag des Gebäudes, welches aufgeführt werden soll, vorher entworfen haben. Ein prächtiger Säulengang vor einem Bürgerhause zu ökonomischer Brauchbarkeit erbauet, ist fast lächerlich; hochtönende Worte und riesenmäßige Bilder für winzige Ereignisse und Handlungen sind es nicht minder.

Die Geschichte eines kleinen Staats kann nicht in dem Tone geschrieben werden, welcher für die Geschichte der Menschheit paßt. In dieser stehen moralische Betrachtungen, weitumfassende Ansichten der großen Massen, und tiefe philosophische Erörterungen an ihrer rechten Stelle. Der Umfang jener ist aber weit beschränkter; denn sie hat es nur mit den Genossen des Staats die als Aktionärs gleichsam eine Handlungskompagnie bilden; sie hat es mit Entwickelung ihrer gegenseitigen, auf dem Gesellschaftsvertrage gegründeten Rechte und Pflichten, kurz sie hat es mehr mit den politischen Bedürfnissen und Fähigkeiten des Bürgers, als mit den physikalischen und moralischen Kräften des Menschen, zu thun.

Es ist also darin nicht so viel Stoff zu großen und glänzenden Gemälden, aber doch viel Nahrung für den Bürger vorhanden. Damit muß der vaterländische Geschichtschreiber sich genügen lassen, und seinen Ton danach stimmen. Er darf deshalb nicht fürchten, daß der Nutzen seiner Arbeit gering und unbedeutend

sey! Seine Belehrung entscheidet oft über das wahre Recht des Bedrückten, weckt Bürgersinn und ächten Patriotismus, stärkt das Gefühl der Nationalehre und knüpft fester das Band der Eintracht zwischen Bürger und Bürger, das Band der Liebe und Ehrfurcht zwischen Regenten und Unterthanen. Bei der Menge von Gegenständen, welche in einer Geschichte der Menschheit zur Verarbeitung gegeben sind, kann der Geschichtschreiber sich nicht um das Verhältniß jedes einzelnen genau bekümmern, und er belehrt daher höchstens in allgemeinen Fällen, entzückt so lange man ihn lieset, und läßt meistens die Frage über das Recht in einem bestimmten Falle, unbeantwortet.

Wie die Geschichte des Vaterlandes auf ihrem Felde sich also, in Ansehung der Würde und Brauchbarkeit, gar wohl der erhabenen Geschichte der Menschheit zur Seite stellen darf; so läßt sich auch mit Recht behaupten: daß ihre zweckmäßige pragmatische Bearbeitung nicht geringere Schwierigkeiten habe, nicht weniger Geisteskraft, ausdauernden Fleiß und unermüdetes Forschen, erheische.

Der vaterländische Geschichtschreiber kann seinen Stoff selten aus der zweiten Hand nehmen; dem Geschichtschreiber der Menschheit ist dies in den meisten Fällen erlaubt. Unter mühsamen Sammeln, Suchen und Ausmerzen des, durch

den Chronikenfleiß unserer Vorgänger zusammengetragenen Materialienwustes, den selbstständigen Geist der historischen Forschung, die Kraft der pragmatischen Darstellung und die Freiheit der Ideen zu bewahren, ist vielleicht schwerer, als überraschende Ansichten der Ereignisse, tiefe Resultate, und vielseitige Vergleichungen der Gegenstände, welche sich auf einem Felde von ungeheurem Umfange darbieten, zu liefern. Denn auf diesem Felde hat der forschende Geist ungleich freiern Spielraum, als auf dem beschränkten Gebiete der Geschichte eines kleinen Staats, wo in der Hauptsache die Bedürfnisse, die Fähigkeiten und das Streben der handelnden Personen sich stets gleich bleiben.

Die Geschichte der Menschheit schafft sich überdem ihre eigene Sprache. Neue Ideen erheischen neue Bezeichnungen, und neue Ansichten führen zu neuen Bildern; wer mag es tadeln? — Der vaterländische Geschichtschreiber trägt hier schwerere Fesseln. Es ist die Sprache seines Volks, die er allgemein verständlich reden soll; und doch paßt sie oft so wenig zu seinen Begriffen! Er soll die alte Verfassung der Freiheit rein und wahr darstellen, und doch ist die Sprache der alten Verfassung theils verdunkelt, theils zu einem anderen Verstande umgebildet, ja sie selbst ist oft eine Verrätherin der Freiheit geworden. Denn würden unsere Väter vor tausend Jahren nicht

ohne Bedenken das Schande und Knechtschaft genannt haben, was jetzt Ehre und Freiheit heißt? — Darum ist der vaterländische Geschichtschreiber, will er anders nicht bloß den Buchstaben, sondern den Geist des Geschehenen darstellen, oft in der drückenden Lage, daß seine Empfindungen mit den Worten kämpfen; er sieht sich, um verstanden zu werden, genöthigt, gegen die Regeln des guten Geschmacks in seine Darstellung die Gründe mit aufzunehmen, warum er manches Wort so, und nicht anders gebrauchte. Nun kann freilich selbst die Geschichte veralterter Worte, den Alterthumsforscher vergnügen; aber sie zerreißt doch den Gang der Haupt-Ideen, und beleidigt das Auge dessen, welcher von einer pragmatischen Geschichte vollendete Ründung des Kunstwerkes verlangt.

Wer diese Schwierigkeiten ermißt, wird auch in seinem Urtheile über diesen Versuch, der wahrlich (in Ansehung einer pragmatischen Bearbeitung der Geschichte unseres Vaterlandes) nur die Bahn bricht, mit billiger Nachsicht verfahren. Da ich mich über den Geist und die Regel meiner Arbeit hoffentlich zur Genüge erklärt habe; so füge ich noch zur vorläufigen Beurtheilung meiner Ansicht über die zweckmäßigste Abtheilung des, zur Verarbeitung gegebenen Stoffs hinzu.

Die Geschichte unsers Vaterlandes zerfällt in drei Hauptabschnitte, von welchen jeder seinen

eigenthümlichen Charakter behauptet; und also auch ein eigenthümliches Kolorit der Darstellung erheischt.

Der erste umfaßt die Geschichte der alten Sassen oder Urbewohner des Landes, welche in den Zeiten der römischen Kriege auf norddeutschem Boden, ihre kraftvolle Rolle unter den Namen Cherusker, Bruckterer und Angrivarier spielten; späterhin aber, als Ostphalen, Westphalen und Engern, ihr Wesen trieben. Immer ist es dasselbe Volk. Karl der Große zwang es zum Reichsverein mit Franken, Baiern und Schweden, und Heinrich der Löwe war sein letzter Großherzog. Durch seinen Fall ward es zersprengt, und die einzelnen Theile kamen unter die Gewalt von Bischofsmützen, Erb-Herzögen und Erbgrafen.

Diesen großen Abschnitt der vaterländischen Geschichte so oberflächlich zu behandeln, wie es bisher geschehen ist, hielt ich durchaus für zweckwidrig, weil sich die nachmaligen Veränderungen der Verfassung, des Nationalcharakters, der Rechtsbegriffe, der Justizpflege, u. s. f. — nie recht verstehen und würdigen lassen, wenn man die erste Anlage des Socialkontrakts nicht völlig begriffen, und seine ungekünstelten Wendungen scharf ins Auge gefaßt hat. Es heißt sein Volk nur halb belehren, wenn man ihm zeigt, wie es aus der Knechtschaft zur wohlverstande-

nen bürgerlichen Freiheit übergieng; aber davon schweigt, wie es durch Gewalt aus seiner ursprünglichen Freiheit in die Knechtschaft geworfen wurde.

Der erste Hauptabschnitt der vaterländischen Geschichte hat also drei Unterabtheilungen. Es sind folgende:

In der ersten Periode sehen wir den einfachen Staatskontrakt auf Freiheit und Eigenthum gegründet. Jeder Hof ist mit einem freien Wehren besetzt, der in patriarchalischer Einfalt, ohne Einmischung irgend einer fremden Obrigkeit, über Weib, Kinder und Hausgesinde sein Hausrecht handhabet. Er hat mit seinen Nachbaren eine Markverbindung geschlossen. Der Fürst ist ein erwählter Richter, und seine Genossen, die Schöppen, sind aus der Mark geschöpft, um das Recht der Abrede mit ihm gemeinschaftlich zu weisen. Es giebt zwar schon Adel, aber er hat wie der Fürst nur das Vorrecht eines erhöhten Wehrgeldes. Die vereinigten Marken bilden die Nation, und über die Wahl des Herzogs (des Heerführers in einem Vertheidigungskriege) entscheidet die Wahl des Volks, welche sich auf den Tapfersten lenkt. Die Nation erkennt nur einen allgemeinen Nationalbeamten, nämlich den Priester. Seine Gewalt ist von Gottes Gnaden, (er straft und züchtigt impetu quasi divino) — durch Superstitien leitet er die rohen

Gemüther und steht als Sprecher der Gottheit, zum Schutze der Freiheit, zwischen Fürsten, Adel und Gemeinen in der Mitte.

Langer Krieg versetzt der einfachen, freien Verfassung den ersten Stoß. In der zweiten Periode, welche mit der anwachsenden Macht der Franken beginnt, geben die verstärkten Geleite der Edeln, Anlaß zum Lehnswesen. Der Adel wird mächtiger durch Kriegsehre und erkämpftes Landeigenthum. Den Kriegsstatt der Nation, bilden nun hauptsächlich die Geleite; der Heerbann aber verlernt den Krieg und verliert dadurch sein Ansehen. Bald gelten des Herzogs und der Grafen Leute mehr, als die freien Wehren. So findet Karl der Große die Nation, zwingt sie nach langem blutigem Kriege zur Unterwerfung, und pfropft auf den alten Stamm, die durch sein Genie neu modificirte Verfassung, wodurch jedoch der Unterschied zwischen Nord- und Süd-Deutschen Nationalcharakter, oder die Verschiedenheit des Sachsen- und Schwaben-Rechts keineswegs aufgehoben wird.

Die Geschichte dieser Veränderungen läuft durch die ganze zweite Periode. Man sieht, wie das Amt der Heerbannskommissarien ausartet, wie

die Kontrolle, wodurch das Reichsgut geschützt, der Heerbann aufrecht erhalten, auch die geistliche und weltliche Macht ins Gleichgewicht gesetzt werden sollte, einschläft. Der alte Rumpf, dem Karls genialischer Kopf fehlt, wird krank an allen seinen Gliedern. Gezwungen müssen nun die schwachen Besitzer freier Höfe, mächtiger Edeln oder Geistlichen Schutz suchen. Dadurch entstehen dann übertragene Lehen, und mächtige Dynasten erheben ihr Haupt im Lande. Die Ludolfinger, Billunger und Brunonen; die Nordheimer und Süpplingenburger, erzwingen sogar die Erblichkeit des Grafenamts. Die Begriffe von Ehre und Freiheit verwirren sich. Dazu trägt besonders das Entstehen (eines in der Sächsischen Verfassung anomalischen Körpers) der Städte, viel bei. Handwerke, Künste und Handlungen blühen auf. Sie schaffen Geldreichthum und begründen ein neues Recht. Auch der Nationalcharakter nimmt dabei neue Wendungen und schmiegt sich in fremde Formen.

Der von den Sassen gegen Heinrich den vierten voll Erbitterung geführte Krieg, mit welchem die dritte Periode beginnt, warf endlich die gährenden Massen vollends durcheinander. Denn Kontrolle, Kommissariat und Kommando kamen nun zum größten Nachtheile der freien

Landeigenthümer in eine Hand. Sogar das Herzogthum war erblich geworden. Namen und wahrer Begriff des Eigenthums giengen verloren, das Reichsgut verschwand, und dadurch war zur Landeshoheit der Fürsten der Grund gelegt. Vollendet wurde alles durch Heinrich des Löwen Sturz, womit der erste Theil unserer Geschichte sich endigt.

An diesen Faden des gesellschaftlichen Lebens und der allmählig verwandelten bürgerlichen Verfassung, lassen sich ungezwungen alle Ereignisse, die von innen und aussen zur Ausbildung des Staats mitwirken, knüpfen. Die Keime mancher Frucht, die erst in neueren Zeiten blühete und in den neuesten zur Reife gediehe, liegen in jener alten Zeit, obwohl ihre rauhe Schale gegen unsern Geschmack sehr grell absticht. Doch ich darf nicht anticipiren, was erst späterhin durch die Geschichte selbst verständlich werden kann.

Ihr zweiter Hauptabschnitt reicht von den Zeiten Heinrichs des Löwen bis auf die Zeit, worin die Territorialhoheit feste Wurzeln schlug. Die Geschichte des Volks tritt nun in Schatten hinter die Geschichte des Fürstenhauses, und der durch dasselbe besonders begünstigten Dienstmannen, Lehnsträger und Ministerialen zurück. Nur

ein scharfes, vom Geiste der Freiheit belebtes Auge vermag die Ueberbleibsel des tief eingefahrenen alten Gleises zu entdecken.

Es kann nicht mehr von einer Geschichte der Sassen, jener freien Urbewohner unsers Vaterlandes, sondern nur von Braunschweigischer Geschichte die Rede seyn, deren Erzählung an den Faden der Geschichte des Fürstenhauses fortläuft. — Zwei Unterabtheilungen des zweiten Hauptabschnitts bieten sich dem Auge des Forschers dar.

Die erste Periode reicht von den Zeiten Heinrichs des Löwen bis zu der von den Söhnen Albrechts des Großen fortgesetzten Landestheilung. Die Veränderungen der Landesverfassung, welche aus Zergliederung des Großherzogthums hervorgiengen, und durch die ganze Periode fortwährten, verdienen hauptsächlich des Geschichtschreibers Aufmerksamkeit. Darum wird auch die Erhebung der Braunschweig = Lüneburgischen = Erblande zum Reichsfürstenthume einen Ruhepunkt der Betrachtung gewähren müssen. Die Sprache dieser Zeiten kannte zwar nur Herren und Knechte; aber der zwischen beide sich eindrängende Mittelstand, (der Städtebewohner, oder Bürger im engern Sinne des Worts) erhob dessen ungeachtet allmählich sein Haupt gegen den adlichen Lehnsträger des Fürsten, — bald nachher gegen den Fürsten selbst.

Durch sonderbare Verwandlung der Dinge hatte die schüchterne Freiheit sich ein Asyl in den, von den Vorfahren als Kerker gehaßten Städten bereitet, und der ausgeartete räuberische Adel zwang die Bürger mehrerer Städte zur festen Verbindung unter einander, um desto nachdrücklicher ihr Eigenthum schützen zu können. Unerfahren in der Staatskunst, sahen auch die Fürsten mit Widerwillen die anfangs von ihnen selbst begünstigte Macht empor wachsen. Statt sich die städtischen Gemeinheiten ergeben zu machen, oder im Staate daraus gleichsam ein Unterhaus zu schaffen, welches reichliche Mittel zur Vergrößerung der Fürstenmacht dargeboten haben würde, reichten sie selbst ihren stolzen Lehnsträgern die Hand zur Vernichtung des bürgerlichen Reichthums und der städtischen Freiheit.

Ein unnatürlicher Kampf der Glieder des Staatskörpers gegen sein Haupt, war des Mißgriffs unausbleibliche Folge. Dieser Kampf schwächte gewaltsam die Segnungen, welche durch das Aufblühen der Gewerbe, der Künste und des Handels, das Vaterland in hohem Grade schon damals beglückten. Geist der Unruhe und Empörung, wilde, zügellose Freiheitswuth, roher Bürgerstolz und tiefe gegenseitige Erbitterung des Adels und Bürgerstandes konnten nicht ausbleiben!

Nebenher wurden die alten Rechtsbegriffe völlig verdunkelt und verwirrt. Die gemeine

Ehre war auch längst verschwunden. Als nun der Städte Geldreichthum sogar das Landeigenthum überwog, konnte so wenig die alte Norm des Wehrgeldes, als die sonst übliche Strafe bürgerlicher Vergehungen durch Schadenersatz statt finden. Zur Aufrechterhaltung gemeiner Sicherheit wurden jetzt Leib = und Lebens = Strafen nöthig. Das alte Recht der Abrede schlief ein, und obrigkeitliche Willkühr griff Platz. Der Blutrichter schwang sein drohendes Schwert, die Bahn des Uebergangs von Bürger = zu Unterthanen = Pflichten war gebrochen, und die Anarchie arbeitete einer neuen Verfassung entgegen. So ist der Charakter dieser Periode beschaffen, worin das Aufblühen der Gewerbe, der Künste und der Handlung, den grellen Abstich der Farben durch ein sanfteres Kolorit zuweilen mäßigt. Wer Geisteskraft genug besitzt den schlüpfrigen Faden der Ereignisse mit unverwandten Blicken zu verfolgen, findet hier den reichhaltigsten Stoff zu Betrachtungen moralischer Natur = oder zu politischen Resultaten, die mancher auch jetzt noch als gefährliche Kontrebande, gern verpönt wissen möchte.

Die zweite Periode begreift die unglücklichen Zeiten des Lüneburgischen Successionsstreits, bei dessen Ende, durch gegenseitige Recesse, die noch jetzt fortdauernde Eintheilung der Braunschweig = Lüneburgischen Lande, in das Zellische,

Wolfenbüttelsche und Kalenbergische, gegründet wurde.

Die Landesverfassung gieng zum Theil auf dem alten fehlerhaften Plane fort. Die minder mächtigen Städte wurden zwar unterdrückt, aber das stolze Braunschweig erhob noch sein Haupt gegen den Fürsten. Der unglückliche Krieg gab in dieser Periode noch mehr Veranlassung, die Zahl der Dienstmannen mit unbelehnten, unbegüterten, zum Theil schlechten Leuten zu vermehren, und die Lehne fielen immer mehr zusammen, nachdem sie völlig erblich geworden waren.

Da die Kosten des verderblichen Krieges durch gemeine Steuern (welche man in jenen Zeiten noch nicht kannte) nicht bestritten werden konnten; so wurden die Fürstl. Kammergüter bald mit Schulden belastet, endlich ganz erschöpft und sogar verpfändet. Nun mußten die Fürsten ihre Zuflucht zu Lehnsleuten und Gutsherren nehmen, um sich außerordentliche Beihülfe von ihnen zu verschaffen. Diese trieb aber auch die gemeine Noth der Zeiten, sich zu ihrer Sicherheit unter einem Hauptherrn zu vereinigen, und von ihren alten Rechten allerlei aufzuopfern. In dieser Verwirrung sah man sich genöthigt, die Städte wegen ihrer wünschenswürdigen Beihülfe mehr als vorher zu begünstigen, sie allnachgerade für einen Stimmfähigen Landstand gelten zu lassen, und sie in die, durch Noth herbeigeführte Verbindung

aufzunehmen. Die von dem Fürsten begünstigten und als rechtsgültig anerkannten Privilegien der Städte, sind daher meistens aus dieser Periode. Es entstanden also auf diesem Wege unsere Landstände, welche nun, durch den edelmüthigen Vertrag unsers geliebten Herzogs (1sten Mai 1794) in ihren neuen Rechten geschützt, dastehen, als ein seltenes Denkmal wahrer Fürsten Größe und Weisheit in einem Zeitalter, wo andere deutsche Fürsten es sich hauptsächlich angelegen seyn lassen durch Beschränkung der Stände ihre Regentengewalt zu erweitern! Den Charakter dieser Periode bezeichnet der beginnende Kampf der alten Finsterniß gegen das neu aufgehende Licht.

Der dritte Hauptabschnitt umfaßt die Geschichte des Vaterlandes vom Anfange der Reformation bis auf unsere Zeit. Wir könnten sie billig eine Geschichte der vollendeten Landeshoheit nennen. Die Reformation war es, welche den Fürsten häufige Gelegenheit darbot, Rechte, welche sich aus einem schon lange erblich gewordenen Besitze der höchsten obrigkeitlichen Gewalt leicht folgern ließen, in ihrer völligen Stärke auszuüben, auch nebenher die Schranken der, ihren Ländern eigenen Verfassung sehr zu erweitern. Religion und Politik griffen hier in einander, und oft wurde die Vollmacht zur Erweite-

rung der Landesherrlichen Gewalt von der Noth entlehnt; oft der Haß der streitenden Religions-Partheien, zum Besten der höchsten Obrigkeit benutzt. Wie eigennützig auch anfänglich manche Triebfedern gewesen seyn mögen, so zeigen sich doch nun ihre Wirkungen: als das wahrhafte Beste des Landes.

Der Fürst findet sein Glück in dem Glücke seiner Unterthanen. Seine Macht ist groß genug, um Segen und Wohlstand über das Land zu verbreiten; aber nicht unbeschränkt genug, um Recht und Ehre, Freiheit und Eigenthum darin nach Gutdünken zu kränken, indem ihm in Nothfalle der Widerstand des höchsten Reichsoberhaupts und der Reichsgerichte entgegen gestellt werden kann. Diese Verfassung ist in jeder Hinsicht die glücklichste, welche aus der vormaligen Verwirrung hervorgehen konnte. Religion und Wissenschaften haben den Menschen über den Bürger erhoben, und die Rechte der Menschheit haben einen Sieg nach dem andern über alte bedungene Rechte erkämpft. Die Gesetze hat man nach dem Bedürfnisse der Zeiten aus allgemeinen Grundsätzen abgeleitet. Die Menschenliebe des gereinigten Christenthums veredelt die Begriffe von Patriotismus und Bürgerliebe, und durch das Licht der Philosophie werden die Ideen von Ehre und vernünftiger Freiheit erleuchtet. Erb-Adel und Geld-Reichthum müssen nun dem Menschen-

Adel und Geistes-Reichthum neben sich einen ehrenvollen Platz verstatten. Welch ein Riesenschritt, wenn man auf die Barbarei verflossener Jahrhunderte zurückblickt!

Dieser letzte Theil der vaterländischen Geschichte zerfällt, nach unserer, hauptsächlich politischen Ansicht, in zwei Unterabtheilungen.

Die erste Periode reicht bis zum westphälischen Friedensschlusse, welcher die allgemeine Verwirrung endigte, und also nicht nur in der Geschichte des deutschen Reichs überhaupt, sondern auch besonders in der neueren Geschichte unsers Vaterlandes, einen Ruhepunkt abgiebt.

Die zweite Periode umfaßt die Geschichte unserer Zeit, wo wahre bürgerliche Freiheit und ächte Regentenweisheit herrschen.

Das Gebäude dessen Grundlinien ich hier zeichnete und dessen Hauptgeschosse ich angab, kann freilich nur von eines Meisters Hand völlig ausgebauet werden. Manchem Geschichtskenner mag vielleicht der Plan als zu sehr ins Große angelegt vorkommen, und mancher wird glauben, er schicke sich allenfalls für die Geschichte des gesammten deutschen Staatskörpers, nicht aber für einen kleinen Theil desselben. Vielleicht war dies auch des vortrefflichen Mösers Idee, welche man in der Vorrede zu seiner Osnab. Geschichte

ausgeführt findet. Aber ich habe nach reiflicher Ueberlegung gefunden, daß derselbe Plan in der Hauptsache sich auch bei der Geschichte unsers Vaterlandes verfolgen lasse, ja daß man ihn beibehalten müsse, wenn überall Einheit und pragmatischer Zusammenhang in die Geschichte gebracht werden sollen.

Ich fühle meine Schwäche zu sehr, um die thörichte Einbildung zu nähren: ich könne an dieses Gebäude die Hand legen, deren es, wie oben gesagt, zum harmonischen Ausbau aller seiner Theile bedarf. Dessen ungeachtet habe ich meinen Standpunkt so hoch als möglich genommen, weil in der Ausführung des Entwurfs aus Mangel an Kraft und Werkzeugen, doch von selbst genug wegbleibt, was zur Vollkommenheit gehört. Macht man sich aber vor der Arbeit sein Ideal selbst klein, so muß vollends die Ausführung winzig ausfallen.

Was das Studium der Quellen, besonders für die mittlere Geschichte unsers Vaterlandes, anbetrifft, so gestehe ich, dasselbe nur mangelhaft betrieben zu haben, weil, ungeachtet aller angewandten Mühe, manche schätzbare Urkunde mir verschlossen blieb, und ich endlich des unnützen Herumfragens überdrüssig wurde. Ich sah mich also genöthigt, manches aus der zweiten Hand, z. B. aus Kochs Versuch einer pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig und Lüneburg;

aus den Orig. Guelf, aus den Sammlungen von Leibnitz, Rethmeier, Lezner, Pfeffinger, Meibom u. s. f. anzunehmen, was ich ungleich lieber aus der ersten Hand empfangen hätte. Es hat jedoch nicht an großmüthigen, dankenswürdigen Unterstützungen meiner Arbeit gefehlt. Was ich aber vorzüglich herbe fühlte, war der Verlust meines ewig unvergeßlichen Lehrers Remer, auf dessen Beihülfe ich bei dem ersten Entwurfe des Werks hauptsächlich rechnete. Mancher Abschnitt, würde durch seine Zurechtweisung ungleich reichhaltiger ausgefallen seyn, als es nun geschehen konnte.

So viel ich mit meinen Kräften vermogte, ist inzwischen geschehen, und hoffentlich das dringende Bedürfniß: eine pragmatische Geschichte des Vaterlandes zu besitzen, doch einigermaßen befriedigt. Wenn aber jemand durch meine Fehler gewarnt, ein vollendetes Werk darüber liefert, so werde ich der erste seyn, der ihm huldigt und sein Verdienst mit patriotischer Dankbarkeit öffentlich anerkennt.

Erstes Buch.

Aelteste Geschichte des Vaterlandes.

Die freien Sassen,

von

den Zeiten ihres ersten Zusammentreffens mit den Römern

unter

Cäsar und August;

bis

zur Eroberung des Landes

durch

Carl den Großen.

Inhalt des ersten Buchs.

Erstes Kapitel.

Das Vaterland nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet.

Zweites Kapitel.

Die freien Sassen in Nord-Deutschland. Nationalcharakter, Sitten, Lebensweise und älteste Verfassung.

Drittes Kapitel.

Kriege der Sassen mit den Römern und Sueven. Von Cäsars Einbruch in Nieder-Deutschland, etwa ums Jahr 70 vor Christi Geburt, bis zu den Zeiten des völligen Uebergewichts der Fränkischen Macht unter Klodwig, etwa ums Jahr 480 nach Christi Geburt.

Viertes Kapitel.

Allmählige Veränderung der ältesten Verfassung. Kriege mit den Franken. Zustand am Ende dieser Periode bei der Ankunft Karls des Großen. Etwa ums Jahr 770 nach Christi Geburt.

Anmerkungen, historische Kritik betreffend.

Erstes Kapitel.

Das Vaterland nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet.

Die erste Erzieherin des Menschen ist die Natur. Ehe er in eine bürgerliche Vereinigung tritt, empfängt er aus ihren Händen seine einfache Bildung. — Seine rohen Tugenden und Fehler sind ihr Werk. In der theuren Schule der Erfahrung übt er dann seine Kräfte, bildet seine Anlagen aus, erringt Künste und Wissenschaften, und veredelt endlich selbst die Natur um sich her. Was thut er dadurch mehr, als daß er einigermaßen ihre erste Wohlthat vergilt? — Den Einfluß des Bodens und Klimas auf seine Bildung darf er nicht vergessen, stände er auch auf dem höchsten Gipfel der Kultur. — Nie wird er ohne Beherzigung jenes Einflusses, seinen vormaligen und gegenwärtigen Zustand recht würdigen lernen. — Denn Bedürfnisse werden dadurch geweckt und befriedigt; Lebensweise und Beschäftigungen sind dadurch vorgeschrieben; Sitten, Gesetze und selbst Religionsformen müssen danach sich richten. Also trägt unmittelbar in der Kindheit, und mittelbar in reiferm Alter der Völker, ihr Natio-

nalcharakter stets unverkennbar den Abdruck der natürlichen Beschaffenheit ihres Wohnorts. Gründe genug, warum wir die Geschichte des Vaterlandes mit einer freien Betrachtung seiner natürlichen Beschaffenheit anheben.

Von dem Herzynischen Walde liefern uns Römische Schriftsteller, die zum Theil selbst längere Zeit in Nord-Deutschland lebten, seltsame und fast märchenhaft klingende Beschreibungen *). Gewiß ist es doch, daß von Alters her dieses hohe Waldgebirge sowol die natürliche als politische Scheidungslinie zwischen Süd- und Nord-Deutschland abgab. Was wir jetzt Harz nennen, war vormals nur ein kleiner Theil jener ungeheuren Waldmasse, deren Breite Caesar auf sieben, und deren Länge Mela auf sechszig Tagereisen angiebt.

Menschenkräfte vermochten nicht die Urform des Landes und die wesentlichen Bestandtheile seines Bodens zu verändern. — Daher giebt jetzt noch der Harz, als der höchste Gipfel Niedersachsens, dem nordlichen Deutschlande eine Totalabdachung gegen die Nordsee, wohin auch die

---

*) Vergl. *Caesar* de bell. Gall. VI. cap. 25. — *Mela* III. cap. 3. — *Tacit.* Germ. 30 und *Plinius* hist. nat. XVI. cap. 2.

meisten Flüsse des nordwestlichen Deutschlands, durch die Mündungen der Elbe und Weser, ihren Abzug nehmen.

Wir wollen unsere Wanderungen zu den Wohnsitzen der freien Väter, von den Höhen des vaterländischen Gebirges beginnen! Unser Standpunkt sey also zuerst auf der höchsten Kuppe desselben; auf dem alten, 6000 rheinl. Fuß über die Meeresfläche erhabenen Brocken! Dunkele Nebel schweben noch über der fernen Landschaft, nur das Gebirge tritt aus dem Schatten hervor.

Der Berg, auf welchem wir verweilen, besteht mit den zunächst um ihn herliegenden Theilen des Gebirges ganz aus Granit. — Seine Außenseite ist voll Torfmoore. Felsen und zähe Steinmassen bieten sich von allen Seiten dem Auge dar, und auf der höchsten Kuppe stehen nur einzelne Gruppen winzig zusammengeschrumpfter Fichten.

An das (die Urformation dokumentirte) Granitgebirge haben sich die Berge der zweiten, weit jüngeren Ordnung gereihet, und diese sind wieder von den Vorbergen umgeben, die sich ins flächere Land hinab in verschiedenen Richtungen ausbreiten.

Die Oberfläche des Ganzen ist stark bewaldet, und auf den Bergen der zweiten Gattung stehen neben dem Nadelholze mehrere Arten von Laubholz; die Vorberge aber sind mit Eichen, Buchen, Birken, Ellern und Linden bewachsen.

Auf der nordwestlichen Seite ist das Gebirge von einer lieblichen Landschaft umgeben; aber im Hartingau (dem jetzigen Blankenburg) erhebt sich in grotesken Gestalten die Teufelsmauer, eine Kette von wildgeordneten Sandsteinklippen, die fast ununterbrochen zusammenhängend meilenweit nach Süd-Ost fortstreicht. Kahle Sandberge, tief ins Land verbreitete Felsenwände, schroffe Thäler und öde Umkreisungen, gewähren dort nur widerwärtigen Anblick.

Ganz verschieden von der gegenwärtigen Ansicht des Landes war die Gestalt, welche man von den Höhen des Gebirges, in den Zeiten der altsächsischen Feiheit, erblickte. Rundum sah meilenweit das Auge nichts als dichten, finstern Wald. Denn, nicht zu gedenken, daß die Thüringische und Hessische Waldmasse, unter den alten Namen: Cäsa silva, Bacenis, Gabreta u. s. f. gewiß mit dem Harzwalde zusammenhing; schloß sich schon zunächst an denselben der Solling, ein Sandsteingebirge, welches sich nach Süd-Westen ausbreitet und in einer Strecke von neun Meilen fortzieht. Auf seinen Höhen bricht der Sollingerstein in mächtigen, tiefen Flötzen hervor, und ein dichter Forst von Eichen, Buchen und andern harten Holzarten bedeckt das wilde Gebirge. Der Deister und Süntel standen durch Waldstrecken wiederum mit ihm in Verbindung. An den Ufern der Leine, der Weser, der Ruhme

und Ilme hinunter, war also alles finsterer Wald.

Der Fallstein, die Asse und der Elm; die ganze Kette von bewaldeten Kalksteinhügeln im Norden des Harzwaldes; die Lichtenberge und der Oder, erschienen nur als vorspringende Aeste desselben; ja selbst die dazwischen liegenden Thäler und Ebenen ruheten im Schatten tausendjähriger Eichen und dichtbelaubter Buchen. Unter dem bald hohen, bald niedrigen Gewölbe der Bäume strömten die Oker, die Fuse mit ihren Nebenströmen, Ilse, Radau, Ecker und Schunter, in das Bette der Aller, welche sie der Weser zuführte. Diese brachte dann die ganze, von den Küsten Flüssen Geste, Wümme, Rohre und Drepte, zuletzt ansehnlich vermehrte Wassermasse, dem ungeheuren Schlunde der Nordsee zum Opfer.

Eine grausig erhabene Natur herrschte in diesen Wäldern; in den Schluchten, auf den Felsenhöhen und in den schroffen Thälern des Gebirges. Noch jetzt glaubt sich der Wanderer, wenn er die Roßtrapp, das wilde Oker-, das Marmor- oder das Schwarzfelder Thal mit bebender Seele betritt, in die hehren Gebirge Helvetiens versetzt. Alles ist wild und regellos, wie das Gefühl der Freiheit in der Brust des rohen Sohnes der Natur. Welchen Charakter mußte diese Natur dem wilden Jäger des Gebirges anbilden? Seinen

Geist nährt er an den Bildern des Erhabenen und Großen; seinen Muth wecken und stählen die Gefahren, womit er sich täglich hier umgeben sieht; seine Kraft erprobt er an dem grimmigen, pfeilschnellen Uhr*), oder an den hungrigen Wölfen und Bären, die in diesen Wäldern hausen; sein Freiheitsgefühl erwacht beim Anblicke erhabener Scenen der Natur, die ihn umgiebt, und gereizt bricht der wilde Freiheitstrieb eben so schäumend gegen den Unterdrücker los, wie der donnernde Strom sich gegen den Granitfelsen wirft, der, schroff und steil ins Thal hinausragend, seinen Lauf hemmen zu wollen scheint. Hier ruheten die Keime des, selbst von stolzen Römern bewunderten Nationalgeistes der Sassen.

Holz zum erwärmenden Feuer, kümmerliche Weide für ihr Vieh, und reiche Ausbeute der gefährlichen Jagd, gaben den Urbewohnern des Gebirges seine Wälder; aber die Schätze, welche in seinen Eingeweiden ruhen, lernten erst Jahrhunderte später Menschenhände aufspüren und hervorziehen. Wir wissen nun, daß zwischen der

*) Uhr, davon Urus, ein wilder Büffel, der nach Cäsars Bericht im Harzwalde hausete. Erlegung desselben war ehrenvoll. Seine mächtigen Hörner dienten zu Trinkgeschirren. Wunderbar ist wirklich, was Plinius XVI, 2. vom Harzwalde erzählt.

Grauwacke das Innere jener Berge nicht nur einen Ueberfluß an Eisen, Kupfer, Blei, Arsenik, Vitriol, Zink, Alabaster, Achat und Marmor, sondern auch edle Metalle enthält.

Laßt uns am nordlichen Fuße des Gebirges nach Südwesten hin bis zum Solling fortgehen, zuvörderst aber den Oberharz und seine Bewohner besuchen! Ein lustiges, gutmüthiges Bergmanns-Völkchen jauchzt uns sein „Glück auf!" entgegen. Fleiß und Genügsamkeit, fröhlicher, allen Gefahren trotzender Muth, und ein Köhlerglaube, so fest als die Gebirge, so alt als die Wälder, in welchen er entstand, haben unter jenem Völkchen ihren Sitz aufgeschlagen.

Ueber und unter der Erde arbeiten tausend geschäftige Hände, um die im Schooße der Berge ruhenden Schätze ans Tageslicht zu fördern, das Edle von dem Unedeln zu scheiden, des erstern Werth durch Form und Gepräge dem Auge bemerklich zu machen, und des letztern Brauchbarkeit durch Veredelung zu erhöhen. Der Bergmann selbst achtet des schimmernden Metalls am wenigsten, verjubelt oft in einem Abend den gefährlich verdienten Wochelohn, und spart nie, weil Arbeit stets Lebensunterhalt gewährt.

Silberhütten dampfen Tag und Nacht in den Bergstädten: Klausthal, Altenau, Andreasberg, Lautenthal, Grund und Wildemann. — In Zellerfeld ist die gemein-

schaftliche Münze, welche jährlich an 300000 Rthl. silberne Kurrentmünzen, nach dem Leipziger Fuß, ausprägt. Eine wilde Natur umgiebt die meisten dieser Städtchen. In einem grausigen, von Bergen und schroffen Felsen umgebenen Thale, liegt Altenau; noch schauerlicher ist die Lage von Wildemann. Wer jene Wildnisse betritt, dem ist die Kühnheit, rohe Biederkeit, ungeregelte Freiheitsliebe und feste Anhänglichkeit an der Väter einfache Sitten, welche unter den Berg-, Hütten-, Wald- und Fuhrleuten herrschen, kein Räthsel mehr. Gesetze und Verfassung mußten nach dem Geiste des Bergmanns sich fügen, dessen Moral sogar ihren eigenen kategorischen Imperativ hat. Denn er hält es für eine größere Sünde, eines Pfennigs Werth Erz, als eines Thalers Werth Wolle zu entwenden. Wort und Handschlag sind ihm so heilig als ein Eid. Bei dieser starren Ehrlichkeit vertrauet er festen Glaubens auf eine Vorsehung, die ihn nie darben läßt, wählt ohne Ueberlegung ein handfestes Weib zu seiner Lebensgefährtin, und sieht bald um sich her eine zahlreiche Familie, die fröhlich und ohne Menschenfurcht, wie er, im Berg und Wald für den gemeinschaftlichen Unterhalt arbeitet. Ja, hier wehet noch der Geist unserer freien Väter, denn, abgesondert von der verfeinerten Welt, hat ihre Sittenverderbniß ihn nicht zerstörend erreichen können.

Auch am Fuße des Gebirges, wo überall fleißiger Hüttenwerke Rauch in die Wolken steigt, hat der alte Nationalcharakter sich einigermaßen erhalten. Kommt man ins Blankenburgische; so zeigt sich dieselbe Fröhlichkeit und Frugalität unter den Hüttenleuten, welche aus 87 Eisengruben das unentbehrlichste Metall zu Tage fördern, und fröhlich singt sein Liedchen der Fuhrmann, welcher den Eisenstein zu den acht Hüttenwerken des Fürstenthums führt.

Betretet nur das schaurige Thal bei'm Rübelande, wo in dem mächtigen Kalksteingebirge und im Krocksteine braunrother, schwarzer, grüner, gelber, auch zimmetbrauner Marmor gebrochen, dann ins Schneide-, Schleif- und Drechselwerk zur mannichfaltigsten Verarbeitung gebracht wird! Selten werdet ihr ein finsteres, Mißmuth verkündendes Antlitz erblicken, wenn gleich fast alle Gesichter mit Kohlenstaub, Schmutz und Ruß überzogen sind.

Der Mensch ist hier bei seiner Armuth zufrieden, weil er nicht so viele Bedürfnisse als der Bewohner des fruchtbaren flachen Landes kennt. — Weniger für sich, als für andere, entreißt er der Erde ihre Schätze.

Unermüdeter Arbeit bietet der reiche Rammelsberg schon seit Jahrhunderten ein unerschöpfliches Erzlager dar. Durch Feuersetzen, Bohren, Schießen und Brechen entreißt man ihm sein Gold, Silber, Blei, Zink, Arsenik u. s. f. Am Eingange

des grausigen Ockerthals, wo sonst der rohe Sohn der Natur (die Nähe einer furchtbaren Gottheit, deren blutige Opfer auf dem steilen Burgberge dampften, vermeidend) mit bebendem Herzen vorbeieilte, stehen jetzt 54 gut gebauete Häuser zum bequemen Obdach von mehr als 400 Hüttenleuten, die das aus dem Rammelsberge erhaltene Erz, Tag und Nacht unermüdet verschmelzen; oder es zu jedem Behuf des Luxus und der Nothdurft verarbeiten.

Im Braunschweigischen Harzbezirke herrscht überall dieselbe Thätigkeit. Auf den Langelsheimer Hütten, auf der Deichhütte bei Gittelde, der hohen Staufenburg gegenüber, und auf der Wilhelmshütte bei Seesen, ist stets Arbeit. In den beiden letztern wird alles Kommunion-Eisen verarbeitet; in den ersteren aber auch Silber, Bleiglötte, Vitriol, Zink, Schwefel u. s. f. verschmolzen.

Das Stammgebirge des Harzes verlassend, wenden wir uns zum finstern Solling, und erblicken zunächst den Rauch der Karlshütte am Hilse. Bald darauf sehen wir auf den Höhen des Hilses selbst die Spiegelhütte zum Grünenplan. Auf der Spitze des Sollings erscheint die Glashütte zu Schorborn; im schaurigen Forst liegt die Hütte am Pilgrimmsteich, und im anmuthigen Wiesenthal der Hüttenort Mühlenberg. Ei-

senhütten und Kupferhammer finden wir auch im Kalenbergischen bei Uslar, und überhaupt beschäftigt sich ein großer Theil der Bewohner des Fürstenthums Obernald, mit Hütten- und Bergarbeit. Dem Gestein des Sollings wird, mittelst eines sehr einfachen Mechanismus, in den Steinschleifmühlen zu Holzminden die Form von Dach- Dehl- und Legesteinen gegeben. Wie viele Menschenhände sind also auf den Höhen und am Fuße des Gebirges zur Verarbeitung seiner Produkte geschäftig? Wie ganz anders jetzt als in der grauen Vorzeit, wo nur wilde Jäger hier hausten! — Gleich blieb sich fast nur auf und am Harze das Klima. — Streng ist die Kälte im Winter, herbe die Luft im Früh- und Spätjahre, und drückend die Sonne im Sommer, wenn sie von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallt. Doch erreicht in dieser Atmosphäre der Harzer oft ein hohes Alter.

Wer sollte es ohne Thatsachen der Erfahrung glauben? — Nicht selten wird wochenlang das Gebirge von dichten Nebeln bedeckt, die sich endlich in Schneegestöber, oder Regen auflösen. Der heiteren Tage sind überhaupt wenige, und die Witterung ist eben so unbeständig in der milden Jahrszeit, als die Winter hartnäckig, streng und anhaltend sind. Die vielen Dünste, welche allenthalben von den ungeheuren Waldungen verbreitet werden, verursachen im Sommer die furchtbarsten

Gewitter. Anhaltender rollt der Donner durch die engen Thäler, und bricht schrecklich sein Gepraſſel an den ſchroffen Felswänden. Zugleich fährt wie ein wogendes Feuermeer die Flamme des Blitzes über die düſtere Waldmaſſe dahin. In der Wälder Schatten ſteigen die Wolken hernieder und lagern ſich zwiſchen den rauchenden Bergen. Dumpf heult der Sturmwind, und unter ſeinem gewaltigen Druck beugen die ſchlanken Tannen knarrend ihr Haupt. Die Gebirgsſtröme rauſchen ins Thal, kullern Felsſtücke mit unwiderſtehlicher Kraft hinunter, brechen wüthend aus ihrem ſteilen Bette, und reißen mit fort, was ihren verheerenden Andrang hemmen will. Das Wild ſchreiet im düſtern Forſt, und ſcheu flattern die Vögel von Baum zu Baum, um Obdach zu ſuchen gegen den Regen, der ſtromweiſe herabplätſchert aus den zerriſſenen Wolken. Nur der Bergmann vernimmt tief in der Erde Schooß nichts von dem Toben der empörten Natur. Von ſolchen Gewittern hat der Bewohner des flachen Landes kaum eine Idee. Das Gebirge iſt der wahre Schauplatz erhabener Naturſcenen, und nur das in ſeinen Tiefen aufgewühlte Meer macht ihm den Vorrang ſtreitig. Was im flachen Lande gewöhnlich in Regen übergeht, fällt häufig auf dem Gebirge als Schnee herab, und gewährt uns den überraſchenden Anblick, daß wir nach einem kalten Regen auf unſeren Fluren, den gan-

zen Harz mit einem weißen Schleier überzogen sehen.

Ueberhaupt zeigt uns der Harz die Belege zu den fast unglaublichen Schilderungen Römischer Schriftsteller von dem Klima des alten Deutschlands. Hier erscheint die Natur noch in den alten Formen ihrer wilden Erhabenheit und Größe. Darum, Bürger meines Vaterlandes, werdet ihr nicht schmollen, daß ich zu lange in den schauerlichen Schluchten und auf den unwirthbaren Höhen euch festhielt! Kein schmackhaftes Obst, nicht einmal Getreide zur Nothdurft für seine Bewohner, gedeihet zwar dort unter dem rauhen Himmel; aber desto reichlichere Atzung für zahlreiche Heerden spendet der Boden, und an dem überflüssigen Holze, an dem erlegten Wilde, an den schmackhaften Erzeugnissen seiner Viehzucht, läßt der Harzbewohner auch die Städter im platten Lande für billige Bezahlung Theil nehmen.

Sobald man vom Gebirge herab in's ebenere Land kommt, verändern sich merklich Boden und Klima; — dadurch erhält dann auch der Charakter des Landvolks besondere Modifikationen. Vor Alters war das anders; denn das rauhe, nebliche Klima blieb bei der ungeheuern Ausbreitung der Wälder, bei den meilenlangen stehenden Sümpfen

und tiefen Moräſten, unter einem düſtern Himmel ſich im ganzen nördlichen Deutſchlande faſt gleich. Verſchiedenheit des Bergbebauers und Ackermanns konnte nicht ſtatt finden, denn der Ackerbau ward höchſt dürftig, der Bergbau gar nicht betrieben.

Wir folgen bei unſerer Wanderung durch die vaterländiſchen Fluren dem Laufe der Hauptſtröme, gehen vom Harze und Sollinger Walde an der Weſer hinunter bis zur Nordſee, wenden uns dann hinüber zur Elbe, und kommen an der Ilmenau durch die öde Lüneburger Haide wieder hinauf in die geſegneten Thäler zwiſchen dem Elme, der Aſſe und dem Fallſtein, bis an die ſüdöſtliche Spitze des Gebirges im Stiftsamte Walkenried. Bergzüge durchſchneiden in allen Richtungen den Weſerbezirk und das Kalenbergiſche, in deſſen nördlichem Theile der Süntel und Deiſter ihr bewaldetes Haupt erheben.

Die Thäler zunächſt am Harz und Solling werden durch viele, von den Gebirgen herabſtürzende Ströme und Bäche bewäſſert; aber der Boden iſt ſelten zum Ackerbau tauglich. Denn die mit Kalk, Lehm und Thon vermiſchte Dammerde liegt zu flach auf dem felſigen Grunde; ſie iſt zu ſteinig, zu naß und im Ganzen dem Einfluſſe der Witterung zu ſehr unterworfen. Wo ſich aber weiter ins Land die Thäler in größere Flächen ausdehnen, giebt es an den Ufern der

Weser und Leine herrliche ergiebige Aecker. Das Weserthal, die Aue und das Odfeld im Fürstenthume Wolfenbüttel, gehören zu den angebautesten und reichsten Gegenden des südlichen Niedersachsens. Die Landschaft ist romantisch schön; Berg und Thal wechseln stets mit einander ab; die fluthende Weser und Leine erheben des reizenden Gemäldes Pracht, und das anmuthige Weserthal hält vielleicht mit den, wegen ihrer Naturschönheiten berühmtesten Gegenden Deutschlands, einen Vergleich aus.

Die Urbewohner dieser in der grauen Vorzeit dicht bewaldeten Hügel und Thäler waren unstreitig Cherusker. Der Rächer und Retter deutscher Freiheit hatte seinen Stammsitz an der Weser östlichem Ufer, und kämpfte auf unsern vaterländischen Fluren im Thale zwischen dem Ihdt und der Weser (Amt Wickensen) den Blutkampf der Freiheit mit jenem Germanikus, der Varus Niederlage rächen sollte.

Die Cherusker waren sämmtlich Jäger, und nächst der Jagd blieb Viehzucht die Haupt-, Ackerbau aber nur Nebenbeschäftigung. Boden und Klima des Landes haben einigermaßen die alte Lebensweise erhalten. Haupterwerb des Landmanns an den Ufern der Leine ist gegenwärtig die Bereitung des Löwendleinens geworden. Alle Dörfer sind zu einer großen Manufaktur vereinigt, und des fleißigen Landmanns

Thätigkeit hemmt keine Jahrszeit. Mit Knechten und Mägden eilt er nach vollendeter Feldarbeit zum Weberstuhle. Weiber und Kinder bereiten den Flachs und spinnen Garn. Auch die alte Bauart der Sassen, wovon die meisten Spuren in Westphalen gefunden werden, trifft man hier zum Theil noch an. Wir werden im folgenden Kapitel weitläufiger davon reden. — Was nicht spinnt und webt, verdient sein Brod durch Köhlerarbeit, oder als Holzhauer, Potaschensieder, Steinhauer, Bergmann und Fabrikarbeiter. Einige Landleute verfertigen auch wol mit ihrer Familie leinene und wollene Strümpfe. — Wo blieb der alte Cheruskische Charakter? — Er ist nicht ganz verschwunden, denn der Harz und der Solling liefern noch jetzt die besten Soldaten zu den Fahnen der Welfen!

Je weiter man zwischen der Weser und Leine hinunter fortgeht, desto mehr trifft man auf moorige Flächen, auf Haide und Sandland. Mitunter giebt es aber auch marschartiges Kleiland, auf welchem Früchte und Gewächse trefflich gedeihen. Ansehnliche Waldgruppen von Eichen, Buchen, Ellern, Rothtannen, Birken und Espen durchschneiden die Landschaft. Wildpret ist überall in den Forsten, und ward bisher sorgfältig gehegt. Aber von den Thieren, die Cäsar und Plinius in die Waldstrecken dieser Gegenden versetzen, (Elentthiere, wilde Büffel, Bären und

Wölfe,) findet man keine Spur mehr. Selten sind auch die mächtigen Raubvögel durch das tödtende Blei der Jäger geworden. Desto besser ist die Pferde-, Hornvieh- und Schafzucht in Aufnahme gekommen, und der rohen Vorfahren Speise: Eicheln und Buch, mästet jetzt in den Wäldern nur Schweine, mit welchen ergiebiger Handel getrieben wird.

An vielen Orten sind Steinbrüche und Salzquellen. Wohlthätige Heilung gewährte auch schon manchem Kranken der Rehburger Gesundbrunnen.

Der Ertrag des Ackerbaues ist mittelmäßig, denn nur in besonders gesegneten Jahren reicht er zum Bedürfnisse der Landesbewohner hin. — Der ärmere Bauer und Städter spinnt fleißig. Viele Leinewand wird zum einheimischen Gebrauche und zur Ausfuhr verwebt. Der veredelte Kunstfleiß liefert Wachstuch, schön gedruckte feine Leinewand und treffliche Wollenmanufakturen. Ausländische Produkte gedeihen in dem widerstrebenden Klima nur selten; unbedeutend sind daher die Seidenmanufakturen, und dürftig ist der Gewinn des Tabaksbaues.

Das fleißige Volk gewinnt jedoch seine Nahrung auf mancherlei Weise; denn der nicht sehr ergiebige Boden zwingt es zu allerlei Hülfsmitteln des Erwerbs seine Zuflucht zu nehmen. Es lebt genügsam und frugal, und sehr hart muß der Druck werden, ehe es sein Haupt gegen den Unterdrük-

ker erhebt. Das Temperament des Landmanns neigt sich hier überhaupt zum Phlegma hin, darum dauert er, selbst bei der Schwerfälligkeit, womit er meistens seine Sachen angreift, bis zur äußersten Ermattung aus. Den freien, raschen Bewohner des Harzes findet ihr nicht mehr; auch ist hier das Klima an manchen Orten feucht und ungesund.

Wir nähern uns nun den Wohnsitzen der alten Angrivarier (Engern), und machen einen Abstreifer auf das westliche Ufer der Weser zur Grafschaft Hoya. Nicht nur von der Weser, sondern auch von der Hunte und Dellme, wird das Land bewässert. An diesen Flüssen giebt es marschartige Landstriche, überhaupt aber ist der Boden sandig, und die großen Haiden gewähren nur Bienen und Haidschnucken dürftige Nahrung. Die Wiesen am Ufer der Flüsse geben indessen herrliche Weiden. Viehzucht ist also Hauptbeschäftigung der Einwohner, und mit Pferden wird starker Handel getrieben. Die Aecker tragen Roggen, Hafer und Buchweizen kaum zum Nothbedarf, und am Holz ist Mangel, welchen aber guter Torf ziemlich ersetzt. Die meisten Hände beschäftigen sich, außer der Vieh- und Bienenzucht, mit Spinnerei und Leinenweberei. Viele weben auch wollene Zeuge, stricken Strümpfe

oder handeln mit Wolle, Honig und Wachs. Aber das Land scheint nicht alle seine Bewohner nähren zu können, denn nicht wenige gehen im Frühjahre nach Holland, helfen dort bei'm Torfstechen, Grasmähen u. s. f., und kommen um die Zeit der Ernte mit einem Theile des sauer verdienten Lohns zurück.

Weiter nach Westen in der Grafschaft Diepholz besteht das Land fast nur aus Haiden und Mooren; auch Wiesen findet man wol, aber sehr wenige Aecker. Zu mühsamerer Bearbeitung des Bodens durch Pflügen und Nachgraben des Gepflügten sieht sich der Landmann gezwungen, und doch ist die Ausbeute dürftig! Torf muß den Mangel des Brennholzes ersetzen. Viehzucht ist Hauptnahrungszweig, und der Dümmer See hat nicht unbedeutenden Reichthum an Fischen. Je dürftiger das Volk von der Natur ausgestattet ward, desto fleißiger zeigt es sich. Die Leinenweberei beschäftigt viele Hände, obgleich der Bauer dazu die Heede aus dem Mindenschen und Münsterschen holen muß. Hornvieh- und Leinenhandel gewähren zwar Einigen Wohlstand, aber der größere Theil wandert nach Holland, um dort den Nothbedarf für den Winter zu verdienen.

Boden und Klima verändern sich wenig, wenn man die Wohnsitze der alten Bruckterer oder Bruch-Sassen, im Osnabrückischen, betritt. Ueberall bemerkt man, daß die Gegend ihren ersten Gästen nichts als Feuerung und einige Nahrung für ihr Vieh darbot, denn sie besteht meistens aus Sand, Haide, Moor und Gebirgen, denen Menschenfleiß einige Aecker nach und nach abgewonnen, — späterhin sie angebauet hat.

Glaublich ist es, daß in den ältesten Zeiten die Moore geschwommen und sich durch die untergetretene See erhoben haben, denn man findet darin versteinerte Seemuscheln. Auch trägt in diesen Gegenden der Sand überall Merkmale der Anspülung. Für die Einwohner sind die Moore wegen des Torfs, bei'm Mangel des Brennholzes, von äußerster Wichtigkeit.

Die dürftige Natur zwang ihren Zögling, selbst die unfruchtbare Haide auf mancherlei Weise zu nützen. Sie giebt seinen Schafen und Bienen nothdürftige Nahrung; — wird, wenn Moor darunter steht, angezündet und man säet Buchweizen in die salzige Asche, ja, ihre Narbe oder Plagge dient zum trefflichen Dünger des Sandlandes, indem man sie in großen Haufen zusammenführt, mit Dünger untermischt, sich durchbrennen läßt und dann auf die Felder bringt. Der fleißige Bewohner der Haide zieht aus vier-

zig Quellen, was der Bewohner des Kleilandes aus einer einzigen nimmt.

Die Gegend ist in Süden uneben und die Berge enthalten Marmor, vielerlei gute Steine, auch Silber und Eisen, aber wegen Mangel des Holzes können diese Metalle nicht mit Vortheil verarbeitet werden. Ebener wird das Land gegen die Nordsee hin, hat an der Hase und Hunte zwei nicht unbeträchtliche Flüsse, und selbst seine kleinern Gewässer: die Else, Düte, Hessel, Nette u. s. f. sind reichlich mit Fischen versehen. Der dem Moore und der Haide abgewonnene Acker trägt kaum Roggen, Hafer und Buchweizen. Selbst die Weide ist dürftig und nicht fett, daher das Vieh klein bleibt, das größere aber aus Ostfriesland geholt wird. Glücklich ist der Landmann, daß hier kein Wild seine Fluren verwüstet. Bei dem Mangel des Holzes kann sich hohes Wild nicht bergen, und ist nur in geringer Anzahl vorhanden.

Was die Natur dem Lande an Naturprodukten versagte, das gewinnt der Bewohner Fleiß durch Spinnen und Weben, oder durch Wanderungen nach Holland. Mann, Frau, Kinder und Gesinde wenden die Zwischenräume ihrer mühsamern Arbeit zum Spinnen an. Jeder hat seinen Weberstuhl im Hause, und das verfertigte Löwend wird nach beiden Indien, besonders über

England und Holland verführt. Höchst wichtig ist dieser Erwerbszweig, weil das gewonnene Geld in die kleinsten Adern des Staatskörpers zurückfließt, und die ganze Masse belebt. Nächst dem Löwend wird auch grobes wollenes Zeug verfertigt.

Die nach Holland wandernden Leute sind meistens Beiwohner oder Häuslinge, welche durch das mitgebrachte Geld, Aecker und Früchte, selbst auf dem platten Lande, im Preise erhalten, deswegen auch des weisen Staatsmanns Beherzigung nicht weniger als die landsässigen Bauern verdienen. Boden und Klima haben dem Volkscharakter ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt. Fleiß und Genügsamkeit ist der hervorstechendste Zug desselben. — Doch, wir wollen uns nicht vorgreifen mit Betrachtungen, die eine andere Stelle verdienen. Nur laßt uns, ehe wir das Land verlassen, seiner, in der Geschichte der grauen Vorwelt merkwürdigsten Gegend einen Blick widmen. Es ist jenes Thal unterm Düstrupper Berge an der Hase, dem Teufelsbruche gegenüber, wo die riesenhaften Gredescher Steine hervorragen und die Menge deutscher Grabmäler ein Schlachtfeld vermuthen läßt. Dort kämpften die Legionen Augusts den Blutkampf mit den Sassen, die Hermann anführte, — dort fiel Varus, — dort bluteten auf den noch jetzt unversehrten Altären Wodans die stolzen Tribunen als Nachopfer der

verhöhnten Freiheit. Wir werden dieses schaudervolle Schlachtthal noch einmal betreten müssen, wenn wir der frühesten Schicksale unsers Volks gedenken.

Nord-östlich über die Weser zurückgehend, kommen wir zu den Wohnsitzen der Kauchischen Sassen. — Das Fürstenthum Verden hat nur an der Weser und Aller Marschland, übrigens ist bloß Haide und Geestland, mit Holzungen untermischt, zu finden. Es wird von vielen kleinen Flüssen: der Wümme, Veerse, Wiedau, Wieste und Rodau durchströmt. Je weiter man von hier aus zum Gestade der Nordsee fortschreitet, desto stärkere Belege finden sich zu den fast mährchenhaft klingenden Schilderungen, welche Plinius von der alten Naturbeschaffenheit dieser Gegenden liefert. *) — „Das Meer, — erzählt er, — „überschwemmt täglich zweimal das „Land der Kauchen so hoch, daß man nicht weiß, „ob diese Gegenden Land oder Meer zu nennen „sind. Da hat das arme Volk Hügel aufgewor„fen, gerade so hoch, als das Meer zu steigen „pflegt, und sich Hütten darauf erbauet. Bei „der Fluth scheinen sie zu schwimmen, und bei „der Ebbe sehen sie denen ähnlich, welche Schiff-

*) *Plinius* historia natur. lib. XVI. cap. 1.

„bruch gelitten haben," u. s. w. Kaum sind zwei Jahrhunderte verflossen, als diese Schilderung in Gröningen und Friesland noch wörtlich genau zutraf. Auch ist wol unleugbar, daß, ehe Dämme das Land einfaßten, die höhere See unter die Kruste trat und sie emporhob. Ja, es giebt dergleichen schwimmende Aecker an der Weser noch jetzt, wo man mit Menschen pflügen muß, weil Pferde die Kruste durchtreten und durchfallen.

Eine andere Art von Naturwundern, als uns der Harz zum Beschauen darbot, erblicken wir also am Gestade des deutschen Meers zwischen den Mündungen der vaterländischen Weser und Elbe. Die Luft ist feucht und dick. Das Meer tobt an den Küsten und droht oft das Land zu verschlingen. Kein Berg, kaum ein Hügel beschränkt den Gesichtskreis; aber dennoch entzückt keine seelenerhebende Aussicht das Auge des Wanderers. Nur für physische Nahrung, für Produkte zum Handel und zur Ausfuhr, und selbst für die Erleichterungsmittel der letzteren hat die veredelte Natur in diesen Marschen zur Genüge gesorgt.

Eine Menge kleiner, doch schiffbarer Flüsse durchströmen das ebene Land. Die Geeste, Kesum, Röhre und Drezte, ergießen sich in die Weser. In die Elbe die schiffbare Oste, die Schwinge, die Lühe und Este. Das Marschland an den Ufern dieser Flüsse (welche Ver-

kehr und Ausfuhr der Produkte so sehr begünstigen,) trägt überflüssiges Getreide. Das Land Würsten an der Weser zeichnet sich durch treffliche Viehzucht aus; wenig giebt ihm Wieland und Osterstade nach. An der Elbe sind das Kehdinger und alte Land wahre Schatzgruben von Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen und Flachs. Den kostbaren Bau und die Erhaltung der Dämme zum Schutz gegen die Fluthen, ersetzt nun genugsam des veredelten Bodens Fruchtbarkeit.

Die Geest, oder das dürre Land, hat doch hin und wieder ziemlich ergiebige Aecker. Auf den Haiden weiden große Schafheerden, und die Bienenzucht ist nicht unbedeutend. In den Mooren wird reichlicher Torf gestochen, und theils im Lande selbst verbraucht, theils nach Hamburg und Bremen geführt. Auch schmackhaftes Obst wird in Menge gewonnen. Nur an Brennholz ist Mangel. Was nicht von Ackerbau und Viehzucht sich nähret, gewinnt reichliches Auskommen durch die Schiffahrt.

Die altsächsische Verfassung ist hier noch größtentheils einheimisch, denn bei der Wohlhabenheit der Landesbewohner hat sich der Freiheitssinn weit mehr, als in dem Landstriche, welchen wir bisher durchwanderten, erhalten können; kurz, der Nationalcharakter zeigt hier noch seine alte Form, wie die Natur. — Betretet ihr die Börde Scharm-

beck, so erblickt ihr Dörfer, die am hohen Moor erbauet, dann durch Sand, Rasen und Steine erhöhet worden sind. Oft hebt das Wasser ganze Moordistrikte von zwei bis drei Morgen nicht nur mit dem besäeten Erdreiche, sondern auch mit den darauf wachsenden Eichen, Tannen und Ellern, oder mit Scheuern und Wohnungen, wol zwölf Schuhe in die Höhe. Hielten kostbare Dämme der tobenden Meereswogen Gewalt nicht zurück: so könntet ihr noch jetzt das wunderbare Schauspiel abgerissener Inseln, die, gleich mächtigen Schlachtschiffen mit lebendigen Mastbäumen in den Fluthen daherschweben, anstaunen. *) Oft fallen die Bäume um, wenn das Wasser unter der Kruste sich plötzlich senkt, und hat im Sommer die Sonne das Erdreich ausgedörrt, so zittern vom Getöse eines Wagens, die stehengebliebenen Bäume.

Mit Recht wurden diese Gegenden Beveland genannt, und wahrscheinlich ist selbst der Name des Volks, welches das hohle Erdreich bewohnte, von dessen Beschaffenheit hergenommen.

---

*) Plinius macht von einem Seetreffen, welches die Römer bei Nacht mit solchen Inseln geliefert hatten, eine romanhafte Beschreibung. Tacitus aber nennt sehr ausdrucksvoll diese Gegenden tumidas Germaniae terras. Annal. II. 13

Der Name Börden (welcher hier schon gemein wird,) zeigt an, daß wir uns an der Elbe den Wohnplätzen der alten Longobarden nähern; denn Börde heißt ein fruchtbarer Strich Landes an einem Flusse, und kommt her von bören, oder tragen. Solche Börden bewohnten die Longobarden, und hatten davon ihren Namen. Die älteste Geschichte des Vaterlandes zeigt sie uns schon im jetzigen Lauenburgischen jenseit der Elbe. Dieser Landstrich ist eben und hat einige fette Aecker. Das Meiste besteht aber aus Sand, Haide und Geestland. Indessen wird es hier wieder sehr waldreich. Eichen und Buchen gewähren nicht selten treffliche Mastung, und überhaupt ist die Viehzucht beträchtlich; denn es werden an 500 Centner Käse, 200 Tonnen Butter und über 7000 Steine Wolle ausgeführt. Der Handel ist durch die Lage des Landes an der Elbe, durch die Steckenitz, welche die Elbe mit der Trave verbindet, und durch die gleichfalls schiffbare Wackenitz sehr erleichtert.

An der Ilmenau hinauf, durch die Lüneburger Haide, gewährt das Land trübseligen Anblick, denn ein magereres und unwirthbareres Ansehen haben hier die Haidegegenden. Das Auge ermattet an dem traurigen Haidegrau, und nur selten

wird es durch einzelne Gruppen von Laubhölzern, oder durch fruchttragende Saatfelder erheitert.

Menschen und Vieh scheinen in diesen Wildnissen mit zu verwildern, oder an Geist und Körper zusammenzuschrumpfen. Winzig und matt sind die Pferde, mager die Kühe, der Haidschnucken Wolle ist grob, lang und von geringem Werthe; selbst der Landmann ermattet an dem undankbaren Boden, und beschäftigt sich lieber mit Frachtfuhren. Allein diese Erwerbsart raubt ihm vollends die Zeit und Stätigkeit, deren er, um die dürre Erde gehörig zu beackern, bedürfte. Statt durch Kunst die Natur zu veredeln, führt er lieber ein unstätes, gleichsam nomadisches Leben auf der Heerstraße. — Indessen ist etwas geschehen, um selbst die dürre Haide an mehreren Orten (besonders im Amte Gifhorn) bewohnbarer zu machen.

Der Reisende, welcher auf dem Wege von Lüneburg nach Braunschweig gerade den unfruchtbarsten Strich, nämlich die Mitte des Landes, erblickt, würde jedoch sehr einseitig urtheilen, wenn er das ganze Lüneburgische nach diesem Maasstabe messen wollte.

An den Flüssen ist zum Theil fruchtbares Marschland, auf welchem mit gutem Erfolge Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Erbsen u. s. f. gebauet werden. In den schlechteren Strichen wächst doch Buchweizen, auch wol Flachs und

Hanf. Die Anpflanzungen von Tannen, Fuhren, Birken und Ellern, welche sumpfigen Boden ertragen, sind beträchtlich. Auch giebt es einzelne Waldgruppen von Buchen und Eichen, und die Wildbahn im Walde Görde ist sehr bedeutend. Die Torfmoore schenken reichlichen Ersatz des Brennholzes, ja, die öde Haide selbst wird durch starke Bienen- und Schafzucht einigermaßen benutzt. Im Ganzen liefert jedoch das Land seinen Bewohnern keinesweges die nöthigen Lebensbedürfnisse an Korn und Früchten. Seine Städte sind nur durch starken Transito- und Speditionshandel wohlhabend. Mächtiger fühlen sie aber auch den Druck ungünstiger Zeitverhältnisse bei einer Sperrung des Handels. — Diesen hat allerdings selbst die Natur erleichtert, denn an der Ost- und Nordseite Lüneburgs fließt die große Elbe, und nimmt die Jetze, Ilmenau, Luhe und Seeve auf. Die schiffbare Aller durchströmt das südliche Land von Osten nach Westen, und mit ihr vereinigen sich die Ocker, Fuse und Leine. Die Leichtigkeit des Waarentransports begünstigt das Fabrik- und Manufakturwesen ungemein; man hat auch im Lande Tuch-, Band-, Hut- und Strumpfmanufakturen. Zuckersiedereien, Amedomsfabriken und Wachsbleichen sind ebenfalls vorhanden. Für die ärmere Klasse ist aber die Leinenweberei von großem Nutzen. Von Naturerzeugnissen des Pflanzenreichs werden Gar-

tengewächse, Hopfen, Flachs, Floß- und Krummholz, Balken, Mastbäume und allerlei hölzernes Geräthe; — von Produkten der Viehzucht, Wolle, Wachs, Honig, Butter, Käse und Federvieh, ausgeführt. Auch gewährt der Fischfang nicht unbedeutenden Gewinn.

Der an das Fürstenthum Lüneburg gränzende Strich der Herzoglich Braunschweigischen Staaten bleibt noch immer so flach, daß man nur selten auf eine isolirt stehende, gleichsam vom Winde zusammengetriebene Anhöhe stößt. Flugsand ist hier die herrschende Erdart, die Niederungen sind sumpfig und morastig, die höher gelegenen Gegenden aber mit Sand und Haide bedeckt. Indessen ist doch der Sandboden größtentheils mit festeren Bestandtheilen vermischt, zur Hervorbringung der meisten Kornfrüchte geschickt, und das unwirthbare Ansehen der nahen Lüneburger Haide verschwindet also bald. Die Kultur hat feste Wurzel gefaßt, und die öden Steppen mit fruchtbaren Feldern vertauscht; denn Dorf ist an Dorf gereihet und die ganze Natur veredelt. Das ist sogar zum Theil mit dem ungeheuern Waldbruche, welcher von der zitternden Bewegung seines Erdreichs den Namen Drömling erhielt, geschehen. Er enthält auf 129324 Waldmorgen und seine morastige Oberfläche besteht aus einer, kaum Einen

Fuß hohen, meistens aus vermoderten Vegetabilien entstandenen, auf sandigem Grunde liegenden zitternden Kruste. Auf den Horsten wächst hartes Holz, und nur die Moräste sind mit Ellern und Buchholze, oder mit hohem Rohre und Riedgrase bewachsen, worin sich eine Menge Wild und Sumpfvögel verbirgt. An der südlichen Seite des Drömlings fließt die Aller; die Ohre aber verlor sich ehemals in demselben. Nun ist dieser ein festes Bette gegraben und dadurch zum Theil die Urbarmachung des Bruchs bewerkstelligt worden.

In dem nördlichen Theile des Fürstenthums Wolfenbüttel hat indessen die Kultur noch manche Ausbeute durch Urbarmachung des 18000 Morgen haltenden Lehrerwaldes, und durch zweckmäßigere Benutzung der Königslutterschen und Emmerstedter Brüche, zu hoffen. Haupterwerbsquelle kann, wegen Dürftigkeit des Bodens, der Ackerbau freilich nicht seyn. Zufrieden ist der Bauer, wenn er auf seinen Feldern so viel, als zur eigenen Nothdurft zureicht, gewinnt. Dann nimmt er seine Zuflucht zur Hornvieh-, Schaf-, Schweine- und Federviehzucht; auch die Holzbenutzung gewährt ihm nicht ganz unbeträchtlichen Lohn seiner Arbeit. Weiber und Kinder spinnen fleißig, verweben auch Garn und Wolle selbst zu Beilewand. Auf schlechtern Aeckern wird Buchweizen und Hirse gebauet. Der arme Häusling aber sammelt ver-

stohlen auf den Aeckern und Wiesen Scharte zum Verkauf. Genügsamkeit und Frugalität wohnen unter dem niedrigen Dache, welches gemeinschaftlich mit dem Wohnhause die Scheure bedeckt, wo Menschen und Vieh in patriarchalischer Einfalt und unbemerktem Schmutze zusammenleben.

Die Gegend an der Schunter ist zwar flach, doch nicht ganz ohne Naturschönheiten. Wiesen und Aecker sind mit Holzgruppen umgeben. Der Kampstieg und die Holzungen in den Aemtern Neubrück, Wendhausen und Vorsfelde gewähren der Landschaft ein liebliches Kolorit. Verläßt man das südliche Ufer der Schunter, oder wendet sich höher hinauf von dem Darm, den Marienthaler und Marienberger Holzungen, zum Elz und Elm hinüber; so verschwindet das Sandland und eine Reihe von Kalksteinhügeln beginnt. Die Landschaft nimmt eine verschönerte Gestalt an, und erscheint als eine mit Hügeln durchsetzte, wellenförmige Fläche, welche trefflich angebauet, ja mit Städten und Dörfern wie besäet ist. Von den Hügeln herab ergießen sich mehrere Bäche und kleine Flüsse in die Thäler, und schlängeln sich meistens zur Ocker hin.

Ueberbleibsel der alten Herzynia: die bewaldete Asse, der Elm, der Fallstein, die Lichtenberge u. s. f. beschatten das reizende Gemälde des glücklichen Landes.

Der Boden ist mit einer fetten, gewöhnlich auf

Lehm und Thon, seltener auf Kalk stehenden Dammerde bedeckt, die nach dem Grade ihrer Vermischung ins Schwarzgelbe und Braune spielt. Die wenigen kalten und nassen Aecker an den Bergen und einige Bruchreviere, welche man auch hier antrifft, sind gegen die allgemeine Fruchtbarkeit nicht in Betracht zu ziehen.

In diesen Gegenden ist Ackerbau Haupt-, Viehzucht, Garten- und Obstbau nur Nebenbeschäftigung und Erwerbsquelle. Ein Boden, der fast immer reichliche Ernten giebt, bürgt für sicheres Fortkommen, und schenkt seinem Besitzer Wohlstand, nicht selten auch Reichthum. Nur den Häusling und Brinksitzer fesselt der Spinnrocken. In den, westlich an das Amt Peine stoßenden Gegenden, wie auch in den Pfahldörfern um Braunschweig, macht der Hopfen, Tabak, Cichorien- und Rübenbau einen wichtigen Erwerbszweig aus. Die ergiebigsten Aecker finden sich aber im Residenzamte und den Aemtern: Jerxheim, Achim, Winnigstedt, Hessen und Schöningen. Man darf annehmen, daß bei guten Ernten das ganze Land einen Ueberschuß von 10000 Wispel an Getreide habe, welchen es, ohne Nachtheil seiner eigenen Konsumtion, den Nachbaren zuführen kann. Dieser Ueberschuß war auf 542000 Morgen, nach ziemlich genauer Berechnung, wenigstens im Jahre 1800 gewonnen wor-

den. *) Indessen giebt dies keinesweges einen sichern Maasstab für den Umfang des Kornhandels in den Herzogl. Braunschweigischen Landen. Denn in den Jahren 1799 und 1800 führten die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel allein für mehr als drittehalb Millionen Reichsthaler an verschiedenen Getraidearten aus, wozu unstreitig die kornreichen Nachbarländer das Ihrige beitrugen. Freier Kornhandel, den eine weise Regierung begünstigte, hat ersichtlich die Wohlhabenheit des Landmanns befördert. Wichtig ist dies auch für die physische und moralische Kultur des Landes und seiner Bewohner. Der in die Augen springende Vortheil leitet den Bauer, trotz seiner Vorliebe fürs Alte, zu wohlthätigen Fortschritten in der Landwirthschaft. Er beginnt unwirthbare Aenger und Moräste zu kultiviren; merkt auf das Beispiel, welches ihm durch die zweckmäßigere Bewirthschaftung der Fürstl. Domänen, der Klostergüter und Edelhöfe, von theoretisch-praktischen Oekonomen vor Augen gestellt wird; erhält durch vermehrten Wohlstand Empfänglichkeit für Geistes- und Sittenveredelung, und gewinnt Geschmack an Reinlichkeit und schönern Formen, indem er schon an-

*) Vergl. Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg, von Hassel und Bege. Erster Theil S. 115 fg.

fängt, Haus, Hof und Scheure zu verschönern und zu verzieren. Selbst sein Sinn wird milder und seine Hand bleibt nicht mehr verschlossen, wenn ein Unglück seinen Freund oder Nachbar trifft. Daß dabei zugleich die Festigkeit in Behauptung seiner Rechte und Freiheiten zunimmt, ist wol unleugbar; — wer mag es tadeln? Wenigstens braucht diese Wendung des Volkscharakters eine Regierung nicht zu fürchten, die über den Unterthanen nie den Menschen vergißt.

Für den stark betriebenen Ackerbau ist, sonderbar genug! in unserm Lande die Pferdezucht nicht hinreichend, und freilich giebt es in dem fetten Kleilande der Weiden zu wenige, um genugsame Füllen zuzuziehen. Der Bauer glaubt auch die Weiden besser benutzen zu können. Seine wohlgemästeten Pferde sind daher meistens von Mecklenburgischer, Hollsteinscher oder Hoyascher Race. Bloß die Anwohner der Weser und Leine treiben emsige Pferdezucht. Auch liefert der Drömling und das Harzburger Gestüt eine muntere, gedrungene Race, die sehr geschätzt wird.

Die Hornviehzucht ist im Flor, wo Holzweiden und fette Marschen sie begünstigen. Im Kleilande dient sie nur als Vehikel des Ackerbaues. Daher dann am Harze und der Weser der Viehstapel auch viel beträchtlicher als im flachen Lande ist. Nur auf großen Oekonomien und in sehr wenigen Dorfschaften ist die Stallfütte-

rung eingeführt; einigermaßen hat aber doch der Anbau der Futterkräuter die künstliche Heuwerbung vermehrt und den Mangel an natürlichen Wiesen ersetzt.

An großen Schäfereien mangelt es nicht. Die Schafzucht nimmt jedoch im Ganzen bei der sehr vermehrten Bevölkerung ab, auch möchte ihr Nutzen für das Allgemeine nichts weniger als entschieden seyn, da sie der Vertheilung der Gemeine-Aenger Haupthinderniße entgegenstellt. Haidegegenden und fruchtbare Kornböden können in Ansehung des Nutzens der Schafzucht unmöglich nach einerlei Maasstabe gemessen werden. — Zum Bedarf der Städte zieht das Land nicht hinreichende Schweine, denn man muß eine Menge derselben vom Auslande zukaufen.

Am Holze fehlt es überhaupt im Braunschweigischen nicht. Indessen machte die ungeheure Holzverschwendung voriger Zeiten strenge Vorkehrung der Regierung nothwendig, um drohendem Holzmangel noch bei guter Zeit vorzubeugen.

Wir sind schon durch den dichten Harzwald gewandelt, und verweilen nur noch bei den einzelnen Waldgruppen, die als Ueberbleibsel der, sonst das ganze Niedersachsen bedeckenden Herzynia, den Bewohnern des flachen Landes Buchen, Eichen, Fichten, Birken, Pappeln und Akazien zum Brennholze; — Eschen, Elzebeeren, wilde Apfel- und Birn-, Linden- und Taxusbäume aber zum

Tischlerholze liefern; der andern Arten von Nutzholz nicht zu gedenken. — Das Holz gehört in allen Gegenden der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg zu einem der wesentlichsten Artikel der Landhaushaltungen, auch wird ein sehr bedeutendes Verkehr mit demselben getrieben. Eine ungeheure Holzmenge verschlingt das Berg- und Hüttenwesen am Harze und in den Wesergegenden. Den Fichtenwaldungen hat die Wurmtrockniß, welche durch den Borkenkäfer erzeugt ward, unermeßlichen Schaden zugefügt, — dazu kamen in mehrern Jahren fürchterliche Windbrüche, welche die Holzverwüstung vermehrten. In den nördlichen Gegenden des Fürstenthums Wolfenbüttel würde ohne Zufuhr vom Harze der Holzpreis jedoch noch übermäßiger seyn, da er seit einem Jahrhunderte bereits vervierfacht worden ist.

An Produkten, welche durch Fabrik- und Manufakturwesen veredelt werden können, fehlt es (wie aus dem bisher Gesagten erhellet,) dem Lande keinesweges. Rohe Materialien liefert dem Handwerker und Manufakturisten der Landmann, der Holzschläger und Bergmann in die Hände. Wir bemerken zuerst die Veredlung des Flachses durch Garnspinnen und Leinenweben, welche mit größerer Thätigkeit auf dem Lande, als in den Städten, betrieben wird. Papierfabriken sind gleichfalls auf dem Lande. Sie befriedigen zwar nicht in Ansehung der Güte, aber doch in Ansehung

der Menge, das Bedürfniß hinlänglich. Weniger möchte sich dieses von den Woll- und Baumwollenmanufakturen behaupten lassen. Auch die Ledermanufakturen sind nicht zureichend. Bedeutender aber erscheinen die Seifenfabriken, denn in der einzigen Holzminder Seifenfabrik werden jährlich 50000 Pfund schwarze Seife bereitet.

In neueren Zeiten sind gleichfalls die Tabaks- und Cichorienfabriken sehr wichtige Nahrungsquellen geworden. Die Krepfabrik hingegen ist hinter ihnen zurückgeblieben. Die Gravenhorstische Salmiakfabrik in Braunschweig ist die einzige in Norddeutschland. Die Regierung hat den Kunstfleiß auf mancherlei Weise begünstigt, wovon die Porzellainfabrik, die Lutterlohsche Korton-, die Stecknadeln- und Lackfabriken zeugen. Rechnet man hiezu die gemeinreichen Nahrungszweige der Bierbrauerei, des Branntweinbrennens, der Essigbrauerei und der Liqueurfabrik in Braunschweig, Königslutter, Helmstädt, Holzminden u. s. f., so findet man sich von der erwerbenden Geschäftigkeit und dem Kunstfleiße unserer Mitbürger zur Genüge überzeugt.

Der Handel ist zwar dadurch dem Lande erschwert, daß weder ein großer Strom seine Städte unmittelbar mit dem Meere in Verbindung setzt, noch irgend ein Kanal mittelbar dazu wirkt; dagegen liegt es aber zwischen den größten deutschen Handelsstädten, und der ganze Han-

del des Nordens mit dem Süden Deutschlands muß seinen Zug über unsere Landstraßen nehmen, wenigstens Braunschweig berühren, welches also die Seele des innern und auswärtigen Handels des Fürstenthums ist. Mehr über diesen großen Gegenstand zu sagen, kann hier unser Zweck nicht seyn, wie überhaupt kein billiger Beurtheiler von dieser statistisch-geographischen Wanderung durch die vaterländischen Fluren mehr, als eine allgemeine Uebersicht ihrer alten natürlichen und durch Menschenfleiß veredelten gegenwärtigen Beschaffenheit erwarten wird. Wir werden inzwischen bei mancher überraschenden Ansicht der Ereignisse auf den Pfad unserer Wanderung zurück blicken, und manches Resultat durch Rückweisung auf die Beschaffenheit des Bodens und Klimas rechtfertigen müssen.

Wir beschließen unsere Wanderung, indem wir uns aus dem fruchtbaren Thale zwischen der Asse und dem Fallstein über das große Bruch wieder zur östlichen Spitze des Harzes hinwenden. In diesem Bruche verloren sich vor seiner Eindeichung die meisten kleinen Bäche, welche von dem Elme, Heese und Fallsteine herabstürzen. Es war also eine von den unzugänglichen Sumpf- und Moor-Gegenden, welche den Römern Gelegenheit gaben, Deutschland als eine unwirthbare, mit ewigem Nebel bedeckte Wildniß zu schildern. Nachdem aber durch die Mitte des Bruchs (wel-

ches sonst von Hornburg bis Oschersleben, dann längs der Bode durch einen Theil des Herzogthums Magdeburg bis gegen Bernburg im Fürstenthume Anhalt sich erstreckte) der Schiffsgraben gezogen, und das Wasser in die Bode und Ocker geleitet worden ist, hat man da die schönsten Weiden und Wiesen gewonnen, wo sonst nur unzugänglicher Morast war.

Eine wildere Natur als wir bisher irgendwo sahen, bietet sich zuletzt unseren Augen dar, wenn wir wiederum das Gebirge im Stiftsamte Walkenried besteigen. Am rauhesten ist die Gegend unstreitig zu Hohegeiß. Dort liegt nämlich noch alles unter Schnee und Eis begraben, wenn in den Thälern umher die Erde schon mit dem schönsten Frühlingsgrün bedeckt ist. Der Schnee fällt zehn bis zwölf Fuß hoch, und die Bewohner der niedrig gebaueten Häuser müssen oft den Ausgang durch die Dachlucken suchen. Die Wirbelwinde sind nirgends furchtbarer und gefährlicher. Sie reißen oft ganze Schneelager, die sich zu Lavinen bilden, mit fort, und diese bedecken Wege und Häuser. Frühling und Herbst sind hier äußerst kurz, die Sommer sehr heiß, und bei manchem furchtbaren Gewitter erblicken die Bewohner von Hohegeiß das prächtige Schauspiel kämpfender Gewitterwolken unter ihren Füssen. An einigen Orten ist jedoch das Gebirge von romantischen Thälern durchschnitten, welche den Wanderer mit der

wilden Natur wieder aussöhnen. Am mildesten ist das Klima in dem Thale von Walkenried, wo Feld- und Gartenfrüchte, auch einige Obstarten ziemlich gut fortkommen, doch nie die Traube ihre Reife erreicht.

Ein derber, roher Menschenschlag bewohnt die dichten Wälder. Der Köhler und Holzhauer bringt fast sein ganzes Leben im Walde zu. Viele nähren sich vom Verfahren des Holzes und Eisens, andere vom Bergbau und der Viehzucht. Der Kreis ihrer Wünsche ist sehr beschränkt und ihre Nahrung äußerst einfach.

Das Land, welches wir durchzogen, macht fast 800 geographische Quadratmeilen aus, und die Zahl der auf diesem Flächenraume lebenden Menschen beträgt wenigstens eine Million. Im Ganzen genommen findet diese Menschenmasse auf dem vaterländischen Boden alles, was zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört. Der Stammcharakter der Urbewohner hat sich bei dem Landmanne und noch mehr bei dem Bergbewohner in einzelnen Zügen erhalten, aber bei den Bewohnern der großen Städte ist er längst verwischt. Noch viel geringere Spuren des alten Nationalgeistes entdeckt man bei'm Adel und den Gelehrten, denen Erziehung und Wissenschaften einen mit den

Jahrhunderten fortgehenden veränderlichen Charakter anbildeten.

Die Natur selbst ist unendlich verändert. Der ungeheuren Waldung haben Menschenhände fruchtbare Aecker und Wiesen durch Ausroden des Holzes abgewonnen. Längst sind die Raubthiere aus unsern Wäldern verjagt, und das dem Landmanne so schädliche Wild schützt kein Gottesfriede mehr im finstern Forst. Ueberall trifft es der Jäger tödtliches Blei. Damit es aber nicht ganz ausgerottet werde, kann freilich nicht jedermann Jagdgerechtigkeit erhalten. Moräste und Sümpfe sind ausgetrocknet, zum Theil ganz urbar gemacht, zum Theil wenigstens ihre Gränzen beschränkt. Die unwirthbare Haide gewinnt mit jedem Jahre eine freundlichere Gestalt, und auf manchen Flecken hat die Kultur schon festen Fuß gefaßt. Den ergiebigern Boden lernte man zehnfach besser, als unsere rohen Vorfahren, benutzen. Doch ist unsern Nachkommen noch ein weites, fast unabsehbares Feld zur Veredelung der Natur eröffnet.

Beträte ein Zeitgenoße Hermanns des Cheruskers jetzt wieder die Gegenden zwischen dem Harz, der Weser und Elbe; so würde er kaum seine alten Wohnplätze, und noch weniger das Klima wieder erkennen. Wunderbar hat sich dieses durch Ausrottung der Waldungen und Urbarmachung der Moräste verändert. Ein milderer Him-

mel begünstigt nun das Gedeihen der meisten edlen Obstarten im flachen Lande, und Tacitus würde beschämt sein Urtheil zurücknehmen, wenn er jetzt das unfreundlich geschilderte Deutschland näher betrachtete. *)

Wo Kanäle sich häufen, wo große Brüche durchziehen, oder der Einfluß des nahen Meeres bemerkbar wird, ist freilich noch jetzt die Luft feucht, und nicht so gesund, als in den höher gelegenen Landstrichen. Allein solcher Moorgegenden giebt's nicht viele; weit ausgedehnter sind die schöneren Fluren, wo der Frühling sich durch helles, freundliches Wetter und eine milde Luft auszeichnet. Selten wird (außer auf dem Gebirge) die Sonnenhitze im Sommer drückend. Am schwülsten ist wol die Luft zur Zeit der Ernte, welche dadurch um so ermattender für den fleißigen Landmann ausfällt.

Der Herbst endigt gewöhnlich erst mit dem Ende des Novembers, und der Winter dauert bei scharfer, doch selten anhaltender Kälte nicht länger als drei Monate. Man hat durch vieljährige Vergleichung gefunden, daß der strengen Winter nicht mehrere als der gelinden sind. Im flachen Lande fällt der Anfang der Ernte gewöhnlich in die letzten Tage des Julius, vierzehn Tage später

*) Er nennt Deutschland überhaupt: Frugiferarum arborum impatiens. *Germ. Cap. 5.*

erntet man am Harz, und auf seinen höhern Kuppen wol gar vier bis fünf Wochen.

Die Natur hat auf dem vaterländischen Boden also nirgend ganz ihre Hand dem Fleiße der Menschen verschlossen. Wo sie ihn nicht durch ergiebige Ernten mit Getreide und Früchten belohnte, gab sie durch edle und nützliche Metalle die mannichfaltigsten Schätze aus dem Schoße der Erde zur Verarbeitung. Den Anwohner der Flüsse und des Meers mögen Fischfang und Schiffahrt beschäftigen. Viehzucht kann dem Bewohner fetter Weiden und selbst dürrer Haiden Nahrung reichen. Handwerke, Gewerbe, Künste und Handel sollen den Städter beschäftigen! Es bescheide sich die Staatskunst keinen widersinnigen Kampf mit der Natur zu beginnen, oder Früchte des heißeren Klimas auf den alten Stamm der vaterländischen Kultur pfropfen zu wollen. Der weise Gesetzgeber nehme seine Wendungen nach allen diesen Umständen, so werden Zufriedenheit, Segen und Wohlstand das Vaterland beglücken.

Zweites Kapitel.

Die freien Sassen in Nord-Deutschland. Ankunft — Sitten — Lebensweise und älteste Verfassung.

Im Laufe von mehr als achtzehn Jahrhunderten hat das große Volk, welches nach uralter heiliger Sage seinen gemeinschaftlichen Ursprung von Theut oder Tuisk herleitet, unendlich viele Veränderungen erlitten. Das Land der Deutschen sieht eben so wenig, als ihre Sitten, Bedürfnisse, Religionsideen und Regierungsformen dem, was vor einem Jahrtausend war, noch ähnlich: selbst Witterung und Klima scheinen ihre alte Bahn verlassen zuhaben.

Nur eins ist geblieben, trotz aller Veränderungen auf deutschem Boden. Nichts hat die feindselige Stimmung zwischen Süd- nud Nord-Deutschland ausjäten können, nud nie hat gemeinschaftliches Staatsinteresse die große Masse deutscher Völkerschaften dergestalt zu einem harmonischvereinigten Ganzen gestimmt; — daß das Volk an der Ostsee den Glauben aufgenommen hätte: es gölte auch sein wahres Wohl und Wehe, wenn der Deutsche am Oberrhein, oder an der Donau mit räuberischen Nachbaren den Blut-

kampf für Ehre und Freiheit kämpfte! — — Wer zeigt uns den glücklichen Zeitpunkt, wo Deutschlands Fürsten und Völkerschaften in völliger Eintracht zu einem Zwecke handelten? — Ein solcher ist noch nicht gewesen! Wie könnte also die Geschichte der Deutschen zu einem harmonischen Ganzen gebildet werden?

Das von Alters her streitende Interesse Ober- und Nieder-Deutschlands bezeugt zur Genüge, daß jener große Volksstamm schon in der grauen Vorzeit, wohin der Blick des Geschichtforschers nicht dringt, weit von einander auslaufende Zweige getrieben habe, deren Spitzen hie und da in fremde Boden sich senkten, neue Wurzeln schlugen, verschiedenartige Säfte aufnahmen, und also auch ungleichartige Früchte hervorbringen mußten.

Wann dieses geschehen sey, weiß niemand, da die beglaubigte Geschichte so weit nicht reicht. Daß es geschehen sey, zeigt die Geschichte aber desto heller und überzeugender. Als die Römer Deutschland kennen lernten, hatte sich zwischen der Donau, der Elbe, dem Oberrhein und dem Harzwalde, schon die mächtige Heermannie der Sueven gebildet, und Heermänner im eigentlichsten Sinne des Worts, waren alle durch den mächtigen Kriegsbund gutwillig oder gezwungen vereinigte Völkerschaften. Hermanen, oder mit veränderter Aussprache, Germanen (I.), nannten die Römer jene tapferen

Völker mit Recht; denn ihr Bund hob das Landeigenthum auf, organisirte ein stehendes Heer, hielt Vorposten und Gränzsoldaten, unter den Namen von Heermunduren und Markomannen, und übertrug das Kommando der letzteren einem Feldkönige, der den Ehrentitel Markbod führte. Kurz des Bundes ganze Verfassung war darauf berechnet, zum Schlagen mit einbrechenden Feinden stets fertig zu seyn.

Welche Erschütterungen mußten also jene Länder schon erduldet haben, daß solch ein System gedeihen und der Plan dazu von einem großen kriegerischpolitischen Genie entworfen werden konnte? Ohne dringende Noth entsteht so etwas nie; Anläufe oder Verwüstungszüge unruhiger, wanderungssüchtiger Nachbaren müssen dazu Veranlassung gegeben haben. Jenseit der Elbe, bis zur Weichsel hin, wohnten dergleichen plünderungssüchtige Völker wirklich; Cimbern und Teutonen u. s. f. waren ihre uralten Namen. Gegen sie schloß der Schwabenbund seinen Verein, gegen ihre Anfälle deckte die Mark oder Gränze ein stehendes Heer von Markomannen; wo aber kein schneller Einbruch zu befürchten stand, war vielleicht nur Heermund bestellt.

Ein Reich seht ihr hier — ein germanisches in seinen ersten Keimen! Aber unsere Stammväter waren keine Germanen, sie duldeten

kein solches Reich, sie haßten jede daurende Herrschaft, und selbst die eines Feldkönigs wollten sie nicht. Darum blieben sie Sassen, d. h. freie Landeigenthümer (II.), die kein Recht, als nur ein verabredetes kannten, und glücklich genug waren, ihren einfachen Gesellschaftsvertrag im Frieden auszubilden, ehe Roms Herrschsucht Deutschlands Freiheit erschütterte.

Woher denn diese Verschiedenheit? Woher der alte Haß der Sassen gegen Schwaben und Franken? Welcher Geist belebte die Sässische Verfassung? — Das sind die ersten Fragen, welche der vaterländische Geschichtschreiber beantworten soll?

Es mag wahr seyn, daß die Anwohner der oberdeutschen Alpen, ja überhaupt die Völkerschaften, unter Anführung kühner Abenteurer, vielleicht aus Asien, sich von Osten nach Westen fortzogen, und als Kolonieen in die Länder an der Donau u. s. f. rückten. Kamen unsere Väter auch uranfänglich aus jenen Gegenden, so waren es doch sicher nur einzelne Abstreifer, die vom großen Trosse sich trennten, über das unwegsame Harzgebirge und durch seine finstern Wälder drangen, und dann ohne Plan, ohne Anführer, ohne irgend eine Idee von Reich und Herrschaft, diesseit des Harzwaldes so lange nach Westen fortzogen,

als sie unbesetztes Land fanden. Der Rhein und die Gallier hinderten bald ihr weiteres Fortrücken, und den Rückweg sperrten die an der Elbe sich niederlassenden Sarmaten und Wenden. Die Eingewanderten mußten also sitzen bleiben, wo sie waren, — und wurden Sassen. Als Eroberer sind sie offenbar nicht in diese Länder gekommen, das zeigt ihre ganze Verfassung, und schon dadurch wird die läppische Sage von der Ankunft der Sachsen, als ein Mährchen oder Roman, charakterisirt. Wer ein Land erobert und ein Volk unterjocht, geht anders zu Werke, als diese nomadisch auf dem Niemand gehörenden Boden fortziehenden Ankömmlinge. (III.)

Sie fanden hier einen theils gebirgigen, theils kalten, morastigen, mit Waldung bedeckten, oder mit Sand und Haide belegten Boden. Zu ihrer Nahrung waren nur Kräuter, Wurzeln, Beeren und wilde Aepfel vorhanden; aber ihr Vieh bekam hinlängliche, zum Theil vortreffliche Weide.

Wo es gut ist, laßt uns Hütten bauen! — war der rohen Barbaren Wahlspruch, und jeder Einzelne nahm nun mit seiner Familie so viel Land ein, als er brauchte oder gewinnen konnte. Wo gute Weide war fürs Vieh, wo ein klarer Bach trinkbares Wasser darbot, wo ein naher Wald hinlängliches Brennholz und ergiebige Jagd versprach, da bauete man am liebsten. Jagd und Viehzucht blieben lange die Hauptnah-

rungsquellen; denn Ackerbau erheischte Stätigkeit und fortgesetzte Arbeit, und dennoch vergalt der undankbare Boden so selten den aufgewandten Fleiß. Wie spät mußte unter solchen Umständen der Ackerbau feste Wurzel fassen? Wie natürlich wars, daß der wilde Jäger lieber über Berg und Thal den Thieren des Waldes nachsetzte, als daß er den undankbaren Boden, um etwas Hafer und Gerste zu gewinnen, durchwühlte? Wie klar wird es, daß, als endlich steigendes Bedürfniß zum Ackerbau zwang, diese Beschäftigung als eine des kriegerischen Mannes unwerthe, nur von Weibern und Knechten betrieben wurde?

Die Ankömmlinge waren roh und verwildert; auf diesem Boden und bei solcher Lebensweise konnten sie für keine griechische Kultur empfänglich werden. Gefahren im Kampfe mit wilden Büffeln, Bären und Wölfen, stählten den Muth, und Erhabenheit der Natur rund umher weckte das wilde Freiheitsgefühl. Wie konnten sich damit kleinliche Laster der Ueppigkeit und Verweichlichung vertragen? — In der öden Wildniß leitet das gemeinschaftliche Bedürfniß zur gastfreundschaftlichen Aufnahme des Verirrten, und Bewußtseyn eigener Redlichkeit macht vertrauensvoll gegen den willkommenen Gast; aber wehe ihm, wenn er die Ehre des freundlichen Wirths kränkt! Rachsucht bis aufs Blut verfolgt ihn dann unfehlbar! Spät erwacht auch bei der rauhen Le-

bensart der Geschlechtstrieb; denn keine kitzelnde Nahrungsmittel wecken ihn vor der Zeit, kein künstlicher Schmuck macht lüstern auf geheimnißvoll verdeckte Reize, und stimmt dadurch die erhitzte Einbildungskraft zu gefährlichen Träumen. So bleibt die Liebe nur Bedürfniß der Natur, und zur kalten Gewohnheit wird das, was wir Keuschheit nennen, weil ihre gefährlichsten Feinde (unsere schmelzenden und schmachtenden Gefühle) dem wilden Buben wie der kernfesten Jungfrau unbekannt sind.

Sehet da unsere rohen Väter und Mütter! Man begreift nun leicht, wie sie nothwendig das werden mußten, wofür sogar feindselige Römische Schriftsteller sie ausgeben: nämlich ein tapferes, redliches, einfaches, offenherziges, gastfreies, keusches, schönes und kraftvolles Volk, in dessen Charakter persönlicher Muth, hohes Ehrgefühl und entschiedene Freiheitsliebe die hervorstechendsten Züge sind! —

Wie bildete sich ihr Gesellschaftsvertrag? — Gewiß nach dem einfachsten Plane der Natur. — Tacitus sey hier unser Führer! Der Hof jedes einzelnen Wohners war ein abgesonderter, unabhängiger kleiner Staat. Der Hausvater handhabte ungestört seinen Frieden, oder sein Hausrecht, über Weib, Kind und Gesinde; sogar Priester war er in seiner Wehre. — Vielleicht bestand der schützende Hausgott uran-

fänglich nur (wie des Negers Fetisch) aus einem Klotz, aus einer Baumwurzel oder aus einem Stein, den Einfalt und Aberglaube geheiligt hatten. Die Religionsgeschichte war nichts, als dunkele Erinnerung väterlicher Sagen vom Urstammvater, der aus fernen Landen seine Sippschaft hieher führte. Heilige Einfalt, wie wenig bedarfst du zu deiner Befriedigung!

Keusche Liebe schlang ihr Band um Mann und Weib, und in seiner offenen Hütte, die jedem Nachbar das Zusehen vergönnte, war der Sasse von Ehebruch von Seiten des Weibes gesicherter, als der eifersüchtige Morgenländer in seinem mit hundert Schlössern verwahrten, und von bestechbaren Halbmännern bewachten Harem! Gern betrügt die Sklavin ihren Tirannen, der nur zum thierischen Genuß sie kaufte; selten das edle Weib den Mann, der zwar Herr aber auch Freund ist. Der Sasse liebte seine Kinder wie sein Weib; roh, wie alles bei diesen Menschen war, konnte jedoch die Elternliebe nicht in verweichligende Zärtlichkeit ausarten.

Halb nackt kroch der kaum entwöhnte Bube vor der väterlichen Hütte umher, balgte sich tüchtig mit Kälbern und Rüden, und vom schmutzigen Kampfplatz auf dem Misthaufen holte ihn die Mutter zum stärkenden Bade im nahen Bach. So wurden früh gestählt seine Nerven. Keine zärtlichere Behandlung unterschied den Sohn des

Herrn von dem des Knechts, ja überall gab's zwischen beiden keinen Unterschied in der Behandlung, ehe Waffen-Ehre den Sohn des Freien im Jünglingsalter von dem Sohne des Knechts unterschied. Zur Ehe schritt der Jüngling erst nach völlig entwickelter Mannskraft. Auch mit dem Mädchen eilte man nicht. Gesundheit, Körperschöne, Stärke und Keuschheit der Eltern, erbten also leicht fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Keine Neuerung zerrüttete das einfache Hauswesen, und die kleine Hütte des Vaters suchte selten der Sohn zu vergrößern. Ein ziemlich geräumiger Hof mit Pfahlwerk oder dichtem Gebüsch eingefaßt, umgab die niedrige Wohnung. Bei'm Eintritte sah man auf der einen Seite das Vieh, auf der andern den dürftigen Vorrath an Früchten. Im Hintergrunde brannte ein knisterndes Feuer, und ein platter Stein diente zum heiligen Heerd. Hier saß versammelt, wenn draußen Sturm und Ungewitter tobten, die einträchtige Familie. Bei dem Viehe schliefen Knechte und Mägde; neben oder hinter dem Feuer auf rauhen Bären- oder Büffelfellen der Hausvater, die Mutter und ihre Kinder. Waren Geschwister-Kinder da, so wurden sie wie eigene geachtet. Je größer die Sippschaft der Familie war, desto gesicherter schien auch die Unabhängigkeit des kleinen Staats. Niemand, schlechterdings Niemand durfte sich in seine Regierung mischen. Nur über

das untreue Weib fand eine Art von Familiengericht statt, wodurch aber dem beleidigten Manne keineswegs das Strafamt entzogen wurde. Er selbst schor der Ehebrecherin die Haare ab, peitschte sie aus dem Hause durch die Mark, und entehrt war sie für immer! Was der üppige Morgenländer mit Mord rächt, straft der keusche Sasse nur mit Entehrung. Aber einem ehrliebenden Volke ist Entehrung auch schmählicher als Tod! —

Unendlich milder war bei diesen, von hochfahrenden Römern verachteten Barbaren das Schicksal der Leibeigenen, als bei den gesittetsten Nationen der damaligen Welt.

Der Leibeigene des Sassen war erkauft, oder gewonnen im Spiel, oder gefangen im Kriege, oder leibeigen in des Herrn Wehre geboren, natürlich war also der Herr sein einziger Richter. Wer große Besitzungen hatte, übergab einen Theil derselben seinen Leibeigenen unter Bedingung einer bestimmten Abgabe an Früchten und Vieh; einige Knechte blieben auf dem Haupthofe des Herrn gefestet, um Handdienste zu leisten. Der ersteren Loos war ersichtlich das Bessere, denn sie litten nicht leicht von dem Jähzorn des Herrn, der Niemanden verantwortlich war, wenn er den widerspenstigen Knecht im auflodernden Grimm tödtete.

Genug vom Hausregiment und häuslichen Sitten unserer rohen Stammväter! Die erste Ver-

bindung, wodurch ein Gesellschaftsvertrag unter den Nachbaren eingeleitet wurde, entsprang aus gemeinschaftlicher Benutzung eines Weideplatzes, Moorreviers u. s. f., auf welche kein Einzelner sich ausschließliches Recht anmaßen konnte, weil es nicht in seinem Zaun und Wehre lag. Es ward also Gemeingut, und man mußte zur Erhaltung des nachbarlichen Friedens Abrede über gemeinschaftliche Nutzung desselben nehmen. Hieraus entstanden Markgenossenschaften.

Man setzte sehr einfache gegenseitige Pflichten und Rechte wegen Benutzung des Gemeinguts fest, und heiligte den Markfrieden. Der Uebertreter desselben ward eingewrogt, und mußte für den Bruch der Abrede eine bestimmte Brüche (Schadenersatz) leisten. Der älteste (graue) Mann wurde zum Markrichter erwählt, und man ordnete ihm als Beisitzer einige aus der Mark geschöpfte Genossen zu, die Schöppen (von schöpfen, auswählen) genannt wurden. Wer die Brüche nicht zahlen wollte, sondern in Beeinträchtigung des Markfriedens fortfuhr, setzte sich dadurch in Kriegsstand gegen seine Markgenossen, die nun nach dem Kriegsrechte verfuhren und ihn vogelfrei machten. Zwar ward seine erb- und eigenthümliche Wehre als heiliges Asyl geschätzt; man erfand indessen das Mittel: den Friedensbrüchigen durch Anzündung seiner Hütte ins Freie zu treiben, und ihn solchergestalt, ohne Verletzung

des Hausrechts, auf gemeinen Grund und Boden niederzuschlagen (IV.). Von der Heiligkeit des Hausrechts zeugen noch jetzt manche aus dem grauen Alterthume abstammende Gebräuche. So spricht z. B. in einigen Niedersächsischen Städten, bei Verlassung eines Hauses, der Gerichtsdiener darüber den Frieden aus mit den Worten: daß sich Niemand daran vergreife, es sey denn von Rechtswegen!

Nun war das Eigenthum und Gemeingut geschützt; aber wie das Leben und die Ehre jedes Einzelnen, da keine Obrigkeit, da kein Herrenrecht gegen den freien Mann statt fand, und alle einzelnen Wohner im Range gleich waren? — Man vereinigte sich bald über eine bestimmte Wehrung für jede Beleidigung, ja selbst für den Todtschlag. Schadenersatz war höchster Grundsatz der Justizpflege. Augen, Ohren, Nase, kurz alle Glieder des Körpers wurden (in den ersten Zeiten nach einer Anzahl großen und kleinen Viehes, späterhin nach baarem Gelde) geschätzt. — Der zu leistende Schadenersatz hieß dann Wehrgeld. Der Beleidiger mußte es dem Beleidigten entrichten, im Falle eines Mordes aber, an des Getödteten nächste Anverwandte zahlen. Für den Knecht bekam es der Herr (V.). Das einzige Ueberbleibsel dieser uralten Sitte, ist unsere Maulschellentaxe! Hätte aber baares Geld jetzt denselben Werth wie damals, man dürfte

wahrlich nicht bange seyn, daß Jemand zum Maulschellengeben für die Taxe besonders Gelüsten trüge; vermuthlich dürften sich viele zum Empfange melden.

Um den Geist der nach unseren Begriffen albernen Gesetzgebung richtig zu würdigen, muß wohl erwogen werden, daß dabei alles auf freier Abrede beruhete, und keiner sich beklagen konnte: es geschähe ihm durch jene Gesetze Unrecht, denn als Markgenosse hatte er sie ja selbst mitgegeben, wenigstens sanktionirt. Auch zwang ihn ja Niemand das Wehrgeld anzunehmen; sondern er konnte es verschmähen und sich auf eigene Gefahr mit seiner Faust von dem Beleidiger größere Genugthuung zu verschaffen suchen. Aber von den Markgenossen durfte er billig nicht mehr verlangen, als daß sie ihn zum verabredeten Wehrgelde verhalfen, und den Beleidiger, wenn er sich weigerte es zu zahlen, für gemeinschaftlichen Feind erklärten. Also standen zwar alle Männer für einen Mann; aber um Privathändel (wenn man der Grauen und Schöppen Vermittelung ausschlug) bekümmerte sich Niemand.

Daher die vielfältigen Fehden und der Ursprung des Rechts altsächsischer Familien; daß, ohne Bewilligung aller ihrer Glieder, nichts vom Familiengute veräußert werden durfte. Wenn alle gegenseitig für einander bürgen, und Blutrache von dem Beleidiger fordern sollten, so durfte

auch ohne gemeine Bewilligung das gemeinschaftliche Wehrgut nicht geschmälert werden (VI.).

In der Mark war jeder Hausvater für seine Familie und für sein Hausgesinde Bürge; — man hielt sich also nothwendig wegen des Wehrgeldes an ihn, wenn seine Leute Unfug getrieben hatten. Vom Schutze der Regierung oder des Staats wußte man damals nichts; jeder Einzelne mußte seinen besondern Mark- oder Hausvaterschutz haben. Nur der fremde Gast genoß drei Tage lang der Wohlthat einer Gemeinbürgschaft aller Markgenossen; nach Ablauf dieser Frist mußte aber der Wirth für ihn haften. Er begleitete daher den Abziehenden bis zur Wehre des Nachbaren, damit er nicht etwa unterweges Unfug anrichte*). Ihr seht den Nachhall alter Gastfreundschaft noch jetzt in der auf dem Lande gewöhnlichen Begleitung fremder Gäste, und in dem Sprüchworte: ein dreitägiger Gast ist jedem (allen Markgenossen) eine Last!

Man wußte nichts von Fiskalen, und inquisitorisches Verfahren kannte Niemand; denn beides würde die Freiheit empört haben. Wer sollte auch den Fiskal bestellen, wer den Inquisitor machen, da keine Obrigkeit in unserm Sinne des Worts, vorhanden war? Der Beleidigte selbst

*) Darum waren sie Monstratores proximi hospitii et comites. Tacit. Germ. 21.

mußte auf der Gilde klagen, oder sich mit eigener Faust Recht schaffen. Wer ruhig eine Beleidigung einsteckte, zog sich Verachtung aller Markgenossen zu. Also galt im strengsten Sinne der Satz: wo kein Kläger ist, spricht auch kein Richter!

Geschriebene Gesetze gab es nicht, und fremdes Recht war verbannt. Alles sollte nach Abrede, durch mündliche Weisheit, und in Beiseyn der Genossen geschehen; so wollte es die Freiheit! Nur im Gedächtnisse des Richters und der Schöppen sollte das Archiv der Gesetze seyn. Ein schlichter Spruch des einfachen, gesunden Menschenverstandes entschied über die wenig vorkommenden Streithändel; war der Richter ja zweifelhaft, so konnte er dreist (wie im Pfandspiele, dem einzigen Ueberbleibsel alter Rechtspflege) die Schöppen fragen: was ist hier zu thun? — Jeder Genoß lernte ja das verabredete Recht, und wußte, daß alles, was seit Mannes Gedenken gegolten hatte, auch für immer gelten müsse. Das wahre Recht der Verjährung ist also nicht Römischen, sondern altsächsischen Ursprungs (VII.). Heilige Freiheit und Gleichheit hatte diese Ordnung der Dinge geschaffen. Selbst in zweifelhaften Fällen ward vor der Einführung des Christenthums kein Reinigungseid zugelassen; dem Beleidiger etwas auf das zukünftige Leben zu borgen, dieß paßte gar nicht in das Gedankensystem unserer rohen Väter, bei

ihnen mußte auf der Stelle das Recht heraus. Wenn dazu des Richters Weisheit nicht hinreichte, so nahm man seine Zuflucht zu einem Gottesurtheil durchs Loos mit grünen Reisern, oder durchs Wiehern der heiligen Pferde. Wenn also die Gottheit gesprochen hatte, konnten Menschen sich nicht rühmen, mit überlegener, vielleicht der Freiheit gefährlicher Weisheit die Sache geschlichtet zu haben! Wie eisenfest muß der Freiheitstrieb bei unsern Vorfahren gewesen seyn!

War gemeinschaftliche Vertheidigung der Mark erfoderlich, so mahnte der Richter die Genossen auf, sich unter das heilige Banner zu stellen, und er war ihr natürlichster Feldoberster. Kein Mann durfte statt seiner einen Knecht senden; denn nur Freie waren des Krieges würdig; das Wort Mann galt als hoher Ehrenname, den kein Knecht führen konnte, und die Gesammtmasse der wehrhaften Markgenossen hieß davon Mannie. In Treffen standen die Familien neben einander, und was durch Bande der Natur am innigsten vereint war, hielt sich auch im Kampf für Ehre und Freiheit zusammen. Bruder stand an Bruder, der Vater deckte mit unförmlichem Schilde den Sohn, der Sohn den Vater; im Hintertreffen aber heulten Weiber und Kinder. Wie nahe waren hier die heiligsten Zeugen und Lobpreiser der Tapferkeit? — Wie mächtig stach nun der Sporn der Ehre, bis auf den letzten Blutstropfen zu

fechten zum Schutz des geliebten Weibes, der keuschen Braut, der unmündigen Säuglinge? Wie süß schmeckte der Lohn, wenn nach der Schlacht das treue Weib des Mannes Wunden sog, und ihn erquickte mit Speise und Trank, oder wenn der Ermattete ruhete im Arm der keuschen Lebensgefährtin! — Hätte er auch im Arm der Ehebrecherin *also* ruhen können?

Wehe dem Feigen, welcher Angesichts seiner grauen Väter schimpfliche Flucht ergriff, oder ehrlos den Schild im Stiche ließ! Er durfte nicht mehr in der Männer Versammlung auf Gilden und Marksprachen erscheinen. Man floh ihn wie die Pest, und oftmals endete er sein mit Schande bedecktes Leben durch Selbstmord. (Tacit. Germ. 8.)

Ich frage euch, Bürger meines Vaterlandes: war dieser Geist des Krieges, war dieses Gefühl der Ehre nicht mehr werth, als unser hochgerühmtes point d'honneur? —

Noth und Bedürfniß trieben endlich die einzelnen Mannien zur größeren Nationalverbindung; aber auch die Frage: wann dieses geschehen sey? — beantwortete uns die beglaubigte Geschichte nicht. Als Römische Heere über den Rhein in Niederdeutschland einrückten, war die Nationalverbindung der *Cherusker*, *Bruckterer*, *Kauchen* und *Angrivarier* schon geschlossen. Alle diese Völkerschaften gehörten zu einem Hauptaste des großen Deutschen Volksstamms.

Sie waren sämmtlich Sassen, die weder Reich noch Herrschaft unter sich duldeten, die jedem freien Manne Antheil an der höchsten gesetzgebenden Gewalt zugestanden, die ihre Richter selbst erwählten, und durchaus kein Staatsrecht annahmen, wodurch das Markrecht, die hausväterliche Gewalt, oder die gemeine Ehre und Freiheit gekränkt worden wären. Obwol die Geschichte über die bestimmten Ursachen ihrer Nationalverbindungen schweigt, so können wir doch mit völliger Sicherheit annehmen: daß schon vor den Römerkriegen auf unserem vaterländischen Boden große Revolutionen vorgegangen seyn müssen, wodurch jenes Zusammentreten der einzelnen Mannien in ein großes Trutz- und Schutzbündniß bewirkt worden war. Wortklaubereien gehören zwar nicht in die vaterländische Geschichte, indessen wird es wohl erlaubt seyn zu bemerken: daß die Bruckterer ihren Namen höchst wahrscheinlich von der bruchigen Beschaffenheit ihrer Wohnplätze zwischen der Weser und Lippe erhielten; Angrivarier, Engern, d. h. in der Enge oder Mitte wohnende Sassen bedeutet; der Name Kauchen, eine Beziehung auf das bebende Küstenland zwischen der Ems- und Elbemündung hatte; — und Cherusker nichts anders als Ostsassen anzeigt. Späterhin erscheinen dieselben Völker unter den Namen: Ostphalen, Westphalen und Engern. Hier wird nun die Bedeu-

tung der Namen ganz klar aus der Zusammensetzung mit dem Westphälischen Worte Flage oder Fale, d. i. eine Himmelsgegend. Wer aber in der Mitte wohnt, sitzt immer in der Enge (VIII.).

Die erste Nationalverbindung wurde nach demselben Plane eingeleitet, welcher schon bei den Markverbindungen zum Grunde lag. Jede Mark behielt nämlich ihr besonders Recht der Abrede, und in der geschlossenen Staatsgemeinschaft hatte eine Mannie der andern eben so wenig zu befehlen, als in der Mark ein Hausvater den andern beherrschte. Jeder Mann blieb auch als Staatsgenoß unumschränkter Herr über Weib, Kinder und Gesinde. — — Der Staat hatte ferner gar kein Herrn Recht; Mark- und Privatfehden gehörten also nicht vor sein Forum, noch weniger persönliche Beleidigungen. Nur zur gemeinschaftlichen, kraftvollern Vertheidigung waren die Mannien zusammengetreten; aber nimmermehr wäre dies geschehen, wenn der freie Mann dabei seine Freiheit und hohe Ehre hätte einbüßen sollen. Keine Staatsgerichtsbarkeit erstreckte sich in die erb- und eigenthümliche Wehre des Freien, des Staats höchste Befugniß war eben so beschränkt, als die Befugniß des Markrichters und der Schöppen. Der Friedensstöhrer ward aus der Nationalverbindung gestoßen, als gemeiner Feind verfolgt und nach dem Kriegs-

rechte kalt gemacht, wenn er außerhalb seines Gehöftes sich blicken ließ.

Aber nicht bloß die gemeinschaftliche Vertheidigung stellte im Kriege die Mannien als ein Ganzes zusammen, sondern auch im Frieden umschlang sie ein heiliges mächtiges Band; denn man hielt zu gewissen Zeiten Nationalversammlungen, auf welchen jeder freie Besitzer eines Wehrguts erscheinen und seine Stimme zu den Nationalbeschlüssen geben durfte. Hiebei galt kein Vorrecht des Adels oder Reichthums; — sein Veto konnte jeder freie Wehr eben so gültig machen, als vormals der ärmste Polnische Edelmann auf dem Reichstage. Man sieht leicht, daß jene gemeinschaftlichen Nationalschlüsse, oder Verabredungen und Bestätigungen allgemeiner gesetzlicher Gewohnheiten, immer fester und fester alle Glieder zu einem Ganzen vereinten.

Der Staat nahm auch eine gemeinschaftliche Religion an, und diese hatte, wie jede andere Staatsreligion, eine politische Tendenz. Eine Gottheit, die allen heilig war, mußte nothwendig Sprecher oder Ausleger ihres Willens erhalten. So ward ein Priesterstand mit hohem Ansehen geschaffen, der vermittelst des Aberglaubens Manches durchzusetzen vermogte, was kein Gau- oder Markrichter mit seiner Beredsamkeit ausrichten konnte. Nationalversammlungen und gemeinschaftliche Religion bildeten also das dop-

pelte feste Band, wodurch die einzelnen Mannien zu einem Ganzen verknüpft wurden.

In dieser Nationalverbindung entstand nun der Adel, dessen Ausbildung wir in Verbindung mit dem Kriegswesen und der Religionsform unserer rohen Vorfahren betrachten müssen. — — Hätte bei den Sassen nur bloßer Kriegsadel statt gefunden, so würde sein Entstehen allein aus den vielfältigen Fehden mit den Nachbarvölkern erklärt werden können; aber wir sehen neben dem Adel auch eine vor allen anderen hervorragende Priesterkaste, die nothwendig auf einem andern Wege gebildet seyn mußten.

In den Marken versammelten sich Richter und Schöppen zu gewissen Zeiten, und bildeten gleichsam einen engern Ausschluß aller freien schöppenbaren Männer, der über Sachen von geringerer Wichtigkeit für sich entscheiden konnte. Da nun in National-Angelegenheiten, oder bei jedem, Berathung erheischenden Ereigniß, nicht alle Mannien zusammenberufen werden konnten, so überließ man die Entscheidung oft bloß dem engern Ausschusse der Grauen, denen alle Rechtsfindungen, Abreden, Privat- und Markvortheile ihre Genossen zur Genüge bekannt waren. Eine solche Versammlung des engern Ausschusses der Nationalversammlung mogte späterhin Botding oder Grauen Sprache genannt werden; denn

wir finden beide Ausdrücke zur Bezeichnung dieser Gewohnheit, im alten Sassenrechte.

Die Grauen, oder Richter und Schöppen bekamen hiedurch mannichfaltige Gelegenheit, ihren Einfluß zu erweitern, allerlei Prärogative, die der Freiheit nicht gefährlich schienen, zu erhaschen und ihr Ansehen dergestalt zu sichern, daß ihnen nicht leicht ihr Amt, das ohnehin mit Beschwerden verbunden war, so lange sie lebten genommen wurde. In den Markfehden waren überdem die Richter der Genossen natürliche Kriegsobersten, und wem hätte auch im allgemeinen Nationalkriege bequemer die Führung der Mannlen unter dem allgemeinen Nationalfeldherrn anvertrauet werden können, als diesen Männern.

Sobald nun Richter- und Offizierstellen im Heerbann erst lebenslänglich, dann erblich wurden, war der Kriegs- und Civil-Adel (hiedurch aufs genaueste mit einander verschmolzen) fertig. Der Sohn des Richters, welcher auf der National- und Markgilde so oft seine Genossen durch feurige Beredsamkeit gelenkt, so oft sie im Kampfe für Ehre und Gut tapfer gegen den Feind geführt hatte, der Sohn solch eines Mannes, sage ich, kehrte nicht leicht in die gemeine Reihe zurück, wenn er nur einigermaßen fähig war des Vaters Posten zu behaupten; und selbst die Gemeinen setzten ihn gern wieder in des Vaters Amt. — Denn in der Nähe seines Hofes hatte sie sich

seit Jahren unter der heiligen Eiche versammelt, dort hatten die Schöppen unter seinem Vorsitze Gericht gehalten, und vielleicht war selbst seine Wehre zum gemeinen Rüsthause gebraucht worden, welches man mit gemeinsamen Kosten gegen plötzlichen Anfall fremder Feinde befestigt hatte, oder es waren ihrem Besitzer doch gewisse Gefälle vom Gemeindegute bewilligt worden, um die Feste stets in gutem Vertheidigungsstande zu halten. Wie viele Antriebe der Dankbarkeit und gemeinen Bequemlichkeit, welche die Wahl des Sohns zur Stelle des Vaters erleichterten! Was hatte davon auch die gemeine Freiheit zu fürchten? Drehen und schmälern konnte der Richter das Recht der Abrede, dessen Archiv im Gedächtnisse aller Männer war, keineswegs. Sein wesentliches Vorrecht bestand einzig in dem erhöheten Wehrgelde, worüber sich aus Achtung gegen seine Person die Markgenossen vereinigt hatten. Als nachmals der Adel sich größere Rechte herausnahm, war sein Vorrang nach sässischen Begriffen schon verjährt; mithin in der Hauptsache völlig rechtsbeständig geworden.

In den ältesten Zeiten blieb die Zahl der Edeln sehr klein, und es gab vielleicht in jeder Mark nur einen, mit gemeinschaftlichen Kosten von den Markgenossen befestigten grauen oder adlichen Hof; aber Krieg und Priesterthum boten in der Folge zur Vermehrung und

Erhöhung des Adels treffliche Gelegenheiten dar; denn im Kriege, besonders in den Geleiten, konnte man durch Tapferkeit, Reichthum, Ehre und Ansehen bei der Nation, durch das Priesterthum aber den höchsten und ausgezeichnetsten Adel erwerben.

War nun eine Familie glücklich genug, mehrere so vorzügliche Männer zu besitzen, daß aus ihrer Zahl häufig Priester und Nationalfeldherren oder Herzöge erwählt wurden, so erhob sie sich, um nach unseren Begriffen zu reden, zum fürstlichen Ansehen, erhielt größern Einfluß auf die Nationalversammlung, konnte leichtlich Reichthümer erwerben, und hatte Gelegenheit genug, ihre jüngeren Söhne dem Volke zu neuen Wahlen zu empfehlen. Krieg war der wilden Barbaren Element, und der tapferste also nothwendig der geehrteste; hierin lag der fruchtbarste Stoff der Begriffe von Adel, Ehre und hervorstechendem Range, doch müssen wir nicht vergessen, daß ein eben so wesentlicher Unterschied zwischen Nationalkriegen und Privatfehden, als gewaltiger Abstand der Nationalkriegskunst, und der in Geleiten erlernten Taktik, statt fand.

Wir haben vielleicht kein einziges Beispiel in der ältesten Geschichte des Vaterlandes, daß ungeneckt die ganze Nation sich zum Offensivkriege entschlossen hätte. Die meisten Streif- und Eroberungszüge deutscher Völkerschaften müs-

sen als kühne Abenteuer-Unternehmungen angesehen werden, welche einzelne Geleitsanführer auf eigene Gefahr mit kampf- und beutelustigen Gesellen begannen. Krönte sie das Glück, so strömten bald mehrere Leute aus der Heimath nach, sie verließen auch wol Haus und Hof auf immer, und so gewannen dergleichen Abenteuer-Unternehmungen endlich den Charakter wahrer Völkerwanderungen.

Ueberhaupt aber bliebs doch in der Regel, daß nur zur gemeinschaftlichen Vertheidigung die Mannien von den Richtern aufgeboten, und gegen den einbrechenden Feind geführt wurden. Ein solches Aufgebot hieß späterhin Heerbann, indem jeder Mann, der ein Wehrgut besaß, unter die vom Priester aus dem heiligen Haine erhobene Fahne, als unter das Banner der allherrschenden Gottheit, sich stellen mußte. Nun trat auch das Bedürfniß eines Nationalfeldherrn oder Herzogs ein; dieser wurde mit Zustimmung der ganzen Nation aus den tapfersten, vermuthlich in zehn Fällen gegen einen, aus den berühmtesten adlichen Geleitsanführern gewählt. Dem Herzoge folgte das Götterbild in's bewegliche Heerlager, und erhielt ihm (nach Gutdünken gebraucht von dem Priester) Subordination und Gehorsam, die sonst der wilde Pöbel sich eben so wenig als die adlichen Gesellen anderer Geleitsanführer würde haben gefallen lassen. Ein Wink

schon hier, wie sehr die Fürsten genöthigt waren des Priesters zu schonen! Der Heerbann bestand aus Männern die ein Wehrgut besaßen; aber sie mußten auch wehrhaft in ihrer Mark gemacht, d. h. von den Genossen für fähig und würdig erklärt seyn, die Waffen zu führen *). Dies geschah, sobald der Jüngling zum Manne reifte und Proben seines Muths abgelegt hatte, durch eine öffentliche Feierlichkeit. Der Vater, der Markrichter, oder ein schon in Fehden versuchter Anverwandter, übergab dem Jünglinge auf der Gilde Schild und Pfriemen, und schärfte kurz die Pflichten des Mannes ein. Sofort ward nun der Jüngling als ein schöppenbarer Mann der väterlichen Gewalt entnommen und führte seine eigene Stimme als Mark- und Nationalgenosse.

Des Heerbanns Kriegskunst war sehr einfach, denn Familien bildeten die kleinern, ganze Mannien aber die großen Heerhaufen; so standen also auch hier Väter und Söhne, Brüder und Brüder zusammen, den Troß machten Weiber und Kinder, und versahen obenein Wundarzt- und Marquetenderdienste.

Wie unförmlich ein solches Heer zusammen-

*) Schon in Tacitus Schilderung findet man wesentlichen Unterschied der Kriegskunst der Geleite oder Gefolge und der des Heerbanns. *Germ.* cap. 1. und 13 sq.

gesetzt war und wie langsam es sich bewegte, leuchtet ohne weitere Erklärung ein; auch würde das ganze Kriegswesen bei den Sassen schon früher seine Gestalt verändert haben, wenn sie, wie die Völker Oberdeutschlands, mit ziehenden Feinden zu kämpfen gehabt hätten. Besonders ward das Aufgebot unordentlich und langsam befolgt, je nachdem der eine früher als der andere mit Zubereitung seines Heergeräthes oder Hauswesens fertig werden konnte. Die Waffen des Heerbanns waren schlecht; oft bestanden sie nur aus Lanzen von Holz, die im Feuer gehärtet waren, in einem unförmlichen Schilde und einer Keule. Eine verlorne Schlacht sprengte gewöhnlich den ungeheuren Troß auseinander, und an dauerhafte Kriegsexpeditionen war gar nicht zu denken, so lange noch keine Geleite statt fanden. Sobald aber diese zusammentraten, veränderte sich der Kriegsstand der Sassen wesentlich zu seinem Vortheile.

Die Tapfersten sammelten sich um den Herzog, und dies war die erste Veranlassung zu den Geleiten. — Wenn der Nationalkrieg beendigt, zu Hause alles ruhig und der Heerbann auseinandergegangen war, so blieben besonders die jüngeren Söhne der Edeln, welche kein Wehrgut zu bebauen hatten, gern unter der Fahne des kriegserfahrnen Anführers vereint. Mit ihm zogen sie

dann fremder Fehde nach, oder sie giengen zu den Nachbaren, um gegen auswärtige Feinde zu kämpfen, oder sie wagten irgend ein Abenteuer auf eigene Gefahr, wobei sie ihrer Lieblingsneigung ein Genüge leisten, Beute und Ehre zu erkämpfen hoffen durften. Einem kühnen Abenteurer, der zu so etwas aufrief, konnte es also nie an Gefährten fehlen.

Hiedurch bildeten sich die Geleite vollkommner aus, worin Niemand von einem Wehrgute, wenn er gleich ein solches besaß, sondern für Ehre, Kost, Kleidung und Beute unter der Fahne seines selbstgewählten Anführers diente. Im Geleite war nicht, wie im Heerbann, unbeschränkte Freiheit, sondern die Gefährten (comites) standen unter Gewalt, Pflege, Huth und Schutz des Anführers. Sie wurden Leute (Lidi), welche Subordination und Gehorsam leisten mußten. Sie dienten auf ihres Herrn Pferde, mit seinen Waffen, unter seiner Fahne, und mußten, so lange sie den Dienst nicht aufkündigten, dem Aufgebote folgen.

Hier galt es keinen Vertheidigungskrieg, sondern Krieg für Ehre, Sold und Beute. Der Krieg ward also wie ein Handwerk behandelt und zunftmäßig erlernt. Die Jünglinge, welche ins Geleit eines berühmten Kriegsmeisters traten, mußten erst Waffenjungen werden, ehe sie zu Waffengesellen aufgenommen wurden. In

Rücksicht auf hohen Adel und ausgezeichnete Verdienste der Väter nahm der Kriegsmeister wol zwölf- oder vierzehnjährige Waffenjungen an, gab ihnen erfahrne Gesellen zu Aufsehern und ließ sie zunftmäßig anlernen. Es waren nicht alle Gefährten im Range sich gleich, sondern es gab Stuffen, wobei auf ausgezeichnete Tapferkeit, vielleicht auch schon auf den Adel der Abkunft gesehen wurde.

Krieg blieb nun die Seele aller Beschäftigungen. War kein Feind zu bekämpfen, so gewährte die wilde Jagd ein Bild des Krieges und als Waffenübungen dienten Kriegstänze, die Lieblingsschauspiele aller Deutschen. Unerschrocken sprangen muntere Jünglinge zwischen drohend auf sie gerichtete Pfriemen und Schwerdter, entwanden sich behende dem Stoße der scharfen Lanze nach dem Takte des rauhen Kriegsliedes, setzten muthig über die Gefährten hinweg, die das spitze Eisen ihnen entgegenstreckten, und lernten so überraschenden Anlauf, Besonnenheit in drohender Gefahr, furchtlosen Blick und schnelle Wendung. Wahrlich eine Kriegsübung, die kein Korporalstock jemals einbläuen wird! — Die Römer empfanden oft diesen furchtbaren Anlauf und sanken mit ihren ehernen Waffen unter der schlechten Lanze und dem elend gehärteten Schwerdte deutscher Jünglinge. Aber man machte in der Kriegsschule auch größere Evolutionen zu Pferde und zu Fuße. Der Reiter sprang ab von dem leichten,

wohl dressirten Pferde, kämpfte zu Fuß und nicht von der Stelle wich unter der Zeit sein Pferd. Er rannte zurück, saß mit Einem Schwunge auf dem Rücken des ungesattelten Rosses, und wie ein Sturmwind that nun, mit den Reitern vermischt, das Fußvolk den Angriff. Mächtige Springer und Schwimmer waren überhaupt die Deutschen. Kein Graben schien ihnen zu breit, kein Fluß zu tief; oft rückten sogar ihre Schaaren mit geschlossenen Gliedern in die stürmenden Wogen des Rheins, setzten ihre fest zusammengedrückten Schilder dem Andrange des Stroms entgegen, und ließen die schwächern Gefährten hinter sich durch den Fluß waten. Diese Kriegskunst erscheint allerdings roh, aber doch wahrlich nicht so elend, als man sie gewöhnlich vorzustellen pflegt. Nur muß freilich bemerkt werden, daß die Kriegskunst der Gefolge ganz anders, als die des Heerbanns ausfiel, und man beide am richtigsten vergleicht, wenn etwa der Unterschied zwischen stehenden Heeren und einem aufgebotenen Landsturme zum Maasstabe genommen wird.

In den Geleiten mußte nothwendig ein gewisser esprit du corps, oder kriegerischer Gemeingeist herrschend werden, welcher dem Heerbanne fehlte; denn die Gesellen leisteten den Eid: ihren Anführer mit Leib und Leben zu vertheidigen, und sogar ihre eigene Tapferkeit ihm zum Ruhme

beizulegen. Der Anführer versprach dagegen, Kost, Kleidung, Waffen und Beute. Er stritt für den Sieg, die Gefährten für seine Ehre. Seine höchste Pflicht wars, sich von Niemanden an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und der Gefährten Schuldigkeit, ihm möglichst gleich zu kommen. Ewige Schande traf daher jeden, der seinen Anführer verließ und aus der Schlacht entronn. Schande bedeckte aber auch den Anführer, wenn einer seiner Gefährten sich mehr als er hervorthat.

Viel größer war in diesem Geiste bei'm Geleite die Feierlichkeit der Aufnahme des Waffenjungens zum Gesellen, als das Wehrhaftmachen der Jünglinge in der Mark. Mit kriegerischem Gepränge übergab nämlich der Kriegsmeister nach bestandener Waffenprobe, in Gegenwart aller Gefährten, dem neuen Gesellen die blutige, sieggewohnte Lanze und das muthige, wohl dressirte Kriegsroß. — Die Geleite waren also die Schulen des jungen Adels und zugleich die bequemsten Mittel, jüngeren Söhnen adlicher Familien Unterkommen, Kriegsehre nnd Ansehen zu verschaffen, weil die Nation, wegen der Mühe, womit der Heerbann zusammengebracht wurde, sich der bequemen Gelegenheit bediente, mächtige Geleitsanführer gegen Subsidien (von Kornfrüchten, Pferden und andern Geschenken,) zur Ausfechtung ihrer Fehden zu dingen. Den Anführern kamen

solche Auffoderungen immer gelegen, weil sie nun ihr Geleit aus den Edelsten und Tapfersten der Nation um so leichter verstärken, ja selbst im Frieden den großen Schwarm von Müssiggängern beibehalten und ihr Ansehen dadurch sehr erweitern konnten. Diesen Leuten schien es natürlich ehrenvoller, Feinde herauszufodern, oder durch Wunden und Blutkampf Kriegsruhm und Reichthum zu erringen, als zum mühseligen Feldbau zurückzukehren. Ja, es ward bald ihr Grundsatz: es sey träge und feige, durch Arbeit dasjenige zu erwerben, was man durch Blut gewinnen könne.

Wunderbar genug, daß sich dabei die gemeine Freiheit so lange erhalten konnte! Da kein Gesetz die Zahl der Geleite einschränkte, der Heerbann aber nun weniger gebraucht ward, den Krieg verlernte, und selbst die Lust des Kriegs verlor; — da die jungen Söhne der vornehmsten Geschlechter sich in die Geleite drängten *); da sie selbst in Friedenszeiten einen wahrhaft militairischen Hofstaat der Fürsten bildeten, da sogar fremde Nationen diese Kriegsbanden auffoderten, an ihren Fehden Theil zu nehmen, und oft schon der bloße Ruf: daß ein mächtiger Geleitsanführer der im Kriege begriffenen Nation zu Hülfe zöge, den Frieden bewirkte; — da end-

*) *Tacit.* nec *rubor* nobilibus adolescentulis — inter comites aspici.

lich in den Geleiten die Gesetze bei weiten strenger waren und ein Geselle Leib, Ehre und Leben durch den Ausspruch des Anführers einbüßen konnte, welches in der Markgenossenschaft schlechterdings nie statt fand, so mußte dadurch die gemeine Freiheit allerdings beschränkt werden. Allein alles wird begreiflich, wenn man die Religion und das fast unbegränzte Ansehen des Priesterstandes, welcher seines eigenen Vortheils wegen die gemeine Freiheit schützte, erwägt und beherzigt.

Die Religion unserer Stammväter wird in Ansehung ihres theoretischen Theils wol schwerlich ganz aufgeklärt werden können;*) aber von ihrem praktischen Inhalte wissen wir so viel als nöthig ist, um ein vollgültiges Urtheil darüber zu fällen, und ihre mächtige Einwirkung auf die gesellschaftliche Verfassung des Volks hinlänglich zu begreifen.

---

*) Denn Tacitus tappt hier selbst im Finstern, und modelt die Religionsideen der Deutschen nach Römischen Vorstellungen; — die hochgepriesenen Aufklärungen aus der Edda bringen uns auch nicht ins Helle, weil die Edda eigentlich keine Religionsurkunde, wie unsere Bibel, sondern nur eine Sammlung mythologischer Fragmente aus dem Nordischen Alterthume ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den ersten Ankömmlingen und einzelnen Wohnern keine gemeinschaftliche Religion statt fand. Jeder Hausvater hatte einen Hausgott, der sein Ansehen schützte, und den er mit seinen Hausgenossen (wie Abraham den Jehova,) nach seiner Weise verehrte. — Als die einzelnen Wohner sich mit den Nachbaren zu einer Markvereinigung entschlossen, mochte man sich auch über eine gemeinsame Markgottheit vereinigen, deren Bild an einem verabredeten öffentlichen Orte, vielleicht unter einer heiligen Eiche stand, um den Markfrieden zu schützen. Wahrscheinlich war der Richter auch Priester dieser Gottheit, und handhabte, als ihr Stellvertreter, den Gottesfrieden, welches ihn berechtigte, den Friedensbrüchigen in den Bann zu thun und vogelfrei zu machen.

Als aber die Mannien eine Nationalverbindung schlossen, trat auch das Bedürfniß einer allgemeinen Religion ein. Die Vereiniguugspunkte waren bald gefunden, denn sie lagen in den alten heiligen Sagen von Wodan, dem Stammvater der Nation; ferner in den Charakter des Volks selbst, und in der schauerlich erhabenen Natur, welche auf den Gebirgen, in den dichten Wäldern, an den Ufern des stürmischen Meers und in den gräßlichen Felshöhlen herrschte.

Die Sagen von Wodan, an sich schon dunkel und verworren, wurden nun mit tausend My-

then und Fabeln untermischt. Nach Snorros Versicherung kam dieser Held aus den entferntesten Gegenden Asiens nach dem Norden, stiftete Reiche, wurde Gesetzgeber und Verbesserer der Religion. Er war tapfer in der Schlacht, sanft und gelinde im Frieden, und sein Ansehen noch zu Karls des Großen Zeiten so mächtig, daß es den Lehrern des Christenthums fast unübersteigliche Hindernisse bei Ausbreitung der neuen Religion in den Weg legte. Wodan oder Odin ist unstreitig derselbe Gott, welchen Tacitus mit dem Merkur vergleicht. *) Ja, es ist klar, daß die Sassen nie einen Mars und Herkules in dem Sinne verehrt haben, wie es Tacitus aus Mißverständniß angiebt. Er fand verworrene Sagen von einem Helden, der sich bald mit dem Römischen Merkur, bald mit Herkules, bald mit dem blutigen Kriegsgotte Mars vergleichen ließ, — und nun urtheilte er als Römer über deutsche Mythen, die ihm nicht verständlich waren.

Je verworrener jene Sagen unter unsern Vätern fortgepflanzt wurden, desto freieren Spielraum hatten die Priester, sie ihren Zwecken an-

*) Paulus Diakonus sagt es in seiner Longobardischen Geschichte I. 9. ausdrücklich: Wodan ist derselbe, welcher bei den Römern Merkur heißt u. s. f.

zupassen, obgleich sie den Geist des Volks nicht umwandeln konnten.

Unter einem solchen Volke, das mit den fein ausgesponnenen Götterlehren der Griechen und Römer noch nicht bekannt war, mußte die Idee des höchsten Wesens höchst einfach seyn. Man verehrte also eine allgemeine unsichtbare Gottheit, glaubte nicht, daß sich die Allherrscherin durch ein Bild vorstellen lasse, und wagte es noch viel weniger, sie in einem Tempel einzusperren. Wer deswegen unsere rohen Vorfahren für Philosophen halten wollte, würde sehr irren. Ihre Religionsideen waren einfach aus Unwissenheit, die auch Abrahams Vorstellung von seinem Jehova so einfach machte. Sie wußten kein Bild zur Bezeichnung des allherrschenden Gewalthabers zu finden, und sperrten ihn in keinen Tempel, weil es freiheitliebenden Wilden höchst seltsam vorkommen mußte, die Wirksamkeit des Unsichtbaren auf eine Art zu beschränken, wogegen sie selbst die entschiedenste Abneigung fühlten. Sollte denn ihr Gott kleiner oder gezwungener seyn, als sie es selbst waren?

Das Sanfte, Milde und Schöne bewegt nicht den rohen Sinn des Naturmenschen; sondern nur das Gewaltige, Große und schauerlich Erhabene erschüttert ihn. So ahneten denn auch unsere Väter in düstern Hainen, im magischen Schatten tausendjähriger Eichen, in gräßlichen Felshöhlen,

bei Sturm und Ungewitter stärker die Nähe der allherrschenden Gottheit. Wunderbare Beklemmung bemächtigte sich des wilden Jägers bei der feierlichen Stille im düstern Forste, und das schauerliche Rauschen des Windes durch die Wipfel der Bäume verkündigte ihm die Annäherung des Unsichtbaren, dem allein er, als Knecht, sich unterworfen fühlte. Solche Plätze wurden ihm heilig; dort stöhrte er nicht leicht den Frieden des Wildes; dort wagte er es nicht, mit frevelnder Hand die heilige Eiche zu fällen, in deren Wipfeln der Odem des Allherrschers rauschte.

Wie leicht mußte es den Priestern werden, an diese rohen Gefühle eine Superstition zu knüpfen, die ihr Ansehen weit über das Ansehen aller Fürsten und Edeln der Nation erhob!

Sie verstanden dies wirklich und wurden unter göttlicher Auktorität geheiligte Nationalbeamte im Frieden und im Kriege. Sie brauchten die Religion als mächtiges Band zur Vereinigung der Mannien, sicherten sich das Strafamt im Namen der Gottheit, und heiligten eine allgemeine Nationaltugend, welche die freie Verfassung gegen alle Angriffe der List und Treulosigkeit schützte. (IX.)

Der Priester war im höchsten Sinne des Worts edel. Sicherer, als durch Kriegsbeute oder Geschenke, für Fürsten und Geleitsanführer, war für sein Auskommen durch die Religion selbst

gesorgt. Er bedurfte auch keines Wehrguts; denn heilige Haine, Ströme, Salzquellen, Brenn- und Nutzholz im geweihten, oder unter Gottesfrieden gesetzten Forst; — kurz alles, was jetzt zu den Regalien des Landesherrn gehört, scheint ausschließlich zum Unterhalte der Priester bestimmt gewesen zu seyn. Auch dem Wilde im heiligen Haine, wo der Jäger die Nähe der allherrschenden Gottheit ahnete, hatte leichtlich der Priester Gottesfrieden ausgewirkt. Er führte in den Nationalwaldungen die Mahlaxt, und fand täglich Gelegenheit, das ausschließliche Eigenthum der Gottheit noch zu vermehren. Das Sühngeld für gebrochenen Gottesfrieden fiel ihm zu, und er stand als geheiligter Mittler zwischen den Marken, um ihre Streitigkeiten zu schlichten. Worüber sie sich nicht vereinigen konnten (z. B. ein streitiges Gehölz, Weideplatz u. s. f. auf der Gränze zwischen zwei Marken), ward am besten der Gottheit geweihet und dadurch der Streit sofort geschlichtet.

Ganz natürlich heischte es das Interesse des Priesterstandes: die Freiheit der Gemeinen gegen den Adel aufrecht zu erhalten, denn übermäßige Macht der Fürsten mußte sein eigenes Ansehen schmälern, und er war um so unabhängiger von den Privatvortheilen der Fürsten, da er nicht durch ihre Geschenke, sondern allein durch Geschenke der Gottheit reichliches Auskommen erhielt.

Nun mochte immer der Adel auf der Nationalversammlung den engern Ausschuß bilden und verabreden, was vorgetragen und durchgesetzt werden sollte; der Priester behauptete dennoch den Vorsitz als Organ und Stellvertreter der allherrschenden Gottheit, — und man durfte ihn wahrlich nicht übergehen, oder hoffen, etwas durchzusetzen, was der gemeinen Freiheit und dem priesterlichen Ansehen nachtheilig gewesen wäre. — Die Fürsten waren zwar mit dem Priester gemeinschaftliche Erklärer des Willens der Götter durch das Wiehern der heiligen Pferde; wenn aber ein stürmischer Redner gegen das gemeine Beste eine gefährliche Maasregel empfahl und die Gemüther durch seine Beredsamkeit zu betäuben drohte: so gebot der Priester im Namen Gottes Stillschweigen, damit die Versammlung Zeit habe, sich zu fassen. Wollte dies noch nicht helfen, so mußte ein Himmelszeichen, etwa ein krächzender Rabe, ein Sausen des Windes im heiligen Haine u. s. f. dem priesterlichen Ansehen zu Hülfe kommen. Auf der Stelle deutete der Priester das Zeichen als Unglück verkündend und hob die Versammlung auf, wogegen Niemand zu murren wagte, weil die Gottheit selbst gesprochen hatte. *)

*) Dieses glücklichen Rechts erwähnt Tacitus ausdrücklich. *Germ.* cap. 11. Silentium per sacerdotes und cap. 10. Si Dii prohibuerunt, nulla de

Gesetzt auch, die Fürsten hätten den Kunstgriff gemerkt, so durften sie sich dennoch nicht dagegen auflehnen, weil sie bei der ungezähmten Freiheitsliebe der Gemeinen, zur Erhaltung der Subordination im Kriege, wo der Heerbann unter Anführung des erwählten Herzogs focht, des priesterlichen Ansehens zu sehr bedurften. Die Mannien traten eigentlich nur unter dem Paniere der allherrschenden Gottheit zusammen, und dies gab dem Priester das Recht, im Namen Gottes als Generalgewaltiger strenge Polizei und Justizpflege im Heerlager zu handhaben. — Von dem Priester, als Stellvertreter des Allherrschers, ließ man sich willig binden, schlagen und selbst am Leben strafen, denn er that dergleichen nicht aus eigener Macht, nicht auf Geheiß des Heerführers, sondern auf Befehl der allgegenwärtigen Gottheit.

In Friedenszeiten bedurfte das Strafamt zwar größerer Förmlichkeiten, aber es trat doch zuweilen ein. Der Bruch des Gottesfriedens ward mit dem furchtbaren Banne bestraft, auch schützte der Bann die gemeine Freiheit und Sicherheit kräftiger, als irgend ein Gaurichter sie zu schützen vermochte. Der Verbannte galt für kein Mitglied der Nation mehr, denn jedermann

---

eadem re, in eundem diem consultatio! — Wie fein war diese Politik!

betrachtete ihn als verruchten Bösewicht und floh seinen Umgang. Auf sein Gesuch wiederfuhr ihm, so lange er im Banne blieb, kein Recht, und er war gleichsam aller Vorrechte eines freien Mannes verlustig. Wie sehr mußte eine so fürchterliche Strafe Zucht und Ordnung erhalten! — Todesstrafe fand nur in hochpeinlichen Fällen, wegen Verrätherei und Ueberlauf zum Feinde, oder bei unnatürlicher Unzucht *) statt. In solchen Fällen wurde der Verbrecher nicht kraft obrigkeitlicher irdischer Gewalt, sondern als ein Beleidiger der Gottheit von dem Priester geopfert. Man knüpfte ihn auf an eine heilige Eiche, oder verbrannte ihn, oder verscharrte ihn in Morast, um die unnatürliche Schandthat in ewige Vergessenheit zu begraben, und das Scheusal den Blicken der Menschen zu entziehen.

Bei dem Allen bestand Freiheit und Gleichheit; denn hier richteten nicht Menschen, sondern die Gottheit. Hier galt kein irdisches Herrenrecht, keine obrigkeitliche Gewalt der Edlen gegen ihre Markgenossen, und keine Unterthanenpflicht, die der freie Sasse nimmer geduldet haben würde; sondern es galt nur eine Gewalt von Gottes Gna-

*) Man vergleiche *Caesar* de bel. gal. lib. VI. cap. 13. mit *Tacitus* G. c. 12. Ich kann mich nicht überzeugen, daß das corpore infames von etwas anderem, als unnatürlicher Unzucht, die unsern Vätern ein Greuel war, zu verstehen sey!

den, und man erkannte nur eine Unterthanenpflicht gegen die allherrschende Gottheit.

Die Gewalt der Priester gründete sich zwar hauptsächlich auf Aberglauben, aber die rohen Religionsvorstellungen waren doch nicht von der Moral entblößt, welche der Priester auch wegen seines eigenen Vortheils in Achtung zu erhalten suchen mußte. Das Prinzip der Volksmoral war jenes tiefgewurzelte Ehrgefühl freiheitliebender Barbaren. Ohne Eid hatte daher jedes Versprechen die Kraft eines Ehrenworts, und jeder Treuebruch führte die Schande des Meineids, nach Aller übereinstimmenden Urtheil, mit sich.

Ohne eine solche Moral hätte die Freiheit nimmermehr bestehen können. Der Fürst durfte aber nun so wenig sein Wort brechen, als der Gemeinfreie. Widerrechtliche Ausdehnung der Gewalt bedeckte mit Schande, und Treulosigkeit gegen schwächere Markgenossen entehrte für immer. Wie eisenfest diese Begriffe unter unsern biedern Vorfahren waren, erhellet besonders daraus, daß der im tollen Glücksspiele die Freiheit Verlierende, aus Achtung für sein Ehrenwort, sich freiwillig zur Knechtschaft begab und dem Gewinner (auch wenn dieser körperlich schwächer war,) das Recht, ihn als Knecht in ein fernes Land zu verkaufen, nicht streitig machte. *)

*) *Tacit.* G. 24. Victus *voluntariam* servitutem odit.

Eine nicht minder wichtige Wirkung der gemeinen Volksmoral, war auch die hohe Achtung gegen das schwächere Geschlecht, wodurch unsere Väter vor allen Barbaren sich vortheilhaft auszeichnen. Das schwache Weib ward durch ein höheres Wehrgeld geschützt, und wer freventlich die Hand an Weiber legte, bedeckte sich mit allgemeiner Verachtung. — Der Deutsche glaubte überhaupt in der weiblichen Natur etwas Uebermenschliches und Göttliches zu entdecken, worin er durch die größere Bedachtsamkeit, oder durch die schneller exaltirte Phantasie mancher Weiber bestärkt seyn mochte. Ohne Zweifel begünstigten die Priester den Glauben, weil der Weiber religiöser Sinn auch die barschen Männer zur Feier der bestimmten Feste, und zur größern Ehrfurcht gegen den Priesterstand anhielt. Bei großen Berathschlagungen ließ man also auch Weiber zu, und unter günstigen Zeitumständen konnte es verschmitzten Weibern leicht gelingen, die Rolle von Prophetinnen zu spielen, deren Aussprüche als göttliche

---

Davon noch die parole d'honneur des Adels, die wahrlich einen tiefen Sinn hat. Wo sie nichts gilt, da ist es mit dem Adel in der Meinung des Bürgers aus, eben wie es mit dem Kredit eines Handelshauses vorbei ist, wenn seine Firma in Wechseln nicht mehr für baares Geld gilt. Das Wort des Fürsten sollte vollends über alles heilig seyn, es werde schriftlich oder mündlich gegeben!

Orakel verehrt wurden. Dergleichen begeisterte Weiber hießen Allrunen und herrschten oft über ganze Völkerschaften durch ihre Orakelsprüche — wie die Bructerische Velleda und Ganna.

Begreiflicher Weise war in ihren und der Priester Händen das Depot aller sogenannten Gelehrsamkeit der Nation. Es bestand in dürftiger Kunde von der Heilkraft einiger Kräuter, und vom Laufe der Gestirne. Dazu kamen mancherlei Beobachtungen über günstige oder ungünstige Witterung verkündender Naturzeichen. Daß auch dadurch der Weiber und Priester Einfluß auf die Gemüther der rohen Männer vermehrt wurde, versteht man leicht. Ob unter unsern Vorfahren in den frühesten Zeiten bereits Barden oder Heldensänger vorhanden waren, ist zweifelhaft; — gewisser scheint zu seyn, daß die Summe väterlicher Sagen von Odin, Theut, Wodan u. s. f. ihr Archiv in der Priester und begeisterter Weiber Gedächtniß haben, — also auch die Nationalgeschichte zur Erhöhung des priesterlichen Ansehens genutzt werden mochte.

Betrachtet noch einmal das einfache Bild der uralten Sässischen Freiheit! Gleichheit der Rechte Aller macht den Grundstrich des Gemäldes aus. Widerwillen gegen jede Neuerung, aus Furcht, daß sie der Freiheit gefährlich werden könne, sticht

als die grellste Farbe hervor. Geschriebene und noch mehr fremde Gesetze sind dem freien Sassen ein Greuel. Sein ganzes Recht liegt in der Abrede. Von obrigkeitlichen Strafen weiß er nichts, jede Herrschaft empört ihn, — nur Schadenersatz für Beleidigungen ist Grundsatz seiner freien Gesetzgebung. Wo diese nicht zulangt, muß Krieg entscheiden. In den Waffen gleichsam geboren und aufgewachsen, schafft der streitbare Mann für persönliche Unbilden sich Rache und Recht mit schneller Faust. Wer feig, Beleidigungen einsteckt, den straft allgemeemeine Verachtung. Der Sasse ehrt das Alter, — Greise ode Graue sind seine erwählten Richter. Vielleicht hießen sie nach einer leichten Ableitung von Grau — späterhin Grafen.

Lange blieb der Sasse frei von den Lastern, denen ungleich früher seine eroberungssüchtigen Nachbaren, Franken und Sueven, fröhnten, weil sie bei ihren Einbrüchen in's Römische Reich bald einen Schwarm Nichtswürdiger unter sich aufnahmen. Er zecht zwar gern, und ist lustig auf seinen Gilden; aber das Laster der Trunkenheit wird ihm später von Römern eingeimpft, wie den unglücklichen Canadiern das Branntweinsaufen erst von verruchten Europäern gelehrt wurde. Er ist ein milder Feind, aber gekränkt an Ehre und Freiheit ein wilder, von blutiger Rachsucht entflammter Krieger.

Sein kriegerischer Geist zeigt sich in den Geleiten beute- und eroberungssüchtig; aber die Nation ficht im Heerbann nur zur Vertheidigung des Vaterlandes, der Ehre und Freiheit. Da der Sasse nicht, wie Franken und Schwaben, über die Nachbarländer herfällt, kann auch bei ihm kein Lehnswesen aufkommen, bis das Sächsische Volk mit Franken, Baiern u. s. f. in eine Masse geworfen wird.

Von einer Landeshoheit der Fürsten ist also in den ältesten Zeiten gar nichts zu finden. Das Amt des erwählten Herzogs hört mit dem Vertheidigungskriege von selbst auf; auch hat jeder Fürst, der ein königliches Ansehen behaupten will, an dem Adel einen natürlichen Feind, weil der Adel noch nicht durch Lehne gewonnen werden kann. In den mächtiger werdenden Geleiten liegt jedoch der erste Keim des die alte Freiheit allmählig zernagenden Gifts. — Der Priester hält in der ersten Periode zwischen Adel und Gemeinen das Gleichgewicht, und schützt, als einziger Nationalbeamte von Gottes Gnaden, die Freiheit lange gegen drohenden Umsturz. Ihm reicht die eisenfeste Nationaltugend eine kraftvolle Hand; denn jedes Wort gilt wie ein heiliger Eid. Von Absonderung der Stände findet man wenig. Dem reichsten Edeln steht der freie Besitzer eines Wehrguts kühn zur Seite; indessen läßt sich doch schon

in den ältesten Zeiten folgende Menschen-Abtheilung bemerklich machen:

1) Freie Wehren oder Hofbesitzer bilden den Stamm der Nation. Sie stellen sich im Nationalkriege zum Heerbann, und fechten ohne Sold und Eid, nach ergangenem Aufgebot, unter Anführung des aus den Tapfersten selbsterwählten Herzogs.

2) Edelfreie, die durch erblich gewordenes Anführer- und Richteramt, ihrer Familien den Adel errungen haben, und durch allerlei Mittel ihren jüngeren Söhnen die Priesterwürde zu verschaffen wissen.

3) Leute, im weitläufigsten Verstande, sind alle, die unter Huth, Schutz und Pflege eines andern stehen. Als solche erscheinen Gesellen und Waffenjungens in den Geleiten, so lange sie ihrem Anführer den Dienst nicht aufkündigen. Der Leute-Eid raubt einen Theil ihrer unbeschränkten Freiheit, sie mögen nun Söhne adlicher Väter, oder gemein freier Wehren seyn.

---

4) Hörige oder Sunderleute gehören eigentlich nicht zur Nation; denn sie sind durch Kauf, durch Gewinn oder Gefangenschaft im Kriege einem Herrn unterthänig geworden, dem sie allein zu Recht stehen. Der Herr kann sie freigeben,

und sie treten erst dann, jedoch mit beschränkten Rechten, in die Staatsgemeinschaft.

Aus einer solchen Grundlage der uralten Sässischen Rechtsbegriffe, mußten sich ganz andere Resultate entwickeln, als aus den vom Schwabenbunde getroffenen Vorkehrungen. — Wie leicht war es einem schlauen Befehlshaber der Markomannie, seine Feldherrnschaft permanent zu machen? Wie leicht konnte er die, stets zum Schlagen fertigen und geübten Gränzvölker, wenn die auswärtigen Feinde nur Ruhe ließen, gegen den Bund selbst gebrauchen und diesem Gesetze vorschreiben? Wie nahe lagen Veranlassung und Gelegenheit zum Emporkommen einer gefährlichen Souveränität? Wie bald konnten bei den bereichernden Eroberungszügen alte Volksrechte ins Vergessen gebracht, und die Unteranführer des Heers durch Kriegslehne dergestalt verpflichtet werden, daß sie als eine schützende Mauer die Königsgewalt deckten, und ihre Usurpationen begünstigten?

In Oberdeutschland wurde demnach das Volk weit früher an königliche Regierungen gewöhnt, als in den Gegenden disseit des Harzwaldes. Das verschiedene System der beiden Hauptäste des großen deutschen Volksstammes, mußte frühe Spannung zwischen beiden, dann Eifersucht, zuletzt tiefgewurzelten Haß erzeugen. Auch läßt sich unschwer errathen, wo dieser Haß am ersten und heftigsten gegen einander ausgebrochen seyn

werde. — Natürlich da, wo die beiden feindseligen Massen einander berührten, auf jener Scheidungslinie, die der ungeheure Harzwald zwischen Süd- und Nord-Deutschland bezeichnete.

Aus diesem Gesichtspunkte gewinnen alle Ereignisse und Vorgänge in der ersten Periode der vaterländischen Geschichte ein neues Licht. Man begreift Grund, Zusammenhang und Folge derselben; auch sind nun die Kriege deutscher Völkerschaften keineswegs zwecklose Fehden roher Barbaren, sondern es zeigt sich darin eine politische Tendenz, welche von der Idee eines nothwendigen Gleichgewichts ausgeht. Man wird aber nimmermehr Licht und Zusammenhang in der Geschichte des deutschen Volks erblicken, wenn Süd- und Nord-Deutsche, oder Sassen und Schwaben, nach einem Maasstabe gemessen werden.

Das Gemeinschaftliche ihres Charakters mag der Geschichtschreiber des deutschen Volks überhaupt nachweisen; unsere Pflicht war es, das Auszeichnende der altsässischen Verfassung hervorzuheben, und es durch vergleichende Züge des Gegenbildes in der urältesten Schwäbischen Verfassung, heller ins Licht zu stellen. Diese Fackel wird also wohlthätig das Chaos der folgenden Ereignisse, Charaktere und Handlungen beleuchten.

Drittes Kapitel.

Aelteste Begebenheiten. — Bekanntschaft der Römer mit Norddeutschland. — Kriege der Sassen mit den Römern und Sueven.

Heilige Nacht ruhet auf des Vaterlandes Urgeschichte. — Nur schwachen Schimmer vom Ursprunge und Abstamme des Volks, welches zwischen dem Harz, der Elbe und dem Rheine sich ansiedelte, gewähren die verworrenen Sagen von Theut, Mann und Wodan, als unseren Urstammvätern. Wer kann sich anmaßen jene Mythen richtig gedeutet, in dem düstern Chaos verunstalteter Traditionen den Faden der Wahrheit gefunden, und die Vermischung abenteuerlicher Mährchen mit ächt historischen Thatsachen genau bezeichnet zu haben?

Wäre es möglich die Urgeschichte unsers Vaterlandes in Herodots Manier darzustellen und könnten wir von dem poetischen Zeitalter der Sassen so reizende Gemälde entwerfen, als jener naive Erzähler von den einfachen Schäfersitten der ersten Griechen entwirft, so würde eine solche Geschichte allerdings liebliche Unterhaltung gewähren. So gut kann es uns indessen nicht werden, denn die Völker Deutschlands zeigen sich

gleich in voller Kraft, sobald sie auf dem Schauplatze der beglaubigten Geschichte erscheinen. Was aber unser Vaterland insbesondere anbetrifft, so sind die Thaten und Eroberungszüge welche die Sassen einige Jahrhunderte vor Christi Geburt ausgeführt haben sollen, einem Mährchen zu ähnlich, als daß der Geschichtschreiber sich mit ihnen befangen dürfte *).

Die erste stuffenweise Ausbildung deutscher Völker vor der Bekanntschaft mit den Römern bleibt uns also verborgen. In wildem Zustande sehen wir sie nicht, sondern vielmehr schon auf der Stuffe von Kultur, wo Barbarei und Gesittetheit den waglichen Kampf mit einander beginnen, wo rohe Laster und milde Tugenden neben einander stehen, wo die Begriffe von Recht und Pflicht mit einzelnen Strahlen aus der finstern Unwissenheit-Nacht hervorbrechen, wo des Aberglaubens eiserne Ketten in den Händen der Priester rasseln, und wo endlich nicht Gesetze die

*) Wenn man alles, was Crantz in seiner Saxonia lib. I. Calvör in seinem heidnischen und christlichen Niedersachsen, 1 Buch Cap. 4. Der Mönch Witichind in seinen Annal. lib. I. cap. 1., und die meisten alten Sächsischen Chroniken, wie auch Pontoppidan davon erzählen, vergleicht, so fällt dem unbefangenen Forscher das Abendteuerliche und Märchenhafte zu sehr ins Auge.

Sitten und Lebensweise, sondern Sitten und Lebensweise die Gesetze bestimmen.

Sollte man bedauern, daß uns von dem, was vorher geschehen, nur wenig zu wissen vergönnt ist, so hält uns dafür doch wol der Umstand einigermaßen schadlos: daß der erste Blick auf die als wahrhaft beglaubigte Geschichte unsers Vaterlandes durch ein erhabenes Bild gefesselt wird. Es ist das Bild des muthvoll begonnenen und durch herrlichen Sieg gekrönten Kampfs der vaterländischen Freiheit mit den großen Welträubern, die jetzt zum erstenmale ihre blutigen Krallen über den Rhein ausstreckten; es ist das erhabene Gemälde eines Fürsten, der den kühn entworfenen Plan zur Rettung des Vaterlandes mit eben so viel Heldengeist als gereifter Weisheit glücklich ausführte! — Dieses große, herzerhebende vaterländische Schauspiel, ist doch wol eben so viel werth als die Abenteurer-Züge der Argonauten, als der Römer Weiberraub und als Dido's fabelhafte Erbauung Karthago's!

In der vaterländischen Geschichte erstem Zeitraume kann nur dann Licht werden, wenn das Völkersystem zwischen der Weichsel, der Ost- und Nord-See, dem Rheine und der Donau, scharf ins Auge gefaßt und gehörig gewürdigt wird. Von diesem Punkte gehen also auch wir ab. Aus dem Allgemeinen wird sich das Besondere erklären. Was zwischen der Weser und dem Harzwalde

geschah, muß ungleich begreiflicher erscheinen, sobald wir das streitende Interesse deutscher Völkerschaften nach seinem Ursprunge und seiner Tendenz kennen.

Als die Römer ihre erste blutige Bekanntschaft mit unseren Stammvätern machten, hatten sich innerhalb der Gränzen Deutschlands, wie schon gesagt, drei große Völkerbündnisse gebildet. Eins zwischen der Weichsel und Elbe; ein anderes zwischen der Donau, der Elbe, dem Oberrheine und dem Harzwalde; ein drittes zwischen dem Harzwalde, der Niederelbe, der Nordsee und dem Niederrheine.

Cimbern und Teutonen, späterhin Wenden, Gothen, Vandalen, Sarmaten u. s. f. gehörten sämtlich zu dem ersten, meistens aus ziehenden Horden bestehenden Völkervereine. Kein Theil deutscher Völkerschaften hat mehr Stösse von außen, besonders von Osten her erlitten. Selbst gedrängt und vertrieben von ziehenden Feinden, brachen unter verschiedenen Namen mächtige Heerhaufen dieses östlichen deutschen Volksbundes, begleitet von Weib und Kind, über die Elbe, durchzogen verwüstend das Land bis zum Rheine, setzten nach Gallien über, und fanden gewöhnlich in Italiens gesegneten Fluren durch der Römer Schwerdt ihren Untergang.

Geschreckt durch die verwüstenden Feinde, traten zunächst die Völker an der Oberdonau in ein kriegerisches von den Sueven eingeleitetes Bündniß, deckten ihre Gränze durch eine starke Markomannie und bestellten Heermund, damit kein unerwarteter Ueberfall geschehen könne. Anfänglich durch List und Ueberredung, dann durch Gewalt und Bedrückung, zwangen die Sueven alle Völkerschaften bis zum Harzwalde zur Theilnahme am Bunde, und es entstand in dieser Verbindung eine durchaus kriegerische, sogar durch Aufhebung des Landeigenthums geschützte Verfassung, worin fruchtbare Keime zur künftigen Souveränität des Feldkönigs, oder Markboden lagen.

Politik gestattete nicht, den Vortheil der Naturgränze, welche der Harzwald darbot, aufzuopfern. Was also zwischen dem Harz, der Niederelbe und dem Rheine wohnte, blieb bei der uralten, durch auswärtige Feinde wenig gestörten Verfassung. Die einzelnen Bewohner dieser Länder waren sämtlich Sassen, oder Sprößlinge vom dritten Hauptaste des großen deutschen Volksstammes.

Noch wohnten zwischen Sassen und Sueven in der Mitte auf dem entscheidenden Gränzgebirge die Katten, im jetzigen Lande Hessen. Wir erblicken sie in der ältesten Geschichte häufig unter dem Namen der Sueven, und in der That waren sie auch Suevische Bundesgenossen, sobald

es auf einen Zug gegen Gallien, oder auf Schutz gegen die kriegerischen Cheruskischen Sassen ankam.

Die Lage ihres Wohnorts zwang die Katten es entweder mit Sueven oder Cheruskern zu halten. Sie wandten sich aber aus politischen Absichten zur Suevenparthei, und erbitterten dadurch ihre Sässischen Nachbaren. Auf der Gränzlinie zwischen Ober = und Nieder = Deutschland, war nun stete Feindschaft, die nur in Zeiten gemeinschaftlicher Drangsale erlosch, wo man mit vereinten Kräften auswärtigen Bedrückungen die Spitze bieten mußte.

Auf alle Weise blieb demnach die Lage der Katten am bedrängtesten. Roms Heere konnten vom Mittelrheine her keiner bessern Operationslinie gegen Nord = und Süddeutschland folgen, als der welche das Scheidungsgebirge bezeichnete; überdem traf der Cherusker Haß die Katten immer zuerst, weil man aus den Ostsässischen Gauen ins Gebiet der Sueven nur durch die Kattischen Marken gelangen konnte. Noth, immer die beste Lehrerin, ward es auch für die Katten! — Ihr Kriegsstaat, besonders ihr Fußvolk, wurde vortrefflich organisirt, ja man hatte zur Belebung des Muths und zum begeisternden Symbol der über alles erhabenen Freiheit, sogar einen Kriegsorden erfunden, welcher die Tapfersten auszeichnete und ihnen bedeutende Vortheile zusicherte. Auch die Politik der Katten bildete sich in diesem

Gedränge sehr früh dahin aus, daß sie die inneren Kriege beiderseitiger Nachbaren zu ihrem Vortheile benutzen lernten. Also konnte es nicht fehlen, daß dieses kluge, beherzte, an Disciplin und Ordnung gewöhnte, jedes günstige Ereigniß zur eigenen Vergrößerung listig anwendende Volk, in der Folge unter dem Namen der Franken die Hauptrolle spielte.

Die Sassen hatten unter sich selbst kein gemeinschaftliches System, weil sie weder durch einen Feldkönig, noch durch irgend eine die gemeine Freiheit beschränkende Herrschaft zusammengehalten wurden. Indessen war der Haß gegen Sueven und Katten bei den Ostsassen allgemein herrschender Nationalgeist, und die Furcht vor einer in Süddeutschland (durch die Morkomännische Macht) entstehenden Souveränität blieb stets rege.

Die Bruckterischen Sassen hielten es ihres eigenen Vortheils willen gewöhnlich mit den Völkern am Niederrheine, weswegen sie den Römern häufig als Sykambern erschienen. Die Kauchen hingegen behaupteten ein friedliches System und wahrscheinlich schlossen sich auch die schwachen Angrivarier und Emsländer ihnen an, obgleich die Cherusker im Römerkriege unter den Sassen den Reihen führten und den mächtigsten Adel hatten.

Diese Nationalverbindungen waren bereits gebildet, als die Römer unter Cäsar ihre Macht

in Europa ausdehnten, und der kühne Eroberer Galliens, sich auch diesseit des Rheins, wiewol nur auf wenige Wochen sehen ließ. Er fand die Sassen in keiner Verbindung mit den Sueven, sondern erfuhr vielmehr: daß man sich freue den Suevischen Uebermuth gezüchtigt zu wissen. Der wagliche Versuch auf Britannien rief Cäsar vom Rhein ab und der Bürgerkrieg verbot für immer die Rückkehr. (I)

Aufgerührt waren inzwischen die Völker am Rhein! Als nun Gallien der innern Zerrüttung preis gegeben wurde, schien die Gelegenheit über den Rhein zu schwimmen und in den Fehden Gallischer Partheihäupter reiche Beute zu erwerben, für die Sächsischen Geleitsanführer viel zu lockend, als daß sie ruhig in der Heimath hätten bleiben können.

Lustig gieng es her in Gallien, — kaum konnten die Römischen Gränzbesetzungen sich des gewaltigen Andranges der kühnen Abenteurer erwehren. Des Legaten M. Lollius festes Lager ward erstürmt, die Römische Reiterei in schimpfliche Flucht gejagt und sogar der Adler der fünften Legion erbeutet. — August eilte an den Rhein, aber die niederdeutschen Völker kamen doch mit einer milden Züchtigung ab. Denn sie noch mehr zu reitzen, oder kostbare Eroberungen jenseit des Rheins zu machen, war Augusts Absehen jetzt nicht.

Auf einer Leiter von Verbrechen hatte der schlaue Despot die höchste Gewaltstuffe erklommen, und sah endlich zum beliebigen Gebrauch die ungeheure Macht des Römischen Staats in seiner Hand vereinigt. Um die unters Joch der Knechtschaft gebeugten Gemüther anderweitig zu beschäftigen, sich selbst und seiner Familie Glanz, und nebenher einigen unruhigen, der Proskription entronnenen Republikanerköpfen, rühmlichen Untergang zu bereiten, bedurfte er eines glücklichen Krieges. Dazu schienen ihm nun die rohen Germanen ihre Hand recht erwünscht darzubieten.

Indessen giengen seine Absichten von Anfang an weit mehr auf Ober- als auf Nieder-Deutschland. Denn die Länder an der Donau und dem Oberrheine lagen vortrefflich, um dem Römischen Reiche die schönste Rundung und Festigkeit zu geben, auch war die anwachsende Markomännische, den Römischen Gränzen so nahe Macht, wol einer ernstlichen Beherzigung würdig. Am Rheine brauchte man vorerst nur Sicherheit und konnte nachmals die Barbaren in Nieder-Deutschland von der Donau und von Gallien aus desto leichter unterjochen. Allein die unruhigen Abenteurer wollten nicht Frieden halten; — ihre Geleite kamen noch immer über den breiten Strom und verheerten Gallien; Züchtigung derselben ward also von August, seinem tapferen und nach

Kriegsruhm dürstenden Sohne *) Drusus aufgetragen.

Im ersten Feldzuge strafte der kühne Jüngling Sykambeer und Usipeler, verband alsdann durch einen Kanal die Yssel mit dem Rheine, lief mit einer dort erbaueten Flotte ins deutsche Meer und zwang die Friesen zur Unterwerfung und Bundesgenossenschaft. — Von ihnen begleitet steuerte er in die Ems, um den Bruckterischen Sassen die Schwere des Römischen Arms fühlen zu lassen, wäre aber dort ohne Hülfe der des Landes kundigen Friesen gewiß verloren gewesen, da bei schnell eintretender Ebbe seine Flotte auf dem Trockenen sitzen blieb.

Des zweiten Feldzugs Operationen erleichterte der zwischen Katten und Sassen wieder ausbrechende Haß. Die Katten hatten nämlich, anstatt durch eine Diversion den Bruckterern und Sykambern Luft zu machen, deren Züchtigung ruhig geschehen lassen. Nun fielen die Erboßten, verstärkt durch Cheruskische Geleite, den Katten ins Land. Drusus konnte also, ohne Widerstand in den verlassenen Gauen zu finden, bis an die Ufer der Weser vordringen.

---

*) Ich nenne ihn Augusts Sohn, denn das war er mehr als wahrscheinlich, da Livia schon als Gattin ihres vorigen Gemahls mit August in ehebrecherischem Umgange gelebt hatte.

Durch die nahe Gefahr geschreckt, stand nun der Landsturm auf, man setzte sich in der Eile mit den Katten und gieng dem fremden Feinde zu Leibe. Drusus merkte seine Unvorsichtigkeit, und ein zufällig gesehener Bienenschwarm mußte als unglücklich gedeutetes Zeichen dienen, dem Heere des schleunigen Rückzugs wahre Ursache zu verheelen. Könnten doch unsere Feldherren noch dergleichen Popanze gebrauchen! Sie würden viel darum geben, damit der gemeine Mann nur nicht merkte, warum manche retrograde Bewegung gemacht werde!!!

Bald wäre es jedoch für Drusus zu spät gewesen, denn die Sassen hatten bereits den Rückzug gesperrt und stürmten aus dichten Wäldern die erschrockenen Legionen an. Uneinigkeit der aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzten Heerhaufen besonders die gegenseitige Eifersucht der Cheruskischen und Kattischen Geleite, retteten Drusus, der, sobald nur freies Feld gewonnen war, durch Taktik und überlegenes Feldherrngenie, die wilden Angriffe glücklich abschlug. Er ließ nun am Zusammenflusse der Else und Lippe ein Kastell erbauen, und legte, um die nahe wohnenden Bruckterer im Zaume zu halten, starke Besatzung hinein.

Der nächste Schlag im dritten Feldzuge traf die Katten. Drusus, der seine großen Absichten gegen Oberdeutschland bald erreichen wollte, ließ

auf dem Taunus Gebirge, oder auf der Höhe von Idstein ein neues Kastell anlegen, und suchte von diesem Punkte die Operationen (auf dem Scheidungsgebirge) gegen Süd- und Nord-Deutschland fortzuführen. Im Rücken hatte er nun eine sichere Reserve, und konnte mit gleicher Kraft, wie es die Umstände erheischten, nach Süd- oder Nord-Deutschland schlagen, ja selbst die Mitwirkung eines Heers von der Oberdonau mächtig erleichtern. Der Plan war des trefflichen Feldherrn würdig, und Deutschlands Unterjochung gewiß, wenn es dem Römischen Heere gelang, im festen Standquartiere sich auf dem Scheidungsgebirge zu halten. Drusus mußte aber bald umkehren, da die Cherusker seine linke Flanke bedroheten. Er wandte sich nun zwar gegen die Nieder-Elbe, ward aber durch Augusts ausdrücklichen Befehl vom Uebergange abgehalten.

Der kühne Jüngling starb auf dem Rückwege, und Tiber, sein Nachfolger in der Führung des deutschen Krieges, suchte, eingeweiht in seines Vaters Politik, mehr durch List als durch Waffen auszurichten. Er bestrebte sich also vorzüglich den Cheruskischen Adel ins Römische Interesse zu ziehen, und dies gelang ihm besonders bei der reichsten und angesehensten Familie, deren Mitglieder August mit Wohlthaten und Ehrenbezeugungen überhäufte. Nun folgten auch die gemeinen Wehren. Cheruskische Geleite stießen zum

Römischen Heere, Fürst Seginars Sohn gieng mit Bewilligung des Volks in Römische Dienste, und die furchtbaren Gegner schienen völlig gewonnen.

Dem Tiber ward es jetzt leicht sich der Seeküste zu versichern, die Kauchen zur Nothfreundschaft zu zwingen und die Longobarden an der Niederelbe zu schrecken. Der große Schlag auf Ober-Deutschland konnte geschehen, und auch dazu boten, entflammt von altem Suevenhasse, die Cheruskerdie Hand. Sentius Saturninus sollte durchs Land der Katten mit einem starken Heere auf die Markomannen los gehen, während Cäsar Tiber von der Donau gegen sie herein brach; aber der Panonische Aufruhr verhinderte die Ausführung dieses Plans. Sentius blieb als Tibers Stellvertreter am Rhein, und gewann durch angenehmes Wesen das Zutrauen der Sassen. Er gieng mit ihnen als mit freien Bundesgenossen um, nahm gern theil an ihren Zechgelagen und war selbst ein freigebiger Wirth. Solch ein Mann gehörte für solche Menschen. Sie kamen jetzt ohne Furcht ins Römische Lager, und die rohen Sitten schliffen durch den täglichen Umgang sich ab. Man lernte neue Bedürfnisse und mit diesen neue Wünsche kennen, vergaß allmählig der alten einfachen Lebensweise, und trieb Handel mit Römischen Kaufleuten, welche in Menge sich einfanden und gegen Waffen, Wein und

ausländischen Putz: Vieh, Pelzwerk, Sklaven und goldgelbes Haar zum prächtigsten Schmucke Römischer Damen eintauschten. Deutsche Weiber gewannen allmählig Geschmack an ausländischem Firlefanz und liebten besonders Purpurverbrämung auf ihren einfachen leinenen Gewändern, auch ward die rohe, aus Thierfellen gemachte Kleidung in eine geschmackvollere, knapp an den Leib schließende vertauscht. Wichtiger als das, war wol die allgemeine Einführung der Römischen Sprache, des wirksamsten Vehikels um Römische Rechtsbegriffe u. s. f. unter einfachen Naturmenschen in Gang zu bringen. *)

So lange Sentius blieb, gieng die Sache vortrefflich; aber sein Nachfolger Quinctilius Varus schien nicht der Mann, welcher sie in gutem Gleise zu erhalten wußte. Mit schönen Geistern in Rom vertraut, hatte er dort sein Haabe verpraßt. August sandte ihn nach Syrien zur Wiederherstellung des zerrütteten Vermögens, und er sog die schon von seinen Vorgängern hart mitgenommene Provinz trefflich aus. — Endlich schickte man ihn nach Niederdeutschland, um das glücklich angefangene Werk der Unterjochung zu vollenden. Weil er unglücklich war, wissen die

*) Was hier erzählt wird, gehört recht eigentlich in unsere vaterländische Geschichte, weit weniger in die Geschichte von Ober-Deutschland oder Germanien.

Römischen Schriftsteller ihn nicht genug zu beschuldigen, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß es ihm an Scharfblick und richtiger Beobachtung des Volks, welches seiner Leitung anvertrauet wurde, fehlte; doch war er von Herzen kein böser Mensch.

Sein Vertrauen gewannen Segimar und dessen Sohn Hermann, welcher das Cheruskische Freundes-Kontingent bei'm Römischen Heere führte, in hohem Grade, und Varus schützte sogar den hochherzigen Jüngling gegen die feindseligen Nachstellungen Segests, dessen Tochter Thusnelde von ihm entführt war. Diese Wohlthaten waren jedoch nicht vermögend Hermanns empörte Vaterlandsliebe zu beschwichtigen. Er hatte seine Jugend unter den Römern verlebt, war vertraut mit ihren Sitten, war eingeweiht in ihre Künste und Wissenschaften und bekannt mit allen Zweigen ihrer Verfeinerung. Welches Loos seinem Vaterlande bestimmt sey, sah er also deutlicher als alle seine Mitfürsten. — Als Varus vollends den Unterschied zwischen Freunden und Unterthanen völlig vergaß, das Land bis über die Weser schlechterdings auf den Fuß einer eroberten Provinz behandelte, alles Recht der Abrede geradezu über den Haufen warf, und durch den Anblick der mit Beilen und Ruthen bewaffneten Liktoren auch den geringsten Wehr zur Rache entflammte, konnte Hermann über die Recht-

mäßigkeit seines Entschlusses nicht mehr zweifelhaft seyn.

Alle Sassen kannten das Recht des Siegers über Leben und Tod des Besiegten; aber Strafgesetze, die mitten im Frieden den Beklagten einen fremden Richter zur Züchtigung mit Leib = und Lebensstrafen übergaben, waren ihnen ein Greuel. Alle fühlten den empörenden Schimpf, der nur mit Blut abgewaschen werden konnte, alle waren entschlossen die Ketten der Sklaverei zu zersprengen. Allein das Haupt fehlte, wodurch die Glieder mit Weisheit zu dem gemeinschaftlichen Zwecke geleitet werden mußten.

Hermann warf sich dazu auf, und faßte den großen Vorsatz: gegen die Tirannen der damaligen Welt, seinem rauhen und armen, aber die Keime künftiger Größe in sich tragenden Vaterlande, Freiheit und Selbstständigkeit zu erhalten. Dieser Heldenentschluß war nicht durch den wilden Muth eines Barbaren erzeugt, sondern er war das Werk einer großen Seele, die unbefleckt von den Reizungen kultivirter Ueppigkeit, den durch Römergunst erhaltenen werthlosen Privatvortheil des Augenblicks, gern gegen das höhere Gut geretteter Freiheit des Vaterlandes aufopferte.

Muthig war der Rettungsplan entworfen, und weise ausgeführt. Zuerst machten ihn Hermann und Segimar ihren durch Eid und Pflicht gebundenen Gesellen bekannt, dann wurden durch

priesterliches Ansehen die Cheruskischen und Bructerischen Gauen darin verflochten. Es kam nun auf die sicherste Ausführung des großen Unternehmens an, da Varus am Niederrhein in gedeckter Stellung seine Quartiere hatte, und erst durch Vorspiegelungen über die Lippe an die Weser gelockt werden mußte. Dies gelang. Man brachte täglich neue Streithändel vor sein Tribunal, ließ sich jeden Ausspruch gefallen, pries des Richters überschwengliche Weisheit und schläferte ihn dadurch dergestalt ein, daß er in voller Sicherheit sich bis an die Weser ausdehnte, und laut rühmte: ihm sey es gelungen, Barbaren, die mit Menschen nur Stimme und Gestalt gemein hätten, durch Gerichtszwang besser zu zähmen, als alle seine Vorgänger es mit dem Schwerdte zu thun vermogt hätten!

Indessen konnte man auch hier nicht mit Sicherheit gegen ihn losbrechen, denn seine Stellung war noch immer durch Asprenas Reserve und durch nahe Kastelle gedeckt. Alles kam darauf an, ihn zu einem Zuge in die morastigen Gegenden an der Ems zu bewegen. Einverstanden mit den Cheruskern, mußten nun die Amsibarier (Emsländer) Aufstand erregen, und Varus entschloß sich, vielleicht selbst auf Hermanns Zurathen, die Empörer zu züchtigen.

Segests Rachsucht hatte jedoch die Verschwörung erspähet. Er wollte die beste Gelegenheit, den

verhaßten Eidam zu stürzen, nicht ungenutzt verstreichen lassen, und warnte den bethörten Prokonsul. Dieser hielt Segests Warnung aber nur für Eingebung des Neides, erklärte: solcher Treulosigkeit halte er die von ihm mit Wohlthaten Beglückten nicht fähig *), und befahl, um sein Vertrauen auf die Cheruskischen Fürsten noch sprechender zu beweisen, schnellen Aufbruch des Heeres. Vorher lud er die Fürsten noch zum fröhlichen Abschiedsschmause ein, und gab Hermann die Weisung: sein Geleit zu verstärken, und dann dem Heere zu folgen.

Bei'm Gastmahle drängte sich Segest wieder zum Prokonsul, und beschwor ihn, nicht blindlings in sein Verderben zu rennen. Er möge doch nebst den versammelten Fürsten auch ihn in Fesseln schlagen und untersuchen, was Wahres an der Sache sey; dann würde das Volk, seiner Führer beraubt, sich zu rühren nicht wagen. Varus hörte ihn nicht, sondern brach auf. —

---

*) Diesen schönen Zug in Varus Charakter darf der wahrheitliebende Geschichtschreiber nicht mit Stillschweigen übergehen; siehe *Vellejus* II. c. 118. Negat (Varus) se credere spemque in se benevolentiae ex merito aestimari profitetur. Man trauet gewöhnlich denen, die Wohlthaten von uns empfangen haben.

Ungebahnt waren die Wege; Wälder mußten durchhauen, über Moräste und angeschwollene Flüsse mußten Brücken geschlagen werden. Kaum war Varus weg, so wurden die erbetenen Bedeckungen niedergehauen, und der Kriegsruf erscholl an den Ufern der Weser und Lippe. Zum Paniere Hermanns sammeln sich Cheruskische und Bructerische Wehren. Dem in vollkommener Sicherheit fortziehenden Römerheere folgt dann der racheschnaubende Landsturm, und gewinnt, aller Schleichwege über Berg und Thal, wie durch Sumpf und Gebüsch kundig, ihm bald beide Seiten ab.

Drei Märsche hatten die Römer voraus, als Hermann sie einholte und, die Maske des Freundes ablegend, mit furchtbarem Schlachtgeheul aus dichtem Busch von allen Seiten heranstürmte. — Wagen, Lastthiere und Soldaten marschierten durch einander, überdem war der Troß des Heers, gleich als ziehe man durch Freundes Land und sey mitten im Frieden, gewaltig groß. Den ungebahnten Weg machte der Regen schlüpfrig, der Sturmwind schleuderte Baumäste herab, und es schien schlechterdings unmöglich eine feste Schlachtordnung zu bilden. Man hatte in dieser Noth Freundes Hülfe erwartet, nun erschien gar ein furchtbarer Feind, welcher erst in der Ferne, bald durch den geringen Widerstand muthiger gemacht, in der Nähe den ungleichen Kampf fort-

setzte. Hier schützten nicht Schilde und eherne Panzer; hier war von den furchtbaren Kriegsmaschinen kein Gebrauch zu machen, und eben so wenig halfen Evolutionen oder eingelernte Kriegskünste.

Gegen die Nacht fand sich indessen ein freier Platz, wo nothdürftig ein Lager geschlagen werden konnte. Nun ließ der Präfekt Lucius Eggius alles entbehrliche Gepäck verbrennen, um bequemer am folgenden Tage marschieren zu können. Wirklich brachen die Kohorten in geschlossenen Gliedern auf, aber furchtbarer als gestern wütheten Sturm und Ungewitter. Der in Strömen herabrauschende Regen machte Bogen und Pfeile unbrauchbar, und die, aus den umliegenden Gauen sich immer mehr sammelnden Wehren fochten nun, obgleich schlecht bewaffnet, doch mit überlegenem Vortheil gegen die Legionen. Von allen Seiten donnert der Schlachtgesang den Römern, die bald wieder in Wald und Moraſt fortgetrieben werden, entgegen. Wie Wogen, die an steilen Felsen sich brechen, wie dumpfes Rauschen und wilder Vögel Geschrei, heults aus dichtem Busche von schaurigen Höhen und im sumpfigen Thale; überall Tod und Verderben!

Noch einmal gewinnt man freies Feld. Vola sprengt mit den Turmen vor, aber aus dichtem Gebüsch trifft jeden kühnen Ritter der Sassen

Todeswurf. — Und doch ist hier kein Bleiben, zum Niederrheine muß man sich wenden, wo von Asprenas Hülfe zu erwarten ist.

In dieser Absicht mogte Varus schon vorigen Tages über die Werre gegangen seyn, und sich auf dem Haarschen Berge zwischen Wulften und Haaren (im Osnabrückschen) gesetzt haben. Aber Hermann trieb ihn am dritten Tage gegen die Haase. Hier sind noch jetzt unterm Düstrupper Berge die Ruinen eines verschanzten Römerlagers zu sehen, und in dem Thale, das am Teufelsbruche fortzieht, zeigt sich eine Menge altdeutscher Grabmäler oder einfacher Todtenhügel, die ein gewaltiges Schlachtfeld ankündigen. Man staunt da die berühmten Gredescher Steine, zwei unversehrte Altäre Wodans an, und bemerkt die Spuren von vielen zerstörten.

Hier war es, wo Varus den letzten Stoß erhielt. Die Nacht brach an, und noch einmal suchten die Legionen sich zu verschanzen, aber der Deutschen heftigerer Angriff gestattete nicht, das Lager zu vollenden. Nun suchte Vola mit den Reitern zu entrinnen, und entblößte das Fußvolk. Die Cherusker brachen von allen Seiten in die geöffneten Reihen. Des Lagers Präfekt und selbst Varus waren schon verwundet; jetzt stürzten beide in ihr Schwerdt, um nicht lebendig in der Feinde Hände zu fallen. — Alles

warf die Waffen weg und zerstreuet sich in wilder Flucht. Keine Schlacht, sondern Gemetzel fand nun statt.

Der entscheidenste Sieg für Deutschlands Freiheit war erfochten, und dem Helden dieses Tages verdanken wir, daß noch deutsch auf der Erde gesprochen wird. — Nicht mit Mäßigung feierte das racheschnaubende Volk die wieder erkämpfte Freiheit. Drei der schönsten Legionen Roms lagen da vernichtet im Schlachtthale, nun wurden ihre Tribunen und Centurionen an Wodans Altären als Nachopfer geschlachtet, und barbarisch gieng man mit jenen maulfertigen Advokaten um, welche an Varus Tribunal so oft des heiligen Rechts der Abrede gehöhnt hatten.

Des Feldherrn Haupt wurde zum warnenden Denkzeichen dem Markboden in Ober-Deutschland gesandt; denn was auch ihm bevorstehe, wenn er der usurpirten Herrschaft nicht Ziel setze, sollte er ahnen. Also hatten, geleitet durch einen großen Geist, Tausende im wilden Andrange ihre Ketten zersprengt; aber, um kräftig den herlichen Sieg zu benutzen, müßte das Volk mehr gebildet und von gehässigen Leidenschaften seiner Fürsten, die Hermanns überstrahlende Größe schon zu beneiden anfiengen, weniger geleitet worden seyn.

Rom zitterte. August verhüllte sich, als die Schreckenspost erscholl, in tiefe Trauer, ließ Bart und Haupthaar wachsen, und schrie, den Kopf

gegen die Wand rennend: Quinctili Vare, redde legiones „Quinktilius Varus, schaffe die Legionen mir wieder!" Entnervt war der Staat, und kein Bürgersinn, kein Geist des Krieges mehr vorhanden. Mit Gewalt mußte alles, was nur Waffen tragen konnte, ausgehoben, zum Dienste durch die entehrendsten Strafen gezwungen und vermischt mit nichtswürdigem, eben freigelassenem Sklavengesindel an den Rhein getrieben werden.

Tiber bekam die Anführung des muthlosen Heers, und war zufrieden, daß er am Rheine Ruhe fand. Tief ins Land zu dringen, wo so mancher Sohn vormaliger Triumphatoren der Barbaren Vieh hütete, wo vor den befestigten Burgen der Fürsten die erbeuteten Adler und Kohorten Bilder prangten, hielt er nicht für rathsam.

Indessen konnte ein so kühnes Unrecht von Seiten der Römer nicht ungerochen bleiben; was Tiber nicht ausgeführt hatte, sollte sein Neffe Drusus Germanikus vollbringen. Hermann ward inzwischen durch Liebe der Gemeinen und aus Furcht vor der nahen Rache, zum Herzog oder Generalanführer im Nationalkriege erwählt. Der Römer Kastelle zu Aliso und Idstein wurden von ihm zerstört, doch rettete sich durch glückliche List die Besatzung des ersteren zum Asprenas. Der edle Hermann hatte aber nicht allein mit fremden Feinden, sondern mit einem weit gefährlichern Gegner im Lande selbst zu käm-

pfen; denn Segest sann auf neue Tücke. Er hatte seinen Sohn, den die Stimme der Freiheit vom Altare der Ubier unter Hermanns Fahnen rief, wieder an sich gezogen, und sogar Thusnelda in seine Gewalt bekommen. Durch seine Aufhetzungen war überdem ein großer Theil des Adels gegen Hermann in Harnisch gebracht, und dieser sah sich, statt den günstigen Aufruhr der Legionen unter Cäcinna benutzen zu können, zur Belagerung der Burg des feindseligen Schwiegervaters gezwungen, damit er das geliebte, jetzt schwangere Weib nur wieder in seine Gewalt bekäme.

Also erhielt Germanikus Zeit, den Aufruhr der Legionen nicht nur zu stillen, sondern die reuigen Empörer auch mit frischer Lust zum Kriege, um die sträfliche Insubordination nur wieder gut zu machen, zu erfüllen. Der erste Schlag geschah gegen die Moesen, deren Wohnplätze im jetzigen Münsterschen jenseit der Ems waren. Bei'm feierlichen Göttermahle wurden die Sicheren überfallen, der Tempel Tanfans ward von den Siegern zerstört, und viele Meilen in die Runde das Land mit Feuer und Schwerdt verheert. Weder Alter noch Geschlecht ward geschont! Deutlich erhellete daraus Germanikus Absicht: die Völker an der Ems dergestalt zu schwächen, daß sie in der Folge die Gränze am Niederrheine unangetastet lassen, auch seinem Zuge nach der Weser keine Hindernisse in den Weg le-

gen sollten. Natürlich erbitterte die barbarische Behandlung die Entflohenen, und sie sammelten sich sofort unter Hermanns Fahnen.

Germanikus drang jetzt rasch über die Kattischen Gränzen, ließ aber, vorsichtiger als Varus, mit starker Reserve den Apronius bei'm wieder erbaueten Kastelle auf dem Taunus, und kam mit einem Heere von 80000 Mann den Katten so schnell über den Hals, daß sie selbst Mattium, ihren Hauptort, der Verwüstung preisgeben mußten. Jetzt rührten sich die furchtbaren Cherusker. Cäcinna gerieth ins Gedränge, und Germanikus wich schnell gegen den Rhein zurück.

Hier kamen zu ihm Boten von Segest, der um Hülfe anhielt, und vorstellen ließ: noch furchtbarer könne Hermanns Macht den Römern werden, wenn Segests Parthei unterliege. Dieser allerdings richtige Grund bewog Germanikus mit vier Legionen zum Entsatz der Belagerten aufzubrechen. Den ungleichen Kampf vermogte Hermanns Geleit nicht zu bestehen! Segest wurde mit einer großen Anzahl seiner Kreaturen befreiet, und übergab nun Hermanns geraubte Gattin dem Sieger. Des Gemahls edler Geist beseelte die hochherzige Frau. Schweigend stand sie da, nicht zu Thränen besiegt, nicht zum Flehen gedemüthigt. Die Hände hielt sie gefaltet über den schwangern Leib, betrachtete ihn mit schmerzlichem Ausdruck in Blicken und Mienen, die deutlich genug

ihre Gedanken aussprachen: unglückliches Pfand der Liebe, nun werde ich zur Knechtschaft dich gebären!

Ihr verworfener Vater brüstete sich hingegen mit alter Treue und Römer-Ergebenheit. Er betheuerte, daß Varus genugsam von ihm gewarnt worden sey, und schloß mit den Worten: „Ich „gestehe, daß meine Tochter gezwungen hieher „gebracht wurde, du aber wirst entscheiden, ob „es überwiege, daß sie von Hermann empfangen habe, oder von mir gezeugt sey" *).

Germanikus versprach Sicherheit und Schutz. Segests Verwandte wurden zum schimpflichen Triumphe aufgespart, er selbst erhielt einen ruhigen Wohnsitz in Gallien.

Bis zum Wahnsinn empörte Hermann der Raub des geliebten Weibes, und des nun zur Knechtschaft bestimmten Kindes. Racheschnaubend flog er durch die Gauen der Cherusker, und mahnte alles zum Kriege auf gegen die niederträchtigen Weiberräuber. Die Gemeinen erklärten sich laut für die Rache, und selbst Ingomar, sein Oheim, wiewol bis dahin dem Römischen Interesse ergeben, nahm Theil an dem gemeinschaftlichen Kriege; ja auch die Katten schienen, den alten Haß vergessend, Hermann zur Rache die Hand bieten zu wollen.

*) *Tacit.* annal. I. 58.

Germanikus fürchtend, daß die ganze Masse niederdeutscher Völker aufgewiegelt werde, sandte mit 40 Kohorten den Cäcinna gegen die Ems, um des Feindes Kräfte zu theilen und die Brucktterer im Zaume zu halten. Zugleich wurde eine Gesandtschaft an den Markboden nach Oberdeutschland abgefertigt, die ihn zur Theilnahme am Kriege gegen die Cherusker auffodern sollten; auch mußten Kauchen und Friesen Hülfsvölker liefern. Doch Marbod, obgleich er Varus Haupt nach Rom übersandte, und dadurch seinen Abscheu gegen die Cheruskische Empörung an den Tag legte, hütete sich wohl, jetzt die Hand zur Vertilgung Hermanns zu bieten, der Roms Macht so ausschließlich beschäftigte, daß an eine Expedition gegen Oberdeutschland nicht gedacht werden konnte *). (II.)

Germanikus, den Fußstapfen seines Vaters folgend, geht mit vier Legionen zu Schiffe, steuert in die Ems, verbindet sich, nachdem er gelandet, mit Cäcinna, sendet diesen vom Ufer des Flusses, sowol um die Schlufwinkel und Holzungen zu rei-

*) Man sieht aus den Folgen, daß damals eine solche, von Marbod unbefolgte Auffoderung an ihn ergangen sey. Denn als er gegen Armin um Hülfe nachmals nachsuchte, ward geantwortet: non jure eum adversus Cheruscos arma Romana invocare, qui pugnantes in eundem hostem Romanos nulla ope juvisset.

nigen, als Brücken über die Moräste zu schlagen, voraus, und dringt vor in die Gegend des Teutoburger Waldes.

Die Legionen betraten hier das grausige Schlachtfeld, wo die bleichenden Knochen ihrer erschlagenen Brüder aufgehäuft oder zerstreut lagen, je nachdem die Weichenden auf der Flucht niedergehauen, oder im verzweiflungsvollen Kampfe standhaltend, haufenweise niedergemetzelt worden waren. Zerbrochene Waffen bedeckten das düstere Thal; man sah an Baumstämme genagelte Köpfe, und starrte mit Entsetzen auf die Altäre hin, vor welchen Tribunen und Centurionen geschlachtet wurden. Hier schrien einige, die der Niederlage entronnen und jetzt als Wegweiser dienten: „hier fielen die Legaten, dort wurden „die Adler genommen, auf jener Bühne redete „Hermann, verspottend die heiligen Fahnen, — „und dort stürzte Varus in sein Schwerdt.“

Jammer und Wehklagen erscholl; sechs Jahre nach der schrecklichen Niederlage konnten nun erst die Gebeine der drei trefflichsten Legionen begraben werden, ohne daß einer wußte, ob er seiner Blutsfreunde oder Fremder Knochen mit Erde bedecke.

Zum Todtenhügel legte der gerührte Feldherr den ersten Rasen, und erwieß den Abgeschiedenen die letzte Pflicht, entflammend durch seine Rede das Herz der Soldaten zur blutigen Rache. Mit wildem Grimm folgten ihm die Legionen ins Dickigt

der Wälder, wohin Hermann klüglich zurückgewichen war. Aber auf dem auserſehenen Platze hielt dieſer plötzlich Stand, und als die Römer auf den Mittelpunkt ſeiner Schlachtordnung eindrangen, da brachen Hermanns verſteckte Flügel den Unbeſonnenen in die Flanken, und der Römiſche Feldherr rettete mit Mühe die geſchlagenen Legionen von neuer gräßlicher Niederlage, auf dieſem, deutſchen Waffen und Hermanns Kriegskunſt ſo günſtigen Boden *).

Cäcinna war von Germanikus abgeſchnitten, und Hermanns Plan, ihn zu verderben, wäre von dem glücklichſten Erfolge gekrönt worden, hätte der undisciplinirte Heerbann, und vielleicht ſelbſt der tückiſche Neid der Mitbefehlshaber, durch einen tollkühnen Sturm auf Cäcinna's befeſtigtes Lager, den entſchiedenſten Sieg nicht vereitelt.

Flüchtig, halb nackt und faſt verhungert gelangten die zerſtreueten Römerhaufen zum Rheinufer. Man wollte (ſo groß war die Furcht vor den nachſetzenden Cheruskern) die Brücke ſchon abwerfen und ſich an's Galliſche Geſtade zurückziehen; aber Agrippina, Germanikus Gemah-

*) Es heißt zwar bei'm *Tacitus* annal. I. 63. manibus aequis abscessum; aber die Sprache kennt man ſchon, und die Folgen beweiſen am beſten die verlorene Schlacht.

lin, verhinderte mit männlichem Muthe die entehrende Flucht, indem sie sich auf die Rheinbrücke stellte und die Flüchtlinge mit beschämenden Worten zurücktrieb. Ein anderer Theil des Heers, unter Vitellius, wurde durch das hereinströmende Meer im Lande der Kauchen fast ersäuft, und gelangte endlich in dem kläglichsten Zustande zum schützenden Winterlager.

Also war dieser Versuch, Varus Niederlage zu rächen, gar übel ausgefallen, — das zusammengeschmolzene Heer mußte aus Gallien, Italien und Spanien, während des Winters, mit Waffen, Pferden, Geld und Rekruten zum neuen Feldzuge versehen werden. Germanikus wollte jetzt eine sicherere Operationslinie verfolgen, und ließ zu dem Ende auf der batavischen Insel eine Flotte von flachbäuchigen Fahrzeugen erbauen. Aber noch war die Ausrüstung nicht vollendet, als Nachricht einlief: das wiedererbauete Kastell an der Lippe (der einzige feste Punkt im Lande der Bruckterer, auf dessen Behauptung so viel ankam) werde von den Feinden belagert. Nun wurde Silius zur Deckung der rechten Flanke gegen die Katten beordert; die Flotte segelte in die Ems, und das Heer stieg bei dem alten Emden ans Land. Germanikus auf beiden Flügeln, links durch die Freundschaft der Kauchen, rechts durch Silius Corps gedeckt, ließ den Dümmer

See östlich *) zur Seite, und zog (bei Minden vorbei) gegen die Weser, hinter welcher der Cheruskische Landsturm unter Hermanns und Ingomars Panieren versammelt war.

Nur zu früh brachen im Rücken die Angrivarier los. — Dieser Schlag wäre entscheidend gewesen, wenn er, wie vermuthlich von Hermann angestiftet, mit der Cherusker Angriff zusammen geschah. Jetzt aber hatte Germanikus Zeit, die Voreiligen durch ein Corps leichter Truppen, welches Stertinius führte, zu züchtigen.

Römer und Cherusker trennte, oberhalb Hameln, die Weser; — bei'm Heere des Germanikus befand sich Hermanns Bruder. Diesen fodert der Herzog ans Ufer und beschwört ihn, seinem Vaterlande nicht abtrünnig zu bleiben, nicht um knechtischen Sold den Welttirannen zu dienen, da er in vaterländischen Gauen freier Fürst und Anführer edler Gesellen seyn könne! Aber der Entartete verschmähet den Ruf des Vaterlandes, und kaum hält der breite Strom die Ergrimmten vom unnatürlichen Kampfe zurück.

---

*) Westlich des Dümmer Sees, wo jetzt der Weg über eine Menge von Dämmen läuft, konnte er damals wol nicht marschiren, er mußte also wol den Weg über Knakenbrück und weiter über Börden nehmen, weil sonst alles Sumpf war.

Germanikus läßt am folgenden Tage seine Reiterei durch eine seichte Furth setzen, um die batavischen Hülfsvölker zu decken, und den Uebergang der Legionen zu erleichtern. Aber sie werden gar übel empfangen. Die Bataver, samt ihrem Anführer Kariowald, finden am jenseitigen Ufer den Tod, und kaum rettet sich die Reiterei durch schnelle Flucht.

Inzwischen wird durch Ueberläufer der Cherusker und ihrer Verbündeten Stellung, ja selbst Hermanns Plan zur Schlacht, erkundschaftet, und Germanikus findet nun Mittel, der Feinde Trotz zu ihrem eigenen Verderben zu lenken.

Am östlichen Ufer der Weser (oberhalb Hameln im Braunschweigischen Amte Wickensen) erstreckt sich fast bis zum Solling hinauf eine Kette von bewaldeten Kalksteinbergen, die jetzt in der Mitte den Namen des Ihdts oder Niedes führt*); dort am westlichen Fuße jener Berge,

*) Lysius sucht den campus Idistavisus unterhalb Nienburg, 2 Meilen von Bremen bei Vegesack; aber dagegen streitet Tacitus Beschreibung völlig. Näher kommt Grupen, welcher die Gegend von Hausbergen nach Hameln zu, für den campus Idist. hält. Aber der Raum zwischen dem Süntelberge und der Weser ist für ein solches Schlachtfeld zu klein. Alles gegen einander verglichen, hat die angegebene Gegend die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Man vergl. *Tacit.* annal. II. cap. 16.

lag höchst wahrscheinlich das von Hermann ausersehene Schlachtfeld.

Das Blachfeld nebst dem vordern Theile des Waldes behauptet der Heerbann, ein ungeordneter, mit schlechten Waffen versehener und aus mehreren Völkerschaften zusammengesetzter Haufen, unter des tollkühnen Ingomars Anführung; rückwärts auf den mit hochstämmigem Holze bewachsenen Höhen steht Hermann mit seinem Geleite und mit anderen Cheruskischen Wehren.

Ungestüm vereitelt den trefflichen Plan des Herzogs; denn zu früh brechen die Cherusker von den Höhen los. Germanikus benutzt mit schneller Entschlossenheit den für ihn glücklichen Fehler, er läßt Stertinius mit seinen Turmen in den Wald schwenken, und indem die Legionen in geschlossenen Gliedern auf das Centrum eindringen, stürmt die Reiterei im Rücken des Feindes von den Höhen herunter. Der unbehülferne Heerbann geräth in wilde Verwirrung; Hermann kann die Schlacht nicht mehr lenken, und bricht, damit nicht alles verloren werde, auf die Gallischen Kohorten ein. Er stürmt die Schützen nieder und entkömmt glücklich. Ingomar, des Verlustes Haupturheber, hauet sich auch durch, und entrinnt schimpflicher Gefangenschaft, aber unter den zersprengten Schaaren metzeln die Legionen fürchterlich. Einige Wehren flüchten in die Wälder, andere schwimmen durch den breiten Strom;

viele werden auf der Flucht von tödtlichem Geschoß getroffen. — Des tollkühnen Beginnens schreckliche Folgen empfinden sie jetzt nachdrücklich und furchtbar unter dem Mordeisen der Römer

Verloren durch Ungestüm und Verrath war die blutige Schlacht; aber darum war noch nicht eingebüßt der Muth und die Ehre des freien Volks. Denn als der stolze Sieger Trophäen mit den Namen der besiegten Völker errichten ließ, kehrten, von wildem Grimm über die Schmähung entbrannt, die Flüchtlinge zurück, rissen Waffen an sich und foderten den Herzog auf, zur neuen Schlacht sie zu führen!

Sogleich ward des Feindes Rückzug beunruhigt, und am Dümmer See, unweit Damme *), trafen die streitbegierigen Sassen auf die Römer. Aber auch der Erfolg dieses Kampfs war nicht glücklich; denn nicht Hermanns wohlgeübtes Geleit, sondern der wilde Heerbann entschied die Schlacht. Den ungeregelten Haufen sprengten Roms Kriegskünste wiederum aus einander, und nur Flucht in dichte Wälder blieb seine Rettung. Die Angrivarier, auf deren Gränzen die Schlacht

*) Diese Schlacht auf der Römer Rückzuge nach der Ems, ist vielleicht im Osnabrückschen Amte Vörden, im Kirchspiele Damme, wo noch mehrere altdeutsche und Römische Denkmale gefunden werden, geliefert worden.

geliefert wurde, blieben nun ihrem Schicksale überlassen und mußten unter die züchtigende Hand der Römer sich beugen.

Das deutsche Meer rächte indessen die schmählichen Niederlagen seiner Küstenbewohner an den triumphirenden Siegern. Germanikus Flotte ward zernichtet und wenige kümmerliche Ueberbleibsel kamen von dem unglücklichen Zuge zurück.

Jetzt machte Politik und besonders Tibers Mißtrauen gegen seinen allbeliebten Neffen dem kostbaren und unnützen Kriege in Niederdeutschland vorerst ein Ende. Der siegende Imperator ward abgerufen, und man suchte durch geheime Zuhetzung die Zwietracht im Sassenlande zu nähren.

Freiere Hände gewann also Hermann, seinen lange genährten Entwurf gegen den Markboden in Oberdeutschland auszuführen. — Der Haß gegen den Usurpator mochte in des Cheruskers Herzen nicht minder groß, als der Widerwille gegen Roms Herrschaft seyn, denn der Sassen Freiheit schien keinesweges gesichert, wenn die, selbst den Römern furchtbare Macht der Markomannen völlige Konsistenz gewann. Schon waren die Longobarden an der Niederelbe von dem Tirannen unterjocht, der Katten Gemüth neigte gleichfalls zur Sueven-Freundschaft sich hin, und Hermann konnte überdem einen Nebenbuhler nicht dulden, der ihm

den Ruhm des ersten Helden Deutschlands streitig machte. Wer mag jetzt noch entscheiden, welcher von beiden Hauptgründen auf den erhabenen Geist am meisten wirkte! Ob er der gefährlichen Souveränität des Markboden aus Vaterlandsliebe entgegenarbeitete, — oder das, durch Ehrfurcht und Dankbarkeit des Volks erhaltene Oberfeldherrnamt durch den neuen Krieg sich länger sichern wollte? Wer trat gern in die gemeine Reihe zurück, wenn er so ehrenvoll an der Spitze seines Volks das Ruder lenkte? — Vielleicht bestimmte dieser Gedanke Hermanns Geist, vielleicht auch die unfehlbare Gewißheit, daß der tolle Abenteuersinn des Beute begierigen Adels sein Volk in noch viel verderblichere innere Fehden verwickeln würde, sobald er das ergriffene Staatsruder aus den Händen legte und den vereinzelten Marken den Vereinigungspunkt entzöge, wodurch sie gesichert wurden. — Eine damit genau verwandte Betrachtung nährte im Gegentheile den immer mehr anwachsenden Neid des Cheruskischen Adels gegen Hermanns Größe und überstrahlende Gewalt, die der wilden Zügellosigkeit selbst Fesseln anzulegen drohte. — Je mehr Liebe der Gemeinen sich der Herzog erwarb, und je entscheidender seine Stimme auf der Nationalversammlung wurde, desto grimmiger entbrannte der Haß derer, die mit ihm gleiches Recht und gleiche Ehre zu haben wähnten. Denn es ist unbestreitbare Thatsache der Er-

fahrung, daß die nothwendige Herrschaft des hervorstrahlenden Geistes über untergeordnete Köpfe von diesen immer für widerrechtlich gehalten wird, und jenes Gefühl: man könne dem großen Manne die Huldigung nicht versagen, wenn er sie fodere, — bald in die Furcht übergeht: er werde aus eben diesem Grunde gewiß Huldigung verlangen!

Ganz in diesem Falle war Hermann! Wollte er seinem Volke die erkämpfte Freiheit sichern, so mußte er zuerst seinen rohen Sinn mildern; er mußte die unsinnige Fehdelust des Adels einschränken; er mußte, wie Marbod, dem Heerbanne im Nationalkriege eine zweckmäßigere Verfassung geben; er mußte endlich das Oberfeldherrnamt selbst, aus Liebe für sein Volk, auf Lebenszeit in Händen zu behalten suchen. Dies zu bewirken und zugleich als Freiheitsrächer sich noch höhern Ruhm zu erwerben, bot der Kampf mit dem übermüthigen Usurpator die schönste Gelegenheit dar. Aber schon jetzt zeigte sich der Haß von Hermanns eigenen nächsten Anverwandten, da selbst Ingomar, sein väterlicher Oheim, zum Markboden übergieng und diesem die Entwürfe des beneideten Neffen verkündete.

Der Usurpator rüstete seine Macht zum entscheidenden Kampfe. Hermann führte sein in langem Römerkriege an Disciplin gewöhntes, durch Beitritt des Heerbanns verstärktes Geleit. Nun standen auf deutschem Boden zwei Kampfmassen

gegen einander, wovon die eine auf Römischem Fuß unter ihrem Feldkönige gebildet, nur für Erweiterung der Herrschaft, — die andere durch den Geist eines siegreichen Helden geleitet, für Aufrechterhaltung der Freiheit und Behauptung des errungenen Ruhms focht. Volksstärke und Tapferkeit der Anführer waren gleich; doch den Markboden machte bei den unterworfenen Völkern der Königsname gehässig; — nur Hermann, der für Freiheit focht, hatte ihre Liebe. Mit strömender Beredsamkeit ermunterten die Feldherrn zum Kampfe, und nie war mit solcher Macht von beiden Seiten gefochten worden. *)

Zweifelhaft blieb anfänglich der Erfolg, denn von beiden Seiten war der rechte Flügel geworfen, und der folgende Tag schien den Streit in einer zweiten noch wildern Schlacht entscheiden zu sollen. Aber Marbod hatte in der Nacht sein Lager auf Anhöhen verlegt, dies war ein Zeichen der Niederlage. — Bald mußte er, da Schaaren von Ueberläufern aus seinem Heere zu den Cheruskern eilten, schimpfliche Flucht ergreifen, ja in Rom selbst um Hülfe betteln.

Hermann wollte nicht erobern und gieng zurück, vielleicht auch, um gegen Drusus auf sei-

*) Es sind meistens Tacitus eigene Worte, deren ich mich hier bediene, denn besser weiß ich's in der That nicht zu sagen. *Tacit.* annal. II. 44. sq. sq.

ner Huth zu seyn, den Tiber mit mehrern Legionen abgeschickt hatte, um die durch den Sieg gewaltig vermehrte Macht des Cheruskischen Herzogs in Schranken zu halten. Marbod konnte inzwischen seinem Geschicke nicht entrinnen, denn er ward bald nachher völlig vertrieben, warf sich dem Tiber in die Arme und endete sein ehrloses Leben zu Ravenna, wohin auch Hermanns edles Weib, nachdem es Germanikus Triumph geziert hatte, mit dem in der Knechtschaft gebornen Sohne gebracht wurde.

Marbods Besiegung hatte Hermanns Ansehen, aber auch den Haß des Adels gegen ihn vergrößert. Höchst wahrscheinlich suchte nun der überlegene Geist des Herzogs seinem Volke durch kräftige Verfügungen höhere Kultur und wahre Freiheit zu sichern; aber gerade diese Neuerungen erbitterten der Neidischen Gemüth aufs grimmigste. Zum heimtückischen Verrath boten allen Unzufriedenen die Fürsten der Katten, welche von der Cherusker anwachsenden Macht am meisten zu fürchten hatten, die Hand. Es kam so weit, daß ein Kattischer Fürst, Namens Adgandester, in einem Schreiben an Tiber, Hermanns Wegräumung versprach, wenn man von Rom aus zur Vollführung des Meuchelmords Gift senden wolle. Zwar verweigerte Tibers schlaue Politik die Genehmigung des schändlichen Antrags, aber der edle Hermann fiel doch unter der meuchelmör-

derischen Faust seiner Mitfürsten, mit welchen sogar einige seiner nächsten Blutsfreunde verbunden waren.

Daß er Opfer des Neides und der Barbarei wurde, ist sicher, — ob mit einem Scheine von Recht und aus der Ursache: daß er selbst nach Herrschaft gerungen hätte, bleibt zweifelhaft. Ein großer Mann war er unstreitig, er war vielleicht größer als Cäsar und Alexander, da der erste seines Vaterlandes Freiheit aus Ehrgeiz zertrümmerte, der letztere aber, von unbegränzter Ruhmsucht getrieben, die Welt erobern wollte, ohne sie beherrschen zu können. — Hermann rettete sein Vaterland, und wir sind ihm ewige Dankbarkeit dafür schuldig, daß er unsern Vätern ihre Selbstständigkeit erhielt. Darum ist es auch wahrlich ein kleinliches Bemühen, ausgrübeln zu wollen, ob der erste Held in der Geschichte des Vaterlandes wol endlich selbst Usurpator geworden seyn würde, wenn er nicht schon im sieben und dreißigsten Jahre seines thatenreichen Lebens gefallen wäre, wenn er länger als zwölf Jahre das Amt des Nationalfeldherrn geführt hätte. Warum sollten wir weniger billig seyn, als ein edelmüthiger Feind, der dem wahrhaft großen Manne ein ehrendes Denkmal setzte? *) Warum nicht

*) Ich meine Tacitus im 88sten Kap. des 2ten Buchs seiner Annalen, wo er sich folgender-

durch sein Gedächtniß das Gefühl unserer Nationalwürde gern erneuern, da noch zu Karls des Großen Zeiten das rohe, doch gegen den Helden dankbare Sassenvolk des Freiheitsrächers Andenken in heißen Liedern besang? — Wer in der vaterländischen Geschichte auch Stoff zur Belebung des Patriotismus sucht, dem wird die bisher gegebene ausführlichere Beschreibung des ersten wahrhaften Nationalkriegs und die Darstellung des großen Mannes, welcher sein Volk zu den edelsten Zwecken vereinigte, nicht zu gedehnt erscheinen.

Nach Hermanns Tode lösete sich der allgemeine Haß des Adels gegen des Herzogs Ansehen in verderbliche innere Fehden auf. Im langen Römerkriege waren alle Cheruskische Mannien aufgerührt, die Zahl und Stärke der Geleite vermehrt, die Lust des Krieges heftiger befeuert und der Geist der Abenteurer zum Vehikel alles Sinnens und Strebens, erhoben worden.

Nichts war natürlicher, als daß nun der

---

maßen ausdrückt: Hermann war ohne Zweifel Deutschlands Befreier, der nicht das Römische Volk in seinem Entstehen, wie andere Könige und Heerführer, sondern das Reich in der größten Blüthe angegriffen hatte. u. s. f.

kriegerische Adel sich unter einander selbst befehdete, die ruhigen Wehren in seine Händel verwikkelte und der heillosen Römerpolitik auf der einen, den gewinnsüchtigen Absichten der listigen Katten auf der andern Seite freies Spiel machte. Tiber brachte zwar durch seine elenden Ränke und niedrigen Zuhetzungen den Römischen Namen fast in Verachtung, die Markomannische Macht war gedehmüthigt und der Kriegsruhm der Cherusker über Deutschland verbreitet; aber dadurch gewann das Nationalbeste doch keinesweges. Nach wenigen Jahren war der unruhige Adel durch unaufhörliche Fehden dergestalt aufgerieben und entkräftet, daß im Lande selbst Keiner gefunden werden konnte, welchen zum allgemeinen Oberhaupte das Volk im Kriege oder Frieden erwählen mochte, — und doch fühlte der große Haufe, durch schreckliche Erfahrungen belehrt, es nur zu sehr, wie viel besser er sich vormals unter Einem Haupte vereint befunden hatte. Die Dankbarkeit erwachte, und weil des gepriesenen Hermanns Familie im Vaterlande ziemlich ausgestorben war, wandte man sich endlich nach Rom und erbat von daher den einzigen noch übrigen Stammhalter des verehrten Hauses, des Flavius Sohn, Hermanns Neffen, zum Nationaloberhaupt. Italus, von seinem Geburtslande also benannt, in Roms Sitten und politische Entwürfe eingeweihet, ward den Begehrenden gar gern gesandt, weil an ihm die Rö-

mer einen Bürgen erhielten, mit dem sich feste Verabredungen und Traktaten über die Treue des wilden Volks schließen ließen. Mit Jubel empfiengen ihn zwar die Gemeinen, doch war er von Anfang dem noch vorhandenen Adel zuwider. Als er gar nach Roms Künsten herrschen und fremde Sitten einführen wollte, ward er leicht verhaßt gemacht und eben so eifrig vom wankelmüthigen Pöbel verjagt, als man ihn vorher gefodert hatte. Die Unruhen im Lande brachen von neuen aus, und schon dadurch ward die alte Verbindung mit den übrigen Zweigen des Sassenstamms aufgelöset. — Schärfer wurden die Bruckterer durch die Nähe der Römischen Macht anfänglich im Zaume gehalten, und was zwischen der Ems und Weser, was an der Lippe hinunter bis zum Rheine und an den Küsten des deutschen Meers wohnte, mußte zur Nothfreundschaft mit den Tirannen vom Tiberstrom sich bequemen. Klaudius hatte das Ansehen des Römischen Namens wieder hergestellt, doch verachtete er weislich alle Eroberungen jenseit des Rheins, und ließ zur Scheidung einen großen Strich Landes verwüsten. Bald darauf fielen die sonst friedfertigen Kauchen ihren Nachbaren, den Amsibariern (Emsländern), ins Land und verjagten sie, — wahrscheinlich selbst durch eine verwüstende Waßerfluth bedrängt, — aus ihren bisherigen Wohnsitzen, wogegen die andern Sassen, — das Dringende dieser Maßregel begrei-

send, — sich auch nicht rührten. Indessen ward auf der großen Versammlung Abrede genommen, *) man solle den Vertriebenen das am Rheine wüste liegende Land zuwenden. Allein die Römer verlangten keine solche Nachbaren, und widersetzten sich mit Gewalt.

Während die Cherusker durch innere Fehden sich schwächten, gewannen die Bruckterer an Macht, denn ihre Häupter hatten endlich gemerkt, daß ihnen ein fester Vereinigungspunkt fehlte. Was kein Mann vermochte, bewirkte jetzt ein kluges Weib, — die Rune Velleda. Ihr huldigten willig Fürsten und Volk; das letztere, weil es fest glaubte, die Hochbegeisterte handle nach göttlicher Eingebung, und die Hand eines schwachen Weibes sey kühnen Entwürfen weniger gefährlich, als die Macht eines allgemeinen und von den Römern beschützten männlichen Oberhaupts.

Velleda, welche von einem hohen Thurme an der Lippe durch göttliche Orakelsprüche die Völker von der Weser bis zum Rheine hin lenkte, begünstigte nun die Plane jenes eben so klugen als tapfern Batavers Civilis, der, die Schwäche der Römer nutzend, sein Volk in die Waffen gebracht hatte. — Alles war nach Nero's Tode

*) Vergl. *Tacit.* annal. XI. c. 16. — annal. XII. c. 19. — annal. XIII. c. 54.

in Verwirrung; denn Galba, Otto, Vitellius fielen schnell nach einander. Die Unternehmungen des Civilis hatten also, durch Velleda unterstützt, den glänzendsten Erfolg, und für immer schien nun die niederdeutsche Freiheit gesichert worden zu seyn. Civilis machte aber seinen Frieden für sich und überließ die getäuschte Allrune ihrem traurigen Schicksale in Römischer Gefangenschaft.

Vielleicht schreibt sich von dieser Zeit her die Verbindung der Katten mit den Völkern am Rheine, und es sind hier die ersten Keime des fränkischen Bundes zu suchen. (III) Bis dahin hatten nämlich die Katten mit ihren unruhigen Nachbaren am Harze noch alle Hände voll zu thun gehabt, und waren, um sich ihrer zu erwehren, sogar genöthigt worden, nach Rom Gesandtschaften abzufertigen. — Nun aber nahmen sie gegen die, durch innere Fehden Zerrütteten, einen muthigern Ton an. Nichts konnte ihnen widriger seyn, als die Cheruskische Macht unter Einem Haupte vereinigt zu sehen, und doch schien der Cheruskische Herzog Chariomer Hermanns große Rolle erneuern zu wollen. Die Katten zogen daher den unzufriedenen Adel an sich, und jagten mit seiner Hülfe Chariomer aus dem Lande.

Der Vertriebene suchte bei'm Kaiser Domitian Schutz, und erhielt ihn. Verstärkt durch Römische Macht kam er zurück und brachte sein

Ansehen noch einmal empor. Allein die Sache hatte keinen Bestand, denn zu viele Partheien waren im Lande und die Katten wußten es, die Unruhen begünstigend, durchzusetzen, daß kein gemeines Oberhaupt bei den Cheruskern wieder aufkam.

Die Rollen waren also verändert, indem sich die Katten in den Ehrenplatz der Gefürchteten gesetzt hatten. Wohl mochten ihnen dabei Glück und Umstände günstig gewesen seyn, und Tacitus hatte allerdings Grund zu sagen: „den siegenden „Katten wird das Glück zur Klugheit angerech„net, — und die vormals tapfern Cherusker heißen „jetzt träge und einfältige Leute.“ (Germ. c. 36.)

Einfältig allerdings war es, das schlaue System der Nachbaren nicht zu merken, sich selbst durch unsinnigen Zwiespalt zu schwächen, und Privatfehden die Nationalwohlfarth aufzuopfern.

Domitian hatte sich zwar mit einem Triumph über die Katten gebrüstet, in der That aber ihre Macht nicht gebrochen, *) und selbst nach der von Trajan erhaltenen Züchtigung behaupteten sich die Bewohner des jetzigen Hessens als frank und freie Leute, schlossen ihren Bund

*) Den Triumph erzählt zwar *Sueton.* in Domit. cap. 6. aber die Wahrheit erhellet aus *Plinius* in Trajan. II. wo es heißt: Jam de *nostra* servitute nobiscum certabant. *Plin.* in Trajan. XI.

mit den Rheinischen Völkern fester und spielten in Norddeutschland die Hauptrolle, zu deren Erleichterung auch die furchtbare Niederlage des Bruckterischen Heerbanns beitrug.

Die Sassen jenseit der Weser hatten nämlich ihr System beibehalten, und nach Velleda's Gefangenschaft eine andere Rune, Namens Ganna, auf den höchsten Ehrenplatz erhoben. — Mächtiger durch ihre Verbindung, als die Nachbaren, fiengen sie an, diese zu unterdrücken und herrischen Ton anzunehmen. Angrivarier und Chamaver thaten sich also gegen sie zusammen, und hieben über 60000 Mann Bruckterer nieder. Den Römern war dies ein köstliches Schauspiel! (*Tacit.* Germ. 33.)

Die Bruckterische Macht war jetzt gebrochen. Wir erblicken bald darauf ihre Ueberbleibsel im fränkischen Bunde, wahrscheinlich weil sie nur unter diesem Schutze sich ihrer wüthenden Feinde erwehren konnten, und es wird aus allen Umständen begreiflich, warum nun allmählig die alten Namen Cherusker und Bruckterer verschwinden, denn Beider Ruhm war dahin. Die Kauchen erscheinen nunmehr auch häufiger unter dem Namen Friesen. Vielleicht hatte sich ein Theil derselben mit den Angrivariern vereint, und war über die Elbe ins Hollsteinische gezogen, wo sie bald nachher unter dem Namen Angeln eine neue kraftvolle Rolle spielten. Denn im Winkel (oder An-

gel) des alten Sassenlandes waren sie gegen die Römische und Fränkische Macht gesicherter, als alle übrigen Sassen. Sie bewohnten dort einen hohlen Landstrich an der Seeküste (wie zwischen der Ems- und Elbemündung), und erhielten nachmals, mit einer ausdrucksvollen Beziehung auf die Naturbeschaffenheit ihres Wohnorts, den allgemeinen Namen der Hohlsassen, welchen noch das lateinische Wort Holsatia anzudeuten scheint.

Nach Trajans letzter glänzender Expedition waren die Römer genöthigt, die niederdeutschen Völkerschaften ihrem unruhigen Willen zu überlassen. Roms Beherrscher hatten von einer andern Seite genug zu thun. Denn der überelbische Völkerbund rührte sich mächtig und die unter einem Feldkönige wieder vereinigten Markomannen bedrohten gefährlicher als jemals die Römische Gränze. Die Sachen hatten sich nun so geändert, daß Mark Aurel, Kommodus und Karakalla genöthigt wurden, den alten Haß der Sassen gegen Sueven und Markomannen mit baarem Gelde zu bezahlen, und wir finden daher häufig Sässische Geleite in Roms Solde auf dem Kampfplatze in Oberdeutschland.

Als die Kauchischen Sassen bald nachher die Gallische Küste durch verheerende Streifzüge beunruhigten, suchte Karakalla die Völker an der Weser auch gegen ihre alten Landsleute zu dingen, aber sie wollten ihm gegen diese nicht, wie

gegen die von jeher gehaßten Sueven dienen, und der elende Tirann war genöthigt jenen Völkern das Recht über sie zu triumphiren für baares Geld abzukaufen. Ein Handelsartikel, den ihm bald alle Deutsche gern verkaufen wollten!

An der Rheingränze ward es mit jedem folgenden Jahre unruhiger. Die Katten, welche sich im Bunde mit Usipetern, Sykambern und Teuchteren als Franken behaupteten, wagten nun kühne Einfälle in Gallien, und begonnen jenseit des Rheins eine fränkische Macht zu konsolidiren. Der Sassen Adel zog dagegen dem Kriege nach, wo er ihn fand, und die sonderbare Erscheinung: manche ehemals feindselige Völker mit einander auf Abenteurerzügen vereint zu sehen, darf uns demnach nicht irre machen, da die Gesamtmasse der Nation daran keinen Theil nahm, sondern solche Fehden nur durch Geleite geführt wurden.

Der grausame Maximin versuchte noch einmal die niederdeutschen Völker zu züchtigen, indessen war auch sein Unternehmen kein Eroberungskrieg, sondern nur ein Verwüstungszug. Prahlerisch rühmt der Unmensch in seinem Schreiben an den Senat: vierhundert Flecken in Niederdeutschland verwüstet, — weit und breit alles mit Feuer und Schwerdt verheert zu haben; — doch mußte er selbst bekennen: er habe in das Herz des Landes wegen ungeheurer Wälder und

Moräste nicht vordringen können. Gewiß blieben also die Gegenden diesseit der Weser verschont; nie betrat sie wieder ein Römisches Heer!

Unter dem Namen der Allemanier brach um diese Zeit der ehemalige Suevenbund auf Italien ein, und die überelbischen Völker verwüsteten Panonien. — Wie hätten nun die Römer, dieser furchtbaren Feinde sich kaum erwehrend, noch etwas zwischen dem Rheine und Harzwalde unternehmen können?

Die späteren Kriege, welche Maximin, Konstantius und der sogenannte große Konstantin am Rheine führten, hatten ebenfalls auf unser Vaterland wenigen Einfluß. Was Julian that, um die Römische Macht in diesen Gegenden wieder herzustellen, war zwar bedeutender, entschied aber doch nichts zur Veränderung des niederdeutschen Völkersystems, welches sich (wie wir im nächsten Kapitel sehen werden) um diese Zeit völlig ausgebildet hatte.

Die Kriege Konstantins und seiner nächsten Vorgänger und Nachfolger, sind von schmeichlerischen Hofschrift*stellern mit prahlerischem Bombast beschrieben, und es verlohnt sich wahrlich der Mühe nicht, das Halbwahre, Schwankende, oft durchaus Falsche mit kritischer Sorgfalt auszumerzen; denn keiner dieser Kriege hat irgend einen wesentlichen Einfluß auf die Verfassung

unsers Vaterlandes gehabt. Der einzige wahrhafte und bemerkenswerthe Nationalkrieg in der ersten Periode, ist vom unsterblichen Hermann mit eben so viel Genie als Klugheit gegen Varus Germanikus und Marbod geführt worden.

Viertes Kapitel.

Allmählige Veränderung der ältesten Verfassung. Kriege mit den Franken. Lage der Dinge bei der Ankunft Karls des Großen, ums Jahr 770 nach Christi Geburt.

Bisher waren die Sassen ohne Reich, Herrschaft und dauerhafte Behauptung eines gemeinschaftlichen Systems geblieben. Nur zuweilen vereinigten sich, nothgedrungen durch auswärtige Feinde, die verschiedenen Zweige des großen Volksstammes. Wahrscheinlich war der unruhige Adel Hauptstörer des innern Friedens und einer dauerhaften Nationalvereinigung. Er konnte auf rechtlichem Wege sich nicht über die Gemeinfreien erheben, suchte also durch Fehde zu glänzen, verwickelte oft die Nation durch seine tollen Abenteurerzüge in Kriege mit den Nachbaren, und entzog nützlichem Ackerbau die nöthigen Hände.

Jeder kühne Abenteurer stellte seinen Heerschild auf, brachte ein Geleit zusammen und zog gegen den ersten besten Feind. Dies war Geist und Gewohnheit jener unruhigen Zeiten nach Hermanns Ermordung. Je mehr Verwirrung im Römischen Reiche, je mehr blutige Händel unter

den Nachbaren, und je mehr Fehden im Lande selbst statt fanden, desto leichter wurde die Wahl der Abenteurer. An Waffenjungen und Knappen, die Beute und Ruhm suchten, fehlte es, vorzüglich unter den unruhigen Cheruskern, nicht.

Die Gemeinen mochten aber wohl merken, daß es ihr Bestes sey sich unter ein Haupt zu vereinigen, weil sie dann nicht einzeln verschlungen werden konnten. Die Römer begünstigten ein solches Oberhaupt gern, weil sie an ihm einen Bürgen erhielten, mit welchem sich doch in Nationalangelegenheiten etwas festes verabreden und dauerhafter Frieden schließen ließ, aber ihre schändliche Politik war auch darauf bedacht, einen solchen Fürsten wieder zu erniedrigen, so bald er durch die Liebe der Gemeinen zu sehr erhoben ward. Von dieser Maxime finden wir tausend Beispiele in der Römischen Geschichte, und auch in der vaterländischen Geschichte der vorigen Periode fehlt es daran nicht. *)

Ein solches Oberhaupt, es mochte von Römern beschützt werden oder nicht, fand sicher an

*) Man vergleiche nur: *Tacit. annal.* II. 64. *Germ.* cap. 42. *Annal.* II. 62. *Annal.* XI. 16. *Plin.* II. epist. 7. Die Vorgänge mit dem Armenischen Könige Artaxias, den Cheruskern Italus und Chariomer, den Marboden, alles nach einerlei Politik.

den übrigen Edeln der Nation unversöhnliche Feinde; denn diese hielten sich durch sein überlegenes Ansehen gekränkt, und sahen ihren Abenteurer Geist höchst ungern beschränkt. Lehne gab es noch nicht, und folglich hatte das Nationaloberhaupt kein Mittel in Händen, die edlen Partisans mit sich zu vereinigen. Bei der Nation selbst war seine Macht beschränkt, und nur im allgemeinen Vertheidigungskriege stand ihm der Heerbann zu Gebote. Sein eignes Geleite mochte noch so zahlreich seyn, so konnte es sich doch nicht mit den Geleiten aller übrigen Anführer messen. In der Nationalversammlung gab jeder freie Wehr so gut seine Stimme als der Herzog, und wie sollte nun eine mißfällige Maasregel durchgesetzt werden? Es waren ja so viele Meinungen als Köpfe. Der Priester mußte das Beste thun. Zuweilen mochten gar manche Geleite, das Nationalinteresse hintenansetzend, sich mit feindlichen Nachbaren verbinden; um dem Bauernkönige nur wehe zu thun. War es nach Vertreibung des Chariomer, den Cheruskern von den Katten gar (wie sichs wol glauben läßt,) zur Friedensbedingung gemacht, kein gemeines Haus wieder zu erwählen; so konnte nun der Cheruskische Heerbann auch nicht mehr gegen die Katten das Feld halten. Erst als die Herzöge begriffen: sie mußten, um vom Adel geduldet zu seyn, das verschlungene Gemein-

gut mit ihm theilen, gewann die Sache eine andere Gestalt; denn von diesem Zeitpunkte an beginnt die wahre Unterdrückung der gemeinen Freiheit, weil nun sogleich der Adel mit dem Fürsten einen Strang zog.

Dieser Freiheitsumsturz mußte inzwischen bei den Allemaniern und Franken ungleich früher als bei den Sassen eintreten, weil die letzteren nicht in Masse zur Eroberung der Nachbarländer auszogen, auch ihr Kriegssystem weit mehr auf Vertheidigung, als auf Angriff berechnet war. Wir sehen also durch diese ganze Periode noch jene einzelnen Wohner oder Sassen, welche ihre Obersten und Richter selbst wählten, unter der Fahne Gottes im Kriege dem Tapfersten folgten, zuweilen gemeine Häupter zum Schutze der Freiheit anerkannten, und dennoch entschiedenen Widerwillen gegen jedes geschlossene Reich, gegen jede irdische Herrschaft beibehielten. Die Gemeinfreien bildeten fortdauernd die Grundmasse der Nation; aber die Steuern oder Subsidien an den Geleitehaltenden Adel mochten erhöht und mehrere Höfe unter einem Besitzer vereinigt seyn, wodurch die Freiheit allerdings in ihren Grundfesten erschüttert wurde. Wer scharfe Augen hatte, konnte also den Sturz des alten einfachen Gebäudes schon von weiten kommen sehen, und wirklich würde er, auch ohne Karls Angriff, erfolgt seyn, wenn die priesterliche Gewalt, als das

Hauptband des Staatsvereins, nicht eine zufällige Ausbildung und Verfeinerung erhalten hätte.

Die Druiden waren von Tiber und Klaudius aus Gallien vertrieben worden. Ihr Orden schien den Eroberern des Landes viel zu gefährlich, weil aus seiner Mitte mehreremale allgemeine Anführer vereinigter Stämme aufstanden, mithin der Nation einen Vereinigungspunkt darboten, den die Römische Politik nicht dulden konnte. *)

Ein Theil der Vertriebenen floh übers Meer nach Britannien, wo ihre Einrichtungen und Lehranstalten vorzüglich gediehen, und ein anderer suchte Zuflucht jenseit des Rheins in den deutschen Wäldern. Er vermischte sich dort mit den Priestern der Sassen, und hob ihre wissenschaftliche, religiöse und politische Kultur auf eine weit höhere Stuffe der Vollkommenheit. (I.)

Schon früher hatte zwar der deutsche Priester über sein Volk eine Gewalt von Gottes Gnaden gehandhabt. Er war der geheiligte Zeichendeuter,

---

*) Man vergleiche: *Plinius hist. nat.* edit. Hard. lib. XXX. cap. 4. Tiberii Caesaris principatus sustulit Druidas. — *Sueton in Tiber* cap. 36. und in *Claud.* c. 25. Druidarum religionem — — — penitus abolevit. Die Hauptstellen über das Ansehen der Druiden aber bei'm *Caes. de bell. Gall.* lib. VI. cap. 13. sq.

der Friedensstifter unter entzweieten Mannien, der Mittler zwischen Adel und Gemeinen, der Schutzgeist der alten Freiheit, und fast einziger Inhaber jener dürftigen und fragmentarischen Kenntnisse von der Heilkraft der Kräuter, dem Laufe der Gestirne u. s. f. gewesen, welche bei einem rohen abergläubischen Volke seine Gewalt sicherten. Aber die Religion war bei dem allen noch immer höchst einfach, ohne Tempel, ohne Grübeleien über das Wesen der allherrschenden Gottheit, vielleicht selbst ohne bestimmte Ideen von einem Vergeltungszustande nach dem Tode geblieben.

Alle Vorrechte des deutschen Priesters, hatten die in Schutz und Gastrecht aufgenommenen Flüchtlinge in ihrer Heimath weit vollständiger genossen, und unter ihrer Nation einen völlig abgesonderten, mit dem höchsten Adel bekleideten Ehrenstand gebildet, in dessen Händen die Civil- und Kriminal-Jurisdiction ausschließlich ruhete. Sie hatten durch eine lange Reihe von Jahren ein mit der feinsten, für Barbaren fast unglaublichen, Politik verwebtes System der Hierarchie geschaffen, dessen Mittheilung ihren lernbegierigen Wirthen, gerade jetzt um so angenehmer seyn mochte, da die anwachsende Macht des Adels, dem priesterlichen Ansehen mit jedem Jahre gefährlicher zu werden drohete.

Nun bildeten sich auch unter den Priestern der Sassen Barden und begeisterte Sänger, die

der Vorfahren Heldenmuth, oder des gepriesenen Freiheitsrächers Ruhm in heißen Liedern besangen, die entschlummernden Freiheitsgefühle von neuen mächtig belebten, und das Bewußtseyn der Nationalwürde zu kühnen Thaten entflammten. Es sammelten sich (wie in Gallien) um den begeisterten Seher, der im schauerlichen Haine unter der heiligen Eiche aus dem Viscus, oder der Eichenmispel wahrsagte, lernbegierige Jünger. Sie horchten den dunkeln Sprüchen des weisen Mannes, und priesen dem Volke die neue überschwengliche Weisheit.

Ueber diese Weisheit war ein geheimnißvoller Schleier gebreitet. Räthselhafte Sprüche, verworrene Mythen, und heilige Ueberlieferungen aus der dunkeln Vorzeit, nahm der Schüler aus des heiligen Lehrers Munde; er verbreitete sie, ohne selbst ihren Sinn zu kennen, mit scheuer Ehrfurcht in seiner Mark, und das Volk sah um so mehr etwas Uebermenschliches oder Göttlicherhabenes in dieser dunkeln Weisheit, je weniger es dieselbe verstand. Was es verstand, war: daß jene Götterboten weit richtiger, als seine vormaligen Priester, günstiges oder ungünstiges Wetter vorhersagten, daß sie mit schärferem Blick die streitige Markgränze ausmaßen, daß sie auf den Gilden durch überlegene Beredsamkeit den kühnsten Sprecher beschämten, gefährlichere Wunden nach der Schlacht mit leichterer Mühe heilten und in der

Schlacht selbst den Kriegsmuth durch ihr Lied mächtiger entflammten. — — Genug und über genug, um ihm das, was er nicht verstand, im Lichte göttlicher Weisheit zu zeigen, gegen welche zu spotten, als Hochverrath an der allherrschenden Gottheit gegolten hätte!

Nun gieng aus den heiligen Hainen der Priester und aus der Barden schaurigen Höhlen gar bald eine künstlicher ausgebildete Tradition, und mit dieser eine im Römisch-griechischen Geschmacke geformte Mythologie oder Götterlehre hervor, wovon Hermanns Zeitgenossen wohl wenig gewußt hatten! Der ganze Himmel, die Luft, das Wasser und die Erde, wurden mit Göttern bevölkert, die eine im Kreise schauervoll erhobener Naturscenen brütende Phantasie, entsprechend dem Nationalgeiste, den Sitten, der Lebensweise, dem Klima und der Naturbeschaffenheit des Landes, geschaffen hatte. Die einfache Idee der allherrschenden Gottheit, lösete sich in eine unzählbare Menge einzelner Vorstellungen von göttlicher Kraft und Wirksamkeit auf. — Berge, Thäler, Quellen, Bäume, waren von Göttern bewohnt. — Selbst den vornehmsten Geschäften des Lebens wurden Schutzgottheiten vorgesetzt.

Wodan, der von jeher verehrte Stammvater des kriegerischen Volks, (sein wahrhafter Herr Zebaoth oder Heerschaaren Gott) blieb fortdauernd an der Spitze des zahllosen Götter-

haufens. Ihn verehrte man nun als Gott der Sonne, und wandte alle Sagen des Nordens vom Helden Odin auf ihn an. Er ward das Oberhaupt der Asen, und erhielt eine Gemahlin an der Himmelskönigin Frigga oder Freya. Unter den männlichen Gottheiten stand ihm Thor, der Donnerer zur Seite, und seine Gemahlin theilte die Ehre mit der alten Hertha, dem heiligen Symbol der Mutter Erde. Der sanfte Mond, welcher dem wilden Jäger auf seinen nächtlichen Zügen leuchtete, ward bald von den Sassen unter dem Namen Ostera oder Eostar verehrt; — auch blieb dem lustigen Zecher auf seinen Gilden die Freude zu werth, als daß er ihr nicht einen Götternamen sollte gegeben haben. — Sie heißt bald Frico, bald Freya selbst.

Spätere Bekanntschaft mit dem Norden vermehrte dieses Götterheer beträchtlich. Der wilde Sasse labte sich gern an den schauerlichen Mythen vom unsterblichen Wolf Fenris, von den Muspelsheimern oder gewaltigen Riesen, die in Jotunhaim wohnten, von der ungeheuren Schlange Irmenyordur u. s. f. — In seinen Wäldern hörte er die Disen und Dvals Töchter als Schicksalsgöttinnen rauschen. Er fürchtete Wasser- und Baumnimphen und vernahm da den Schlachtgesang der schönen Volkyrien, — wo

er sonst nichts als eine unsichtbare allherrschende Gottheit geahnt hatte.

Jetzt warf er schon seinen forschenden Blick in die Zukunft, denn sein aufkeimender Verstand erheischte Beantwortung der Frage: was wol die erste Ursache des mannichfachen Bösen seyn möge, dem er nicht entrinnen könne? Daß es vom Stammvater Wodan, oder von der holden Freya ihm gesandt werde, konnte er nicht glauben. — Bald half er sich nun aus diesem Gewirre durch Aufstellung eines bösen, schadenfrohen Wesens, das neben den guten Geistern überall walten müsse. Er nannte es Locke. Es sah dem Jüdischen Beelzebub, dem Persischen Ahrimen und den Indischen Schiwen aufs sprechendste ähnlich.

Locke ward bald ein brauchbarer Popanz in der Priester Händen. Auch die Frage nach der Zukunft hört der einfache Naturmensch beantwortet von seinen Priestern. Für dieses Leben ertheilten sie Aufschluß aus den Sternen des Himmels. Da waren alle Schicksale der Söhne Wodans aufgezeichnet mit flammenden Zügen. Aus der Eichenmispel konnte der Priester Glück und Unglück prophezeihen, und selbst noch über dieses Leben hinaus verwies der Sprecher Gottes den neugierigen Frager auf Himmel und Hölle. Im Helden-Himmel Walhalla, trafen sich wieder alle

in der Schlacht gefallenen tapferen Söhne Wodans. Dort schmauſete man herrlich und trank Himmelsbier im Kreiſe der Enherien aus Hirnſchädeln der erſchlagenen Feinde. Aber wehe dem Feigen, wehe dem ehrlos aus der Schlacht Entflohenen! Seiner harrte ewiger Schimpf und ewige Qual in Naſtrand!

Alle dieſe Begriffe von Himmel und Hölle waren kriegeriſch wie der wilde Geiſt des Volks. Heldenmuth und Verachtung des Todes wurden dereinſt abſonderlich belohnt; — Feigheit ward als das Verworfenſte beſtraft. Aber gemeine Tugenden und Laſter fanden hinlänglichen Lohn und Strafe ſchon hier im Leben, durch Achtung oder Schande. So lohnte ſich Treue, Keuſchheit, Redlichkeit und Gaſtfreundſchaft; — ſo ſtrafte unauslöſchlicher Schimpf jeden Treubruch. Das blieb die gemeine Moral.

Eine ſolche mit mancherlei Mythen und Sagen durchwebte Religion, die durch fröhliche ſymboliſche Feſte dem zum Zechen geneigten Volke noch willkommener gemacht ward, mußte nothwendig ein mächtiger Hebel in der Hand des Prieſters werden. Der Aberglaube gewinnt an Kraft, je weiter er ausgeſponnen wird, — und wo war hier ſeine Gränze? Inniger griff er in jede Fuge des geſellſchaftlichen Lebens. Der Barde, welcher kühne Geſellen auf ihren Abenteuerzügen begleitete, hatte gewiſſermaßen ihre

Herzen in Händen; denn sein Gesang entflammte den Muth, — seine Deutungen bestimmten die Stunde des Angriffs, — und jeden Glücksfall konnte er klüglich benutzen, um seine Gewalt über rohe Gemüther noch mehr zu verstärken. Aus dem allen wird begreiflich, daß die Einführung einer neuen Religion mit ganz fremden Begriffen von Menschenliebe, und von persönlicher Ehre und Tugend, — kurz eine Religion des Friedens, die alle Großthaten der Ahnherren nur für glänzende Laster erklärte, unsäglichen Widerspruch und Widerstand finden mußte. Ein Gott, der den Tod eines Sklaven erduldet hatte, konnte den Sassen nicht eher gefallen, — als bis ihre Begriffe vom Grundaus umgewandt waren.

Wenden wir nunmehr unseren Blick auf die politische Lage unserer Väter nach Beendigung der Römerkriege; so springt uns zuerst wieder der alte Haß auf der Gränzscheide Deutschlands ins Auge. Als Sassen treten Cherusker, Bructerer, Angrivarier und Kauchen, — zuerst unter Diocletian auf. *) Dieser Name scheint damals für die Gesamtmasse der niederdeutschen Völkerschaften zum Unterschiede von Allemaniern

---

*) *Eutrop. IX 18.*

und Franken aufgekommen zu seyn. Allmählig mochten sie wohl begriffen haben, daß sie, um sich der Fränkischen Macht zu erwehren, ein gemeinschaftliches Vertheidigungssystem annehmen müßten, und in Beziehung auf dieses System, oder zum Unterschiede von den eroberungssüchtigen Franken, wurden sie nun Sassen genannt. Für ein Volk, das uralt war, entstand also nur ein neuer Name. (II.)

Das Völkersystem zwischen der Weichsel, der Donau, dem Rhein, der Ost- und Nordsee, tritt nun aus der alten Nacht heller ins Sonnenlicht. Die Allemanier in Oberdeutschland (entstanden aus dem alten Sueven Bunde) kämpfen unablässig gegen das entnervte Rom, entblößen aber dabei ihre sonst durch die mächtige Markomannie geschützte Gränze. Da nun die geschwächten Römer den überelbischen Völkerbund nicht mehr in Schranken zu halten vermögen; so bricht er unter dem Namen von Wandalen, Gothen und Quaken über die Donau in Oberdeutschland, reißt die Sueven zum Theil mit fort, und überschwemmt Gallien. Dem Zuge des Scheidungsgebirges folgt der verwüstende Strom, streicht auf den Gränzen der alten Katten fort, und berührt nicht die Gauen der Sassen.

Das furchtbare Ungewitter treibt um diese Zeit Franken und Sassen zur Nothfreundschaft. Den alten Haß müssen sie einstellen, um ihre

eigene Existenz zu sichern, und weil der verheerende Schwarm sich gleichsam zwischen ihnen und den entkräfteten Römern in die Mitte gedrängt hat, weil in Gallien ein Gothisches und Wandalisches Reich entsteht, weil selbst die Rheingränze nicht mehr deckt, so vereinigt sich, wiewol nur auf kurze Zeit, Fränkisches sowohl als Sächsisches Interesse mit dem Römischen Vortheile.

Aber Wandalen und Gothen (an Nomadenzüge gewöhnt) konnten selbst in Gallien nicht stillsitzen. Sie überschwemmten Italien und Spanien, und entblößten dadurch den Rücken gegen die Franken, welche unter ihrem Feldherrn Clodio schon festen Fuß in Gallien gefaßt und die Eroberungen bis zur Somme ausgedehnt hatten. Nun drangen den im Rücken Entblößten die Franken auf den Hals, entrissen ihnen den größten Theil der vor kurzen gemachten Eroberungen, und konsolidirten unter dem großen Chlodwig die Fränkische Macht in Gallien völlig. Nachdem dieser staatskluge und tapfere Fürst die Ueberbleibsel der Römischen Macht unter Syagrius aufgerieben, die Gothen völlig besiegt und in dem gefährlichen Treffen bei Zülphen die Allemanier dergestalt geschwächt hatte, daß sie in den Bund der Sieger zu treten gezwungen waren, konnten in Nord-Deutschland nur noch die Sassen der Fränkischen Macht die Spitze bieten.

Diese dachten aber immer noch auf kein gemeinschaftliches System, sondern ihr krieg- und beuteluſtiger Adel folgte lieber dem Zuge der Abenteurer, wobei er jetzt, weil alle Nachbaren unruhig und die alten Zuchtmeiſter (Römer) völlig entkräftet waren, freie Wahl hatte. Man darf ſich eben nicht wundern Sächſiſche Geleite bald mit Thüringern gegen Franken, bald wiederum mit Franken gegen Thüringer, oder gar mit Longobarden zu gemeinſchaftlichen Wagſtücken vereint zu ſehen. Denn jene unruhigen Wagehälſe dienten jedem, der ſie dingen wollte, für Sold und Antheil an der Beute, und waren um ſo eher dazu bereit, wenn ihnen zu Hauſe die lange Ruhe mißfiel. In die vaterländiſche Geſchichte gehören dergleichen Klopffechtereien nicht, weil die Nation, als Geſammtmaſſe, damit nichts zu thun hatte. Indeſſen dürfen wir doch die zwei merkwürdigſten Abenteurerzüge unſerer unruhigen Väter nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, weil vorzüglich der erſte in der Geſchichte Großbritaniens Epoche macht. (III.)

Mit den Angeln und Frieſen verbunden, waren in dieſer Periode die alten kauchiſchen Saſſen vor fremden Zuſpruch zu Hauſe am ſicherſten, und hatten ſich bereits geraume Zeit als kühne Seeräuber durch Plünderung der Galliſchen und Britaniſchen Küſten einen furchtbaren Namen gemacht. — Ein neuer weitläufiger Tummelplatz

öffnete sich ihnen in Britanien. Dort stürzten, nach dem Abzuge der Römer aus dem nördlichen rauhen und gebirgigen Theile der Insel, wilde Schwärme von Pikten und Schotten gleich hungrigen Wölfen auf die blühenden Römer-Schöpfungen im südlichen Theile herab. Die von Septimius Severus vormals angelegten Gränzbefestigungen schützten nicht. Sie wurden durchbrochen, schöne Gefilde in Einöden, Städte in Schutthaufen verwandelt, und die unglücklichen Einwohner, welche dem Schwerdte der Sieger entronnen, mußten in Wälder und Gebirge flüchten.

Bald kam eine allgemeine Hungersnoth und die Pest hinzu. Das Elend war überschwenglich. Bürgerliche Ordnung schien völlig aufgehoben, und die Britten kamen wieder in den elenden wilden Zustand, worin die Römer bei Eroberung der Insel sie antrafen. Da versammelten sich noch einmal die schwachen Häupter des Volks, um Maasregeln zu ergreifen gegen das allgemeine Elend. In dieser Versammlung that Vortiger, ihr König, den Vorschlag, die tapferen Sächsischen Abenteurer zum Schutz gegen Pikten und Schotten herbeizurufen und glänzende Belohnungen für ihre Hülfe ihnen zu versprechen. Alle stimmten ein, und von den kühnen Abenteurern ward gern der Ruf angenommen. Sie erschienen zuerst nur in drei ziemlich großen Schiffen, un-

ter Anführung der Brüder Hengist und Horst*). Sogleich wurden die Pikten geschlagen und in ihre alten Gränzen zurückgedrängt. Schöne Ländereien erhielten nun zum Lohn die tapferen Waghälse, außerdem noch zum festen Wohnplatze die Insel Taneth, um im Nothfalle zur Hülfe gegen die wiedereinbrechenden Feinde recht nahe zu seyn.

Der Ruf dieser Siege und Belohnungen zog von den kauchischen und friesischen Küsten bald mehrere Geleite zu den herrlich belohnten Brüdern auf Taneth. Auch mit den Neuangekommenen schlossen die beängstigten Britten Verträge, wie mit den Ersten. Nun mehrte sich der Schwarm gewaltig. Man faßte bald den Entschluß: Britanien zwar Pikten und Schotten zu entreißen, es aber für sich völlig als Lohn der Blutarbeit zu behalten. Gelegenheit zum Streit mit den Britten war leicht gefunden. Ein blutiger, mit unsäglicher Grausamkeit geführter bürgerlicher Krieg begann. Nach einem entscheidenden Siege über die Britten nahm Hengist den Titel eines Königs von Kent an. Die besiegten Britten flüchteten in die Gebirge von Wales, Cornwall und Cumberland. Die Angelsächsische Macht hatte sich nun in Britanien konsolidirt. Aus einem tollen Abenteurerzuge war

*) J. Ch. 449.

eine glänzende Eroberung, ja Stiftung neuer Reiche geworden, die aber den Keim des Verderbens von Urfang in sich trugen.

Weniger günstig fiel der von Ostfässischen Gefolgen in Verbindung mit den Longobarden nach Italien unternommene Zug aus. Vom tief gekränkten Narses war den Longobarden Italien als eine leichte Eroberung versprochen. An 20000 wehrhafte Männer sammelten sich nun auch aus den Ostfässischen Gauen. Beute und Ehre suchten sie im fremden Kriege, da gegen die mächtigen Franken in der Nähe nichts mehr zu gewinnen war. Ober-Italiens Eroberung war nicht schwer; aber die freien Sassen wollten nicht auch auf italischem Boden nach altem Rechte leben. Das Hofrecht des Longobardischen Heerführers sollte über ihre Ehre und Freiheit nicht entscheiden. Noch weniger konnten sie das spitzfindige Römische Recht vertragen, welches die Longobarden doch zum Theil annahmen. Alle Gefahren verachtend, entschlossen sie sich also zur Rückkehr in die geliebte Heimath, und verließen den schönen Himmel Italiens, unter welchem sie nicht als freie Männer, sondern nur als Longobardische Unterthanen leben konnten. Die Geschichte ihres Rückzugs gleicht einem Romane. Harte Stöße mußten sie unterweges von Franken und Allemaniern erdulden. Ihre Gauen waren von Schwaben besetzt, und mit dem Schwerdte mußten diese erst

wieder vertrieben werden. Die Rückkehrenden sahen sich endlich gezwungen, die, während ihrer Abwesenheit, Eingedrungenen im Lande zu dulden, und manche fremde Sitte, vielleicht selbst einen Theil des Schwabens-Rechts unter sich aufzunehmen *). (J. Chr. 584.)

Während der Abenteurergeist den unruhigen Adel zu dergleichen Streifzügen verleitete, waren die zu Hause Bleibenden mit ihren Nachbaren unaufhörlich in blutige Händel verwickelt. Das Fränkische Reich hatte sich unter dem großen Chlodwig durch Oberdeutschland ausgedehnt. Schon waren die Allemanier zum Reichsvereine mit den Franken gezwungen, und nun behauptete die Fränkische Macht den Mittelpunkt ihrer Stärke gerade auf dem Scheidungsgebirge, wo Roms Heere nie festen Fuß fassen konnten.

Vereinigt mit den Thüringischen Katten, hätten die Sassen dem Fränkischen Eroberungsgeiste ernstlich die Spitze bieten können; aber sie waren unklug genug, den Franken zum Untergange des

---

*) Man kann dies aus dem Berichte Warnefrieds III. 5. vergl. mit Annal. Met. ad. an. 748, schließen, da auch eine dem Sachsenspiegel beigefügte Anmerkung ein solches Ereigniß mehr als wahrscheinlich macht.

Thüringischen Reichs selbst die Hände zu bieten. Thüringens unglücklicher Könige Hermanfried, ward im Treffen an der Unstrut aufs Haupt geschlagen, und bald darauf zu Tülpich durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt. (J. Chr. 528.)

Nun saß die Fränkische Hauptmacht den Ostsassen so nahe auf dem Halse, daß die nächsten Gauen sich ihrer nicht mehr erwehren konnten. Sie suchten zwar, mit den zersprengten Thüringern vereint, den Franken nach Möglichkeit Abbruch zu thun; aber diese hatten ein völlig geschlossenes System, und die kräftigste Unterstützung vom Rheine her, wogegen die noch immer zwiespältigen Sassen nimmermehr aufkommen konnten. Denn Fränkische Politik blieb es, bei allen Eroberungen mit den alten Wohnsitzen Verbindung zu behalten und daraus nach Maasgabe der Umstände frische Mannschaft an sich zu ziehen.

Nie hatten es die Römer gewagt den tapferen Cheruskern Tribut aufzulegen, und sie dadurch noch grimmiger zu reizen; aber die Franken brauchten so viele Mässigung nicht. Klotar der ältere gieng den mit aufrührischen Thüringern verbundenen Ostsassen zu Leibe, brachte sie zur Schlacht an der Oberweser, schlug sie aufs Haupt, verwüstete einen großen Strich Thüringens, und drang den vorliegenden schutzlosen Sächsischen Gauen einen schimpflichen Tribut ab. Sie mußten

von nun an jährlich 500 Pachtrinder den Franken entrichten *). Dergleichen Niederlagen entschieden aber für die ganze Nation nichts, hatten auch wenig Werth auf die Dauer. Denn, sobald die Sieger abzogen und anderweitig beschäftigt waren, gieng der alte Tanz wieder los. Der schimpfliche Tribut entflammte das Cheruskische Herz nur noch mehr, und die Franken bekamen so lange Schläge, bis sie einmal wieder mit ganzer Macht eine Hauptexpedition ausführten, welcher die Sächsischen Geleite nicht gewachsen waren.

In Westphalen blieb es um diese Zeit vorerst ziemlich ruhig, weil allemal der Hauptschlag vom alten Hessen- oder Kattenlande herkam, wo der Kern der Fränkischen Macht stand. Je mehr sich aber das Eroberungssystem der Franken entwickelte, und je mehr ihre verschiedenen Feldherrnschaften unter ein Haupt kamen, desto häufiger mochte auch der Fall eintreten, daß die trotzigen Sassen von zwei Seiten, nämlich vom Niederrheine und von Thüringen aus zugleich angegriffen wurden. Dadurch ward endlich den zwiespältigen

*) Vergl. *Gregor. Turon.* IV. 10 — mit. *Roric. ad ann.* 553. Vielleicht waren dies die Sässischen Gauen, worin auch Schwaben saßen, denn es heißt centum mille Saxones, qui Nordsuavi vocantur sub suam ditionem subactos, contritosque subegit.

Sächsischen Gemeinen die Augen geöffnet und der große Werth einer dauerhaften allgemeinen Nationalverbindung begreiflich gemacht.

Zur bessern Vertheidigung theilten sie sich also in drei Hauptkreise, und die ehemaligen Cherusker, Bructerer und Angrivarier erschienen den Franken als östliche, westliche und mittlere Sassen. — Sie mochten von dieser Zeit an Ostphalen, Westphalen und Engern genannt werden. Die Weser war unstreitig Scheidungslinie der Ost- und Westphälinger. (IV) Der *pagus Angari*, oder das Land der Engern, erstreckte sich auf beiden Seiten des Flusses, vom Sollinge herab bis zur Nordsee. Es gab also ein östliches und ein westliches Engern. — Sämtliche Sächsische Gauen zogen sich von der Ems und Lippe durchs Waldeckische nach Thüringen hinauf über Scheidingen bis an die Unstrut und Saale, von da herab durch das Braunschweigische, an der Elbe fort bis zur Nordsee, so daß Bremen und Ostfriesland bis zur Emsmündung, auch zum Sassenlande gehörten.

Der gemeinschaftliche Sammelplatz war zu Markloh an der Weser, weil bei einem Anfalle vom Niederrheine oder durch Hessen die Vereinigung an der Weser immer am bequemsten, weil an den ehemaligen Gränzen der Angrivarier der festeste Vertheidigungspunkt war. Der Hauptkriegsschauplatz blieb aber nach wie vor an der Ober-

weser, weil die Ostphälinger noch immer ein Cheruskisches Herz gegen die Katten hatten, dessen Haß gewiß durch den schimpflichen Tribut nicht beschwichtiget war.

Die Nationalversammlung zu Markloh mochte ordentlicher Weise mit hohen Festen, z. B. dem Juelfeste, woran die ganze Nation Theil nahm, zusammentreffen. Außerordentliche Versammlungen, oder Botdinge, hielten Ost- und Westphälinger entweder für sich, oder sie wurden in Zeiten dringender Gefahr auch nach Markloh berufen. Die Angelsachsen nannten ihre Reichstage Wittenagemot, von Wit, ein Weiser, und Gemot, Zusammenkunft.

Die Witten, oder Wissenden (natürlich Gaurichter und Schöppen,) bildeten auf diesen Zusammenkünften den engern Ausschuß zur vorläufigen Berathung; aber vor allen Herzögen und Grafen behauptete noch immer der Priester den Rang. Er war ausgemachter, von allen Mannien verehrter Präsident der Nationalversammlung. Sein Recht war im Laufe der Zeiten mehr erweitert, als geschmälert worden. Im Namen Gottes leitete er den Geschäftsgang, deutete die Zeichen und war höchster, vielleicht einziger Kriminalrichter. Die politische Verfassung hatte sich dermaßen auf den alten Aberglauben gelehnt, daß eine ohne den andern gar nicht bestehen konnte.

In diesen Zeiten wurden auf jenen Versammlungen gewiß durch Barden die Großthaten der Vorfahren dem Volke ins Gedächtniß gebracht, und durch heiße Heldenlieder der Nationalgeist immer rege erhalten. Hier wurden Bündnisse unter Familien, hier wurden Heirathen und Verschwägerungen gestiftet. Hier vertraten in Erinnerung gebrachte Sagen die Stelle der Nationalgeschichte, und alte Krieger gaben der jungen tapfern Sippschaft bei'm vollen Becher ihre Thaten und wundervollen Abenteuer zum Besten. — Nichts ist beredter, als ein alter Soldat, besonders wenn ihrer mehrere zusammenkommen und sich erinnern, bei welchen Scharmützeln sie mit und wider einander gefochten haben. Für Waffenjungen und Knappen waren solche Gespräche der alten benarbten Haudegen ein wahrhaft praktisches Kollegium, wodurch sie alte Sitte und Brauch, Kriegskünste und entscheidende Manövres kennen lernten. Hier fanden die Barden Stoff zu neuen Heldenliedern, — und vielleicht wüßten wir, ohne jene Nationalzusammenkünfte unserer heidnischen Väter, gar nichts von den vaterländischen Ereignissen aus jener dunkeln Zeit.

Die Geschichte war wie das Recht im Gedächtnisse der Männer. Verschlossen blieb Niemand, denn es wurde tapfer gezecht. Selbst während der Verhandlungen über Nationalangelegenheiten gieng der vom Priester kredenzte Becher

fleißig im Kreise herum. Zum Frohsinn war schon Alles geneigt, und stimmte dann vollends der Barde sein begeisterndes Lied von Hermann, dem Freiheitsrächer, an, — ha! dann war des Jubels kein Ende! — Heilige Sitte, einfache Freude unserer freien Väter, warum seyd ihr aus unserer Mitte verschwunden!

Sobald die Sassen zusammenhielten, vermochten die Sassen ihnen nichts anzuhaben. Fränkische Schriftsteller machen zwar großes Wesen von den Siegen ihrer Könige und von den im Sassenlande erfochtenen Eroberungen; aber schon die Natur der Sache zeigt, daß es mit den letztern nicht viel zu bedeuten hatte. Söldner zur Besatzung in Schlössern und Burgen des eroberten Landes kannte man noch nicht. Wie sollte nun eine Eroberung behauptet werden? — Nicht anders, als daß der Sieger sein Erbe vergaß und sich auf den eroberten Fleck setzte, oder daß er den Besiegten ihr altes Recht ließ, und sie als Glieder seiner Nation aufnahm. Dann aber mußte er ihnen keinen Tribut auflegen. Daher war in diesen Zeiten die Folge des entscheidendsten Sieges der Franken nur eine Verwüstung diesseit der Oberweser, oder höchstens ein den vorliegenden Gauen abgepreßter Tribut. Selbst die gepriesenen Heldenthaten des fränkischen Prinzen Dagobert sehen einem Ritterromane ziemlich ähnlich, denn auf Rechnung der Sassen, die keine Ge-

schichtschreiber hatten, war gut dichten. — Wer sollte den Lügen und Uebertreibungen fränkischer Schriftsteller widersprechen? — Historisch wahr ist wol folgender Hergang der Sache: Klotar der Zweite hatte seinen Sohn Dagobert zum Herrscher Austrasiens eingesetzt. Der junge Fürst wollte sein Heil an den Sassen versuchen, die ihn genugsam gereizt haben mochten, und brach mit einem starken Heere in die westsässischen Gauen. Bertold, ein erfahrener Geleitsanführer, ward von den Mannien zum Herzog erwählt, lockte den raschen Jüngling in die Falle, und schlug ihn in einem entscheidenden Treffen so, daß er schwer verwundet wurde und mit genauer Noth der Gefangenschaft entronn. — Nun brach, nach erfahrener Niederlage, Klotar selbst mit einem in Eil gesammelten Heere auf und drang bis an die Weser, hinter welcher die Sassen ihren Heerbann unter Bertold's Anführung versammelt hatten. — Gedeckt durch den breiten Strom verhöhnten sie die Rache drohenden Franken; aber diese fanden in der Nacht eine seichte Furth, setzten durch die Weser, überfielen die sicheren Sassen und richteten ein mörderisches Blutbad unter ihnen an, wobei auch der Sächsische Herzog Bertold mit seinem ihn verzweifelt vertheidigenden Geleite niedergehauen wurde. Nun stürzte Alles in wilder Flucht fort. Die Sieger zogen nach, verwüsteten die Gegend an der Oberweser

mit Feuer und Schwerdt, und ließen nicht eher ab, als bis die Gauen der ostsässischen Marken die Entrichtung eines jährlichen Tributs von 500 Kühen feierlich! angelobten. *)

Die Sassen begünstigten von jetzt an die Einbrüche des überelbischen Völkervereins, um den Franken in ihren neuen Eroberungen keine Ruhe zu lassen. — — Slaven und Wenden fielen besonders auf die Thüringischen Länder, und hauseten jämmerlich darin. — Sehr willkommen mußte also wol den Franken der Sächsischen Mannien Anerbieten seyn: sie wollten die Reichsgränze gegen Slaven und Wenden vertheidigen helfen, wenn ihnen der Tribut erlassen würde. Ob es mit diesem Anerbieten ehrlich gemeint war, steht dahin. Wenigstens spricht der Erfolg nicht dafür, da bald nachher Dagoberts von Austrasien ausgesandtes Heer von den Slaven gar übel heimgeschickt wurde. — (J. Chr. 632.) Man könnte aber doch die übernommene Vertheidigung der Reichsgränze, als die erste Ver-

*) Der Ton fränkischer Schriftsteller ist folgender: Dagobertus rex Saxonibus bello occurrit, cui pater Lotharius accurrens, interfecto Bertoldo Saxonum duce victoriam obtinuit, et nullum omnino Saxonem mensuram gladii sui excedentem dimisit viventem. *Aimon.* de gest. Franc. IV. 14. *Heinulf.* I. 3. — So arg mochte die Sache wol nicht seyn!

bindlichkeit der Sassen zum fränkischen Heerbann ansehen, wodurch einige ihrer Mannien fränkische Reichsgenossen geworden wären. *) Vielleicht steht auch hiemit die ehrenvollere Abgabe von 300 Kriegspferden, welche ihnen späterhin auferlegt wurde, in Verbindung.

Die Nation überhaupt muß sich wol durch das Versprechen einiger Mannien aus ihrer Mitte nicht für verpflichtet gehalten haben, denn nach Dagoberts Tode verwüstete sie das alte Kattenland gewaltig. Sie bot überall den Franken die Spitze, indem auch die ehemaligen Kauchischen Sassen, unter ihrem Herzog Radbot, die Gränzen am Niederrheine beunruhigten, und einige glückliche Einfälle in das alte Gallien unternahmen.

Das fränkische Reich arbeitete unter solchen Stürmen einer neuen Verfassung entgegen. Die Herzöge der Allemanier, Baiern und Thüringer kündigten nach Gutdünken ihrem Könige den Gehorsam auf, und waren mächtig genug, ihre Widersetzlichkeit zu behaupten. Der König hatte nur noch eine Schattengewalt, er war von seinem Majordomus, oder Obersten-Reichsfeldherrn fast abhängig. Als dieses wichtige

*) Anno X. regni Dagoberti Saxones Wiridis resistere spondent. etc. etc. — Vid. *Chron. Maiss.* ad annum 631.

Amt endlich der staatskluge und tapfere Karl Martel erhielt, nahm die Sache bald eine andere Gestalt an. Die fränkischen Herzöge, welche sich weigerten unter dem Majordom zu stehen, und es als Recht foderten: daß der König sie in Person anführen müsse, — welches, wie sie wußten, nicht leicht wegen Verweichlichung der fränkischen Könige geschehen konnte, — unterdrückte Karl im Namen des Königs, und vereinigte solchergestalt alle Kronfeldherrnschaften mit seinem Amte.

Er gieng nunmehr auch den unruhigen Sassen ernsthaft zu Leibe, die durch alle oftmals erhaltenen Stöße noch immer nicht in ihrer innern Landesverfassung gestört worden waren, sondern höchstens einen Tribut als gedemüthigte Nachbaren entrichtet hatten. Sie empfiengen auch dieses Mal unsanfte Schläge. Hessen ward ihnen entrissen und die Gauen an der Oberweser wurden aufs schrecklichste verwüstet. — Doch bliebs ohne entscheidende Folgen für eine dauerhafte fränkische Herrschaft.

Schon Karl Martell war staatsklug genug zu begreifen, daß der gute Fortgang seiner monarchischen Plane sehr von der Gleichförmigkeit des Religionswesens aller mit dem fränkischen Reiche verbundenen Völker abhänge. — Winfrieds oder Bonifacius, (des gerühmten Apostels der Deutschen,) feuriger Bekehrungseifer kam ihm

daher ganz gelegen, und er begünstigte den Fortgang seiner fanatischen Unternehmungen aus allen Kräften.

Bonifacius, ein einfältiger blinder Anhänger des Römischen Stuhls, trieb, — mit Reliquien vom heiligen Vater Gregor II. zur Genüge versehen und von hinlänglicher Mannschaft begleitet, — sein Wesen ziemlich glücklich in Hessen und Thüringen. Also gerade auf den Gränzen der Ostsassen. Er stiftete Bißthümer zu Buraburg und Erfurt. Er errichtete auch die Abtei Fulda, um eine Pflanzschule tüchtiger Nachfolger zu haben; aber zu den wilden Ostphalen getrauete er sich nicht. — Als er es endlich wagte, im westlichen Sassenlande das Bekehrungswerk zu treiben, ward er mit seiner ganzen Bedeckung, da eben eine große Firmelung vorgenommen werden sollte, von den Friesen bei Doccum erschlagen. (J. 755.) — Die Sassen zeigten eben so erbitterte Feindschaft gegen das Christenthum, als gegen die Reichsverbindung mit den Franken. Um endlich beides durchzusetzen, bot Pipin, Karl Martels würdiger Sohn, die ganze fränkische Macht auf.

Der Krieg ward lange mit abwechselndem Glücke geführt. — Die Sachsen zeigten sich dabei in einer Macht, die genugsam beweiset, daß sie, durch die vorhergehenden Fehden wenig geschwächt, vielmehr noch heftiger zum Kriege ge-

stimmt worden waren. Die Ostphalen standen jetzt wieder unter einem tapfern Haupte zusammen. Ihr Fürst Dieterich bot den von Thüringen einbrechenden Franken die Spitze. Allein Pipin gieng, um seinem Bruder Karlmann Luft zu machen, über den Rhein durch Westphalen und setzte sich bei Rheme, wo er die Sachsen in einem blutigen Treffen zurückschlug. Nun besetzte er Iburg (im Osnabrückschen) und drang verwüstend bis an die Weser. Hier empfieng er aber eine tüchtige Schlappe, und mußte eiligst zurückgehen. Die Sassen waren in Rücken vorgedrungen, hatten Iburg erstürmt, und dort bei dem allgemeinen Gemetzel auch den Cöllnischen Erzbischof Hildiger erschlagen. Ein Umstand, der allein schon die pompösen Schilderungen von Pipins Siegen im Sassenlande ziemlich verdächtig macht!

Auch der folgende Feldzug ward mit abwechselndem Glücke geführt. Dieterich mußte sich zwar mehreremale unterwerfen, kam aber dennoch wieder auf. Kurz es wurde an der Oberweser nicht eher ruhig, bis das feste Kastell Hochseburg von den Franken erobert, Dieterich aber darin gefangen worden war *). Der Nationalheerbann

*) Hochseburg, Harchseburg, Heseburg, — (einerlei Name nach veränderter Aussprache) wird von den meisten in Westphalen versetzt, aber diese

durfte sich jetzt, nachdem sein tapferes Haupt gefallen war, nicht mehr rühren. Pipin legte den Gedemüthigten einen jährlichen Tribut von 300 Pferden auf, und setzte sie dadurch Fränkischen Domanial-Eigenbehörigen gleich. Seine Absicht, die Sassen mit Franken ins Reichsverein zu ziehen, wird dadurch klar; aber erst sein großer Sohn Karl konnte dieselbe durchsetzen.

Mancherlei Veränderungen mußte nothwendig in den langen Kriegen die Sässische Verfassung erdulden. Die stehende Kriegsmacht mächtiger Geleitsanführer gab dazu die erste Veranlassung. Wahrscheinlich mußten die Gemeinen dem Adel einen jährlichen Beitrag zur Führung des Krieges geben, damit der Heerbann nur still sitzen konnte. Diese Steuren zur öffentlichen Vertheidigung waren durch Verjährung in dem langen Kriege rechtmäßig geworden, und dienten vorzüglich zur Erhöhung des Adels. Der Wehr, welcher zu Felde zog, ließ nothgedrungen seinen Hof durch Leibeigene bauen. Je öfterer der Krieg durch bloße Gefolge geführt wurde und je mehr diese also verstärkt werden mußten, desto häufiger geschah es, daß ein Edler, oder selbst

---

Festung lag sicher diesseit der Weser, und Dieterich war ein Ostphälischer Anführer.

ein gemein freier Wehr mehrere Höfe an sich brachte, die er leibeigenen Pächtern untergab. Das Aussterben mancher Familien in den ewigen Fehden kam hinzu. Es mußten nun unfehlbar mächtige Dynasten, welche viele Höfe, vielleicht ganze Marken unter ein Haupt vereinigten, entstehen. Solche Dynasten (proceres) mögen die zwölf Edelinger der Sassen gewesen seyn, deren einige Schriftsteller erwähnen.

Von einem Landesherrn wußte man immer noch nichts. Die Gauen bestanden aus einzelnen Höfen, Weilern und Gemarkungen. Die alte Gerichtsverfassung war noch dieselbe, doch mochte das Amt der Gaurichter in mancher adlichen Familie erblich geworden seyn. Dadurch erhielten sie indessen schlechterdings kein obrigkeitliches Recht über Leben und Tod ihrer freien Markgenossen. Aber das Hofrecht der Geleitsanführer war unstreitig in den langen Kriegen weiter ausgedehnt worden. Gesellen und Knappen standen ihrem Kriegsherrn zu Recht; — Insubordination wurde oft mit dem Tode bestraft.

In den anhaltenden schweren Kriegen, wobei manche Gauen vom einbrechenden Feinde verwüstet wurden, mußte es unstreitig manchem freien Wehr schwer fallen, seinen ordnungsmäßigen Beitrag zur gemeinen Vertheidigung an den gleichsam privilegirten Geleitsanführer zu leisten. Sein Hof verfiel, sein Vieh war ihm geraubt, er mußte

Schulden machen, die er nicht wieder bezahlen konnte. — Was war zu thun? Wollte er nicht alles einbüßen, wollte er nicht wie ein Wildfang umherstreichen, so zwang ihn die Noth sich dem Schutze eines mächtigen, durch glückliche Fehden reich gewordenen Nachbars, der seine Schulden und Abgaben zur Nationalvertheidigung übernahm, anzuvertrauen. So entstanden die in Schutz und Hode stehenden Leute, die mit Recht Nothfreie genannt wurden. Der Schutzherr verlangte von ihnen, um wieder zu seiner Auslage zu kommen, einen jährlichen Abtrag; er nöthigte sie nun, desto eifriger den Acker zu bauen, oder ein anderes Gewerbe zu treiben. Dafür blieben sie aber auch bei auswärtigen Fehden zu Hause.

Andere Wehren, die wegen ihrer Schwäche, nach Maasgabe der Umstände gezwungen waren bald diesen bald jenen Schutzherrn zu wählen, hießen Churmündige. Diese wurden in der Folge mehr und mehr verpflichtet, ihrem Schutzherrn, vielleicht selbst zu seinen Privatfehden die Heersfolge zu leisten. Von diesen Beschränkungen der Freiheit wußte die älteste Verfassung nichts; aber sie mußten nothwendig aus dem Kriege durch Gefolge entstehen! Der verschuldete Hof fiel nach dem Tode des Nothfreien an den Schutzherrn, der ihn dann lieber mit Leibeigenen, oder wenigstens mit Freigelassenen besetzte, deren Erwerb ihm ohne Frage nach ihrem Tode zu-

fiel, die auch in keinem Falle das Recht eines freien Mannes gegen ihn geltend machen konnten. So hatte der Lauf der Zeiten selbst das Netz gewebt, worin die gemeine Freiheit gefangen wurde *).

Die Stände fiengen an sich schärfer abzusondern. Zwar standen Edele, Wehren und Leute neben einander; aber die Zahl der Knechte war gewaltig vermehrt, und unter den Edeln selbst hoben sich einige durch Glück und Reichthum über die andern empor. — Indessen kannte man doch noch keine Regalien, oder Jagd-, Forst-, Salz- und andere Gerechtigkeiten. Denn

*) Was jetzt im Sassenlande geschah, war vorlängst in Gallien schon Zertrümmerungsgrund der Gemein-Freiheit gewesen. Man sehe *Caesar* de bello gall. Lib. VI. Plerique ex plebe, cum aut aere alieno, aut magnitudine tributorum, aut injuria potentiorum premuntur, sese in servitutem dicant nobilibus. In hos eadem omnia sunt jura, quae dominis in servo. Man hat diese Quelle der Knechtschaft in unserm Vaterlande ziemlich aus den Augen verloren, und es wird manchem Edelmann nicht gut zu Muthe, wenn man ihn daran erinnert, weil es brillanter klingt, wenn seine tapferen Vorfahren alles mit dem Schwerdte errungen haben. Aber es ist eben so viel durch List erschlichen, als durch Gewalt erzwungen, und mit dem Rechte der Territorialhoheit möchte es auch wol ziemlich windig aussehen, wenn man nach seinem ersten Rechtstitel fragte!

was nicht einer freien Wehr Privateigenthum, oder Gemeingut der Mitgenossen war, stand im Gottesrechte, und diente zum Unterhalte der Priester. Wer den Gottesfrieden brach und die heiligen Waldungen verletzte, worin der Priester die Walfahrt führte, oder das Wild im geweiheten Forst stöhrte, der ward in Bann gethan, und solch ein Scheusal flohen alle!

Die unsichtbare Gottheit, welche der älteste Bewohner unsers Vaterlandes unter keinerlei Gestalt vorzustellen gewagt hatte, mußte sich nun schon gefallen lassen, unter allerlei zum Theil gräßlichen Gestalten dargestellt zu werden; (wir werden im folgenden Abschnitte mehr darüber hören). Tempel scheint man jedoch noch nicht gekannt zu haben. Denn Götzenbilder standen gewöhnlich auf hohen Bergen, unter heiligen Eichen und in geweiheten Hainen.

Durch wichtige Kriegsbeute und besonders durch den Troß der Leibeigenen und Knechte, hatten die Edeln der Nation auch eine Art Luxus in Wohnungen, Kleidern und Lebensergetzlichkeiten angenommen. — Höfe und Weiler hatten eine bessere Gestalt erhalten, und wenn ein Schutzherr mehrere Nothfreie unter sich hatte, oder seinen Leibeigenen Außenhöfe anvertrauete, so pflegten sich diese zur größern Sicherheit in der Nähe des Haupthofes ihres Herrn anzubauen, woraus bald kleine Dörfer und Flecken entstanden.

Die Hauptbebauung des Landes bestand noch aus einzelnen, zerstreuet liegenden Höfen und Weilern, — von Städten wußte man gar nichts. Vormals waren die einfachen Hütten nur aus auf einander gelegten Balken errichtet worden, jetzt begannen die Reichen schon mit Steinen und Kalk zu bauen. Neben dem Wohnhause standen allbereits Scheuren zur Aufbewahrung der Früchte, und im Hofe war ein besonderer Abschlag zur Stallung für's Vieh. Da das Bedürfniß einer Menge von Leibeigenen zur Bebauung des Feldes, wozu kein freier Mann sich hergab, immer dringender wurde, so riß auch die schändliche Gewohnheit des Menschenraubs stärker ein. Manche Streifzüge wurden nur in dieser Absicht unternommen. Das weibliche Geschlecht war nicht mehr in so hoher Achtung, wie in den ältesten Zeiten. Einzelne Prophetinnen standen wohl noch auf, aber der gemeine Volksglaube an das Göttliche in der weiblichen Natur scheint doch sehr geschwächt worden zu seyn, da jetzt das Weib nur auf Besorgung des Hauswesens eingeschränkt, und schlechtweg Kunkel *) zum Unterschiede von dem kriegerischen Manne, (der Lanze hieß) genannt wurde.

Die Sucht reicher Edelinger sich auf

*) Weil das Weib sich hauptsächlich mit Spinnen und Weben, der Mann aber mit Waffen beschäftigte.

steilen, das Land schützenden Höhen, feste Burgen zu erbauen, bemerkt man auch schon in diesen Zeiten. Solche Burgen waren aber keine Zwinger für die freien Markgenossen, sondern vielmehr gemeine Rüsthäuser und Vertheidigungspunkte, zu deren Erbauung die Mannen freiwilligen Beitrag lieferten. Nächst dem Kriege blieb Jagd und Zechen Edler und Gemeiner Lieblingsbeschäftigung. Wie sehr man schon auf bessere Zubereitung der Speisen sah, beweiset der Umstand, daß ein Koch, wenn er ermordet worden war, mit 40 Solidis bezahlt werden mußte, worin ihm jedoch der Schweinhirte gleich stand, zum Zeichen, daß Viehzucht noch immer ein Hauptnahrungszweig blieb. Das geehrteste Handwerk war nach dem Bedürfniße der Zeiten unstreitig das der Waffenschmiede, von andern Kunstprodukten wußte man wenig.

So fand Karl der Große die Nation, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Freiheit und Sitten-Einfalt, aber doch noch gegen jede Herrschaft erbittert. Am meisten hatte sich die Freiheit der Gemeinen disseit der Weser unter den Ostphalen erhalten, obgleich Pipin im vorigen Kriege bis zur Ocker *) vorgedrungen und der

*) *Annal. Metenf.* ad. ann. 748. *Annal. Fuld.* 748. Es ist wahrscheinlich, daß Pipin bei dem Dorfe Ohrum gestanden.

Traktat wegen Entrichtung des Tributs unweit Schahaningen (Scheningen) geschlossen war. Denn in den Ostsässischen Gauen blieb alles kriegerischer, die gemeine Noth zwang fast jeden Hofbesitzer mit zu Felde zu ziehen, weswegen auch die Gaurichter nicht leicht dulden mochten, daß mehrere Höfe unter einen Besitzer kamen, der dann nur einen Mann zum Heerbann gestellt haben würde. Die Marken waren also auch fester gegen feindselige Nachbaren geschlossen, und der von den Franken erzwungene Tribut einiger vorliegenden Gauen entschied nichts gegen die allgemeine Freiheit. In Westphalen wurden die Gemeinen viel früher gesprengt und die einzelnen Wehren konnten daher leichter von mächtigen Dynasten verschlungen werden. Darum ist auch jetzt noch die Weser eine Gränzlinie, welche Freie und Leibeigene scheidet. Der Ostphalen kriegerischer Geist beugte sich nicht so leicht unters Joch, als der Westphalen phlegmatischer Sinn.

Anmerkungen
zum ersten Buche.

Zweites Capitel.

(I.)

„Die Römer nannten jene tapfern Völker Germanen u. s. f.“ Tacitus de mor. Germ cap. 2 sagt ausdrücklich, daß dieser Name neu war: caeterum germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primo Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sunt d. h. die Tungern waren Reichsgenossen oder Germanen, bevor sie über den Rhein setzten. Der Name Germanen bezeichnete also ursprünglich einen großen Kriegsbund oder eine Heermannie, und man kann Germania als synonim mit Herbannia oder Heerbann betrachten, denn Hermann bedeutet einen Kriegsmann. Die Römer aber sprachen das Her wie Cher aus, und vielleicht schlich sich nachmals bei ihnen der Nebenbegriff von Kriegbrüdern (Germanis) in die Benennung der deutschen Völker. — Eben so ist auch Germanien und Allemanien bloß in der Aussprache verschieden; denn die Heermannie oder Allemanie, war ursprünglich nichts anders als eine kriegerische Verbindung (gegen die Ein-

brüche ziehender, jenseits der Elbe wohnender Völker) welche die Sueven zu Stande gebracht hatten. Germanien erscheint also als der uralte Schwabenbund. Darum heißen die Germanier bei Römischen Schriftstellern so oft Sueven, und diese Sueven erscheinen in der Folge wieder als Allemanier. Man vergl. Caes. de bell. gall. IV. Dio. Cass. lib. 71. Strabo lib. VIII. Tacit. Germ. cap. 38 und and.

(II.)

„Sie blieben Sassen u. s. f.," nämlich im Gegensatze mit den sub Suevorum imperio, befangenen Völkern, von denen sie durch den Herzinischen Wald getrennt wurden. Vid. Caes. de bell. gall. VI. Sylva Bacenis pro nativo muro objecta Cheruscos a Suevis, et Suevos a Cheruscis, injuriis incursionibusque prohibet, — Sassen und Sueven müssen also uralte Feinde gewesen seyn, welches von ihrem ganz verschiedenen Systeme herrührte.

(III.)

„Die Sage von der Ankunft der Sassen, wird als ein Mährchen charakterisirt u. s. f." Dies scheint gewagt, da sie doch von den ältesten vaterländischen Geschichtschreibern unterstützt wird. Man sehe die Annal. Witichindi monachi Corbeiensis, lib. I. pro certo autem novimus, Saxones navibus his regionibus advectos, et loco primum applicuisse, qui usque hodie nuncupatur Hadolaun. Aber in

der That sind doch in allen die Sachsen den Cheruskern, Bruckteren und Angrivariern so ähnlich, und es findet, wie Möser sagt, sich in ihrer Regierungsform so wenig von dem esprit de conquête, daß man in der That einige Wunderwerke annehmen muß, wenn Cherusker und Sachsen nicht ein und dasselbe Volk seyn sollten! Uebrigens ist es dem Mährchen von der Ankunft der Sachsen in Nieder-Deutschland, gegangen wie vielen anderen, nämlich einer hat es auf die Autorität des andern nachgeschrieben, und keinem ist eingefallen zu fragen: wo sind denn die alten Cherusker, Bruckterer und Angrivarier geblieben? Oder von wo sind die erobernden Sachsen eigentlich ausgegangen? Die Ableitung des Namens Sachsen, von Sachs, einer Art Messern, deren sie sich bedient, ist vollends läppisch.

(IV.)

In Gallien opferte man Verbrecher den Göttern, weil man sie sonst nicht an Leib und Leben strafen konnte; — eben diese Wendung nahm nachher die deutsche Gerichtsverfassung, damit die Freiheit nicht gefährdet werde. Caes. de bello gall. VI.

(V.)

Tacit. Germ c. 12. pars mulctae regi vel civitati, pars ipsi qui vindicatur vel propinquis ejus exsolvitur. — Aber bei den Sassen war kein rex, und unter civitas ist hier die Gemeinbürgschaft zu verstehen, die alle Markgenossen für einander

zu leisten hatten. Wenn nachmals der Priester Antheil am Wehrgelde bekam, so geschah es nur, weil er vermuthlich die Gemeinbürgschaft durch religiöse Ceremonien heiligte. In Gallien, wo es hieß: Maxime judicia de caede, Druidis commissa sunt, war es schon früher Sitte.

(VI.)

Darauf weiset schon Tacit. Germ. 22 hin: Suscipere tam inimicitias seu PATRIS seu PROPINQUI necesse est — — Recipitque satisfactionem universa domus. — Wenn man damit Tacit. Germ. 20 vergleicht: Si liberi non sunt, proximus gradus in successione fratres, patrui, avunculi, — und die altsächsischen Gesetze betrachtet, wo es heißt: Nullus heredem suum, exheredem faciat; — so sieht man deutlich den Grund des Miteigenthums, welches eine Sächsische Familie zusammen an allen Gütern hatte. Nichts war billiger, da alle Mitglieder für einander gegenseitige Bürgschaft leisten mußten. Uebrigens liegt in dieser Verfügung auch eine moralische Tendenz, die wohl beherzigt zu werden verdient. Mit der Monarchie konnte freilich diese ganze Sicherheitsordnung nicht mehr bestehen.

(VII.)

Es ist unleugbar, daß alle geschriebenen Gesetze deutscher Völkerschaften, und so auch die der Sachsen von Obrigkeiten herrühren, die Herrschaft erringen und festhalten wollten. So lange das Volk

frei blieb, gestattete es durchaus keine obrigkeitliche Willkühr, und die Angelsachsen brachten, wie Montesquieu bemerkt, sogar diesen Geist der Freiheit mit nach Britanien. Esp. de Loix XI. 6 und Conring de orig. jur. germ. cap. 13.

(VIII.)

Ich folge in dieser Ableitung meistens dem trefflichen J. Möser; siehe dessen Osnabrückische Geschichte Tom. I. pag. 140. Der Hauptcharakter dieser verschiedenen Zweige des Sassenstammes, war der Haß gegen eine beschlossene Reichsverfassung, den wir durch diese ganze Periode fortdauern sahen.

(IX.)

Das moralische Princip dieser Religion macht uns Tacitus in wenigen kraftvollen Worten bemerkbar: Germ. 39, ubi regnator omnium Deus, — ibi caetera subjecta atque parentia. Der Priesterbann mußte mehr wirken als die Idee von künftiger Belohnung und Strafe; denn einem so ehrliebenden Volke war der Schimpf: Nec aut sacris adesse aut consilium inire ignominioso fas, — über alles schmerzhaft.

Drittes Kapitel.

(I.)

Ne omnium Germanorum, qui essent citra Rhenum, caussam esse unum judicaret. Caes. de bell. gall. lib. VI. — Man sieht auch hieraus, daß ein verschiedenes System und Staatsinteresse unter jenen Völkern herrschte. Darum gieng schon Augusts Politik darauf aus, erst Ober-Deutschland mit Hülfe Nieder-Deutschlands zu unterjochen, dann vielleicht um so leichter das Ganze zu verschlingen, und in so fern war Varus Benehmen wirklich unklug.

(II.)

Es ist in der That merkwürdig, daß die Römer von den Sueven förmliche Hülfe gegen die Sassen foderten, und wiederum der Markbode Hülfe von Rom gegen Hermanns Angriffe erwartete. Rom spielte damals gegen Deutschland dieselbe Rolle, welche nachher Frankreich mit so vielem Glücke fortgesetzt hat. Der Köder, dessen es sich bediente, war vorzüglich der: den reichen Adel an sich zu locken, damit er, das eigene Interesse der Freiheit des Volks vorziehend, sich Rom in die Arme werfen sollte, und dieses nachmals um so leichter alles verschlingen könne. Beweise davon findet man: Tacit. annal. I. cap. 58. lib. XIII. c. 38. Dio. Cass. LXVII. 3. Tacit. annal, II. 60. Darum wurden auch Italus und Chariomer von Rom aus so sehr begünstigt.

(III.)

Der Name Franken kommt freilich erst ums Jahr 250 — 260 vor, vid. Vopisc. in Aurel. cap. 7. — aber in der That waren sie früher schon vorhanden, wie aus Plin. in Trajan. II. zu ersehen ist, wo es heißt: Catti sustulerant animos et jugum excusserant, nec jam nobiscum de sua libertate, sed de nostra servitute certabant u. s. f. Was in folgendem von Chariomer, den die Katten (oder Franken) vertrieben, erzählt wird, gründet sich auf Dio Cass. lib. 67. Eben dieser Schriftsteller erwähnt der Ganna, als einer Nachfolgerin der Velleda. Auch ist aus dem Plin. II. ep. 7. klar, daß, nach der großen Bructerischen Niederlage, die Römer wieder ihre gewöhnliche Politik: dem Volke einen vertriebenen König aufzudringen, in Ausübung brachten: Spurinna Bructerorum regem vi et armis induxit etc. etc.

Viertes Capitel.

(I.)

Die Vermischung der Druiden mit den deutschen Priestern scheint mir aus dem Angeführten genugsam erwiesen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß es wohl der Mühe werth wäre eine neue Untersuchung über den Einfluß der Druiden und Barden auf den Nationalgeist unserer Vorfahren anzustellen. Dies möchte wichtiger seyn, als zu

wissen', ob der Name Druiden vom celtischen Deru eine Eiche, oder von Druthin Gott, oder wie Plinius meint vom grichischen δρυς herkomme? Daß Druiden auch in Deutschland gewesen, ist unleugbar. Aus den mannichfaltigen Ueberbleibseln auf Bergen in Hainen u. s. f. wirds erwiesen, wenn auch die bei Zwickau auf einer bleiernen Tafel gefundene Inschrift: Δυεβαλεις Δρυιδων μεγιστος als unächt angesehen würde.

(II.)

Im Fortgange der Begebenheiten, nachdem die Fränkische Macht konsolidirt war, sieht man deutlich, daß der Name Sassen allen den Völkern in Nieder-Deutschland gegeben wurde, die nicht zum Fränkischen Bunde gehörten. So heißt es z. B. von den Kauchen, die doch sonst als ein besonderes Volk genannt wurden, beim Zosim III. Chauci Saxonum pars etc. etc.

(III.)

Möser, dessen Autorität ich gern folge, scheint es zweifelhaft zu machen ob jemals Angeln nach England gekommen sind. Er fragt: ob nicht die Geschichte von den Angeln eine spätere Fabel sey? siehe dessen Osnab. Gesch. Tom. I. pag. 177. Allein dagegen streiten doch wohl zu viele historische Autoritäten; man vergleiche: Excerpta e Chronol. saxonica edita primum ab Abt. Wheloco Cantabrig 1644, apud. Leibnit. in script. rer. Brun. Tom. I. — da heißt es:

„Damals wurden Hengst und Horsa von Vor„tigern, der Britten König, zum Schutz des Lan„des eingeladen u. s. f. on heora dagum Hengest „and Horsa from Wirtgeorne gelathode Bretta „Cyninge to fultume etc. etc. — ferner Excerpta ex Nennii Historia Brit. a Th. Gale edita. — apud Leibnit. loc. cit. und mehrere.

(IV.)

Diese Eintheilung bemerkt auch der poeta Saxo lib. I.

Denique Westfalos vocitant in parte manentes
Occidua, quorum non longe terminus amne
A Rheno distat. Regionem solis ad ortum
Inhabitant Osterlingi, quos nomine quidam
Ostfalos alio vocitant, confinia quorum
Infestant conjuncta suis gens perfida Sclavi.
Inter praedictas media regione morantur
Angarii, populus Saxonum tertius. Horum
Patria, Francorum terris sociatus ab Austro,
Oceanoque eadem conjungitur ex Aquitane.

Wenn man damit zusammennimmt, was kurz vorher der Dichter sagt:

— Variis divisa modis plebs omnis habebat
Quot pagos tot pene Duces, velut unius artus
Corporis in diversa ferent hinc inde refulsi.

so wird klar, daß die uralte Sächsische Verfassung sich wesentlich bis auf Karls Zeiten kräftig erhalten hatte.

Zweites Buch.

Die Sassen

im deutschen Reichs-Verein,

von

den Zeiten ihrer Besiegung

durch

Carl den Großen,

bis

zu den Unruhen

unter

Heinrich den Vierten.

Inhalt des zweiten Buchs.

Erstes Kapitel.

Karl der Große zwingt nach ein und dreißigjährigem Kriege die Sassen zum Reichsverein, und giebt dem Lande eine seinen Absichten angemessene Verfassung.

Zweites Kapitel.

Geschichte der Sassen unter Karolingischen und Sächsischen Kaisern. Veränderung der Karolingischen Verfassung. Mächtige Dynasten. Allgemeine Nationalereigniße.

Drittes Kapitel.

Fortschritte der Kultur und des Wohlstandes im Lande der Sassen. Lebens- und Regierungs-Art seiner Großen. Familien-Geschichte der Billunger, Brunonen, Nordheimer und Supplingenburger.

Anmerkungen, historische Kritik betreffend.

Erstes Kapitel.

Karl der Große zwingt nach ein und dreißigjährigem Kriege die Sassen zum Reichsverein, und giebt dem Lande eine seinen Absichten angemessene Verfassung. Vom Jahre 770 bis 814.

Wer Karls Geschichte unbefangen lieset und ihn mit seinen Vorgängern und Nachfolgern vergleicht, wird von Bewunderung durchdrungen, keinen Augenblick anstehen, dem so weit über sein Zeitalter erhabenen Fürsten, den ehrenvollen Beinamen des Großen einzuräumen. Unter einer rohen Nation und in einem finstern Zeitalter geboren, fand dennoch sein edler Geist Geschmack an Künsten und Wissenschaften, die ihn wohlthätig erleuchteten. Mit freien, bis dahin ungebändigten Nationen mußte er kämpfen, aber durch seltenes Feldherrngenie, durch eben so seltene Ausdauer und Tapferkeit unterwarf er sie dennoch seinem Scepter. Seine Regentenklugheit hielt jene in Denkart, Sprache, Religion, Sitten und Regierungsform verschiedenen Nationen, die seit Jahrhunderten mit wildem, durch stete Gränzkriege

genährten Hasse gegen einander erfüllt waren, in bewunderungswürdiger Ordnung, und als Eroberer eines beträchtlichen Theils von Europa, wußte er endlich durch wohlangebrachte Strenge und Milde, Sieger und Besiegte in gleichem Maaße nach seinen Absichten zu lenken. Oft war er großmüthig an der Weser und grausam an der Elbe, weil er dort erobern und die Besiegten sich zugethan machen, — hier nur durch Furcht seines Reichs Gränze schützen wollte. Ueberall leitete ein Geist seine Entwürfe, seine Maasregeln, seine Handlungen, — und jener Geist ist es, den der Geschichtsforscher ins Auge fassen, den er zur Norm seines Urtheils über einen Mann von so seltener Größe wählen muß. Diese Größe und sein Glück überheben ihn einer gemeinen Rechenschaft, wobei alles nach kleinlicher, politisch-moralischer Elle gemessen werden soll. — Ob er unser Vaterland mit Recht oder Unrecht seinem Reiche einverleibte? ist eben darum wahrlich eine vergebliche Untersuchung. Genug, er that alles mit hohem Geiste und ehrte die Freiheit, welche im dreißigjährigen Kampfe wol geschwächt, nie völlig gebrochen und noch weniger erstickt werden konnte.

So steht er auch in der Geschichte des Vaterlandes als Wohlthäter des Volks, das seine Waffen besiegten, an der Spitze der neuen Verfassung. Die Religion war sein Schild, — er

ward ihr Schwerdt, und diente billig einer Macht, die ihm Vorwand, Mittel und Hülfe lieh, seine großen Absichten kraftvoll durchzusetzen. Dennoch ward er nie Frömmler, sondern er wußte auch in Ansehung der Religion und Kirche die Rechte der Majestät zu bewahren. Denn die Bischöfe seines Reichs blieben seine Unterthanen, und selbst das gemeinschaftliche geistliche Oberhaupt der Christenheit mußte, wegen angeschuldigter Verbrechen, ihm einen Reinigungseid leisten. *)

Vielleicht wäre Karl nie geworden, was er wurde, hätte nicht ein glückliches Verhängniß ihm den gelehrtesten und verehrtesten Mann seines Zeitalters Alcuin, zum Lehrer, — und den klugen Papst Hadrian, zum Freund und Führer gegeben. Wenn der erste seinem edlen Geiste Werthschätzung der Wissenschaften einimpfte und sein trefflichster Rathgeber bei Errichtung gelehrter Stiftungen wurde, — so wußte der andere den Helden, ohne daß er es selbst merkte, so klüglich zu leiten, daß sogar die Pipinische Schenkung von ihm bestätigt wurde. Glücklicherweise traf das Streben des hochherzigen Helden und des klugen Priesters im einem Ziele zusammen: — daß nämlich in den Abendländern nur ein Reich und eine Kirche seyn sollte!

---

*) *Regino ad an. 799.* — Es war Papst *Leo III.* Man sehe die Capitolaren.

Als Karl des verstorbenen Bruders Reich an sich gezogen und die Herrschaft gesichert hatte, wurde das in sich selbst uneinige Kalifat sein östlicher Nachbar. Italien war von den Longobarden bis auf die Stadt Rom, bis auf einen kleinen, dem griechischen Kaiser zustehenden Theil von Neapolis erobert worden; — an der Elbe und Weser in Osten des Reichs wohnten die noch nicht bezwungenen Sassen.

Auf dem Throne, welchen er bestieg, war zwar die Gewalt des Königs in Vergleich mit dem, was sie zu der Klodowige Zeiten gewesen, sehr vermehrt worden; aber es herrschte doch im Lande selbst noch viele Anarchie. Denn die Stadthalter verfuhren in den Provinzen sehr willkührlich, sie waren durch Nachsicht der vorigen Könige die den Raub mit ihnen theilten, in ihrem Trotze bestärkt worden. Das große Ziel ergab sich aus dieser Lage der Dinge von selbst für Karls kühnen Geist. Ordnung, verbunden mit kraftvoller Herrschaft im Innern, und Erweiterung des Reichs zu einem wohlgeschlossenen Ganzen, schien die zu lösende doppelte Aufgabe. Doch vor allen mußte der Zirkel ergänzt werden, in dessen Mittelpunkte die Hauptmacht des Fränkischen Reichs bisher geruhet hatte, und ferner ruhen sollte! — Ohne Eroberung des Landes bis zur Elbe war's unmöglich, und dies bestimmte der Sassen Schicksal. Die Ausdauer und Kraft, womit Karl die

Ausführung dieses nächsten Zwecks betrieb, beweiset zur Genüge, wie viel ihm an Erreichung desselben gelegen gewesen sey.

An Vorwand zum neuen Kampfe konnte es, wegen der ewigen Gränzfehden, nicht mangeln. Die Sassen warfen auch das Joch ihres schimpflichen Tributs im ersten günstigen Augenblicke ab, der sich bei Karls Thronbesteigung bei seiner vermeintlich unerfahrenen Jugend darzubieten schien.*)

Auf der großen Versammlung zu Markloh mochten die Ostphäler, Westphälinger und Engern sich gegenseitigen Schutz zugesagt haben. Wittekind, einer der reichsten Edelinger des Landes, fieng also mit westphälingschen Geleiten die Feindseligkeiten an, während sein Vetter Bruno die Engern, und Albin die Ostphäler in die Waffen brachte.

Karl hatte inzwischen auf dem Reichstage zu Worms im J. C. 772., unter dem Vorwande der Religion, die Beistimmung seines Volks zum Sassenkriege erhalten. Er kam nun den Unbesonnenen, die ihn noch nicht erwarteten, so schnell auf den Hals, daß Bruno und Albin keine Zeit hatten, ihre Banner mit Wittekinds Geleit zu vereinigen. Karl brach von Niederhessen in Westphalen, schlug glücklich und eroberte das Kastell

*) Er war noch nicht 30 Jahre alt.

Ehresburg, wo der berühmte Götze Irmensul verehrt wurde.

Alle Umstände machen es wahrscheinlich, daß Ehresburg oder Mörsburg das jetzige Stadtbergen an der Dümel, daß Irmensul eine Provinzialgottheit gewesen sey, die vielleicht die Mutter Erde oder den Neumond bedeutete. Richter und Schöppen der nachbarlichen Gauen pflegten sich zum Gowding *) in dem nahen Walde zu versammeln (I.), und heilig ward durch die alte Sitte der Ort. — Karl ließ die dem Götzen geweihten Reichthümer unter seine Krieger vertheilen, verwüstete den Ort der Abgötterei, nahm von den gedehmüthigten Sassen Geisseln zur Sicherstellung der christlichen Apostel, die im Lande herumzogen, legte starke Besatzung in das eroberte Kastell, und brach dann nach Italien auf, um (seinem eigenen, wie des Pabstes Hadrian Interesse zufolge,) Desiderius, der Longobarden König, (der verstoßenen Gemahlin Vater,) zu stürzen.

Die Sage hat vom ersten Feldzuge des fränkischen Eroberers allerlei Anekdoten erhalten, deren historische Wahrheit dahin gestellt bleibt; z. B. Karl habe mit seinem Heere nach Eroberung der Ehresburg großen Wassermangel gelitten, da sey plötzlich durch wunderbare Schickung

---

*) Dinck oder Ding, im Altsächsischen ein Gericht.

eine Quelle mit Bullern und Sprudeln eröffnet und der Durst seiner Krieger daraus gestillt worden. — Einem Mährchen sieht zwar die Sage ganz ähnlich, doch findet man noch jetzt in jener Gegend bei'm Paderbornschen Kirchdorfe Altenbecken, eine Quelle, aus welcher in unordentlichen Abwechselungen bald reichlich, bald dürftig mit Poltern und Bullern frisches Wasser hervorrieselt. — Der sonderbaren Eigenschaft wegen heißt jene Quelle Bullerborn. — Warum sollte sie nicht schon damals die, einem solchen Zeitalter als Wunder erscheinende Eigenschaft gehabt haben?

Kaum war Karl über die Alpen, so standen die Sassen an der Oberweser wieder auf. Sie brachen in Hessen, verwüsteten die neu angelegte Kirche zu Fritzlar, und während eine Parthei sich am Main setzte, zog die andere vor Ehresburg und Sigisburg, welche Kastelle von ihr erobert und verwüstet wurden. — Der unermüdete Held kam im folgenden Jahre (774.) aus Italien zurück, schlug die Ostphäler aus dem Lager bei Sachsenhausen am Main, gewann ihnen durch eine geschickte Schwenkung die Werre ab, gieng bei Dreifurth (Trefurt) über diesen Fluß und siegte noch einmal.

Die Sassen waren aber dadurch nicht geschreckt. Wenn gleich das ganze Volk noch nicht zum Schwerdte griff, so blieben doch die mächtigen Geleite der Ostphälischen, Westphälischen

und Engrischen Herzöge *) furchtbare Streitmassen, welche Karl zersprengen oder mit Gewalt zum Frieden nöthigen mußte. Man darf indessen unbedenklich annehmen, daß mit jedem folgenden Jahre, und je weiter besonders die Apostel des Christenthums im Lande sich ausbreiteten, der Krieg jener Geleite mehr und mehr Nationalkrieg wurde, daß er endlich selbst die ruhigen Wehren zur Fahne des berühmten Wittekinds zog. Denn die Sässische Freiheit und das priesterliche Interesse standen den fränkischen Anstalten und besonders der Einführung des Christenthums schnurstracks entgegen.

Wie konnte den Sassen eine Religion gefallen, nach welcher ein gesalbter König von Gottes Gnaden nicht nur im Kriege, sondern selbst im Frieden Rechte üben sollte, die kaum ihren Priestern zugestanden worden waren? Wie hätten sie sich gern einem Herrn unterwerfen können, der Recht über Leben und Tod, Geduld, Gehorsam und Zehnten verlangte? — Wie mochten sie eine Religion ehren, welche lehrte, daß der freie Mann seinen Schimpf nicht selbst rächen dürfe, die nicht einmal dem in der Schlacht gefallenen Helden seinen besondern Himmel zugestand? —

---

*) Keine Herzöge in unserm Sinne, sondern Kriegsobersten, Heer-tog.

Ehre war ihre Religion, geheiligte Redlichkeit war ihre Moral, das Buch der Natur war ihre Bibel! Nun sollten sie sich einem Gotte unterwerfen, der den Tod eines Knechts erduldet hatte! Sie sollten in einen Himmel getrieben werden, wo man nicht aus den Schädeln erschlagener Feinde zechte! Sie sollten ihre Ehre einer windigen Menschenliebe aufopfern, welche dafür gar nicht schadlos hielt! Sie sollten gegen den frevelnden Beleidiger eine Anweisung aufs zukünftige Gericht vor dem Throne des am Kreuze Gestorbenen annehmen!

Gewaltsam mußte durch fortdauernde Niederlagen erst die Kraft der Nation gebrochen werden, ehe solch eine Gesetzgebung und Religion zu ihrer bisherigen Denkart einiges Verhältniß gewinnen konnte. Daher ihr langer und äußerst hartnäckiger Widerstand.

Karl hatte inzwischen einen Reichstag zu Düren (im Jülichschen) gehalten und brach mit vier Heerhaufen in die Westsächsischen Gauen. — Hier ließ er zuerst den Brunsberg an der Weser (Fürstenberg gegen über) berennen, zog selbst mit einer auserlesenen Schaar den weichenden Ostphälingern über den Solling in ihre Schlupfwinkel nach, folgte ihnen bis zur Ocker, zerstörte Bruns-wyck und nöthigte dort die Besiegten Geisseln zu stellen und der Einführung des Christenthums freie Bahn zu lassen.

Wir finden hier des Orts Bruns-wyck zum

ersten Male erwähnt. Wyck bedeutet aber im Altsächsischen einen Flecken oder befestigten Ort, wo man vor schnellen Angriff gesichert ist. Dazu war besonders die morastige Gegend zwischen den Armen der Ocker, welche durch ein Kastell auf dem Köppenberge *) noch mehr geschützt werden konnte, sehr geschickt. Daß ein edler Ostphälinger, Namens Bruno, an jenem Orte eine befestigte Wehre (Landwyck oder Winkel, dem schwer anzukommen,) gehabt habe, ist gar nicht unwahrscheinlich, obgleich buchstäblich historische Gründe für die wirkliche Existenz eines Brunswyck zu Karls Zeiten allerdings nur aus Schriftstellern geschöpft werden, gegen deren Glaubwürdigkeit die Kritik nicht unbedeutende Zweifel darbietet. (II.)

Karl wollte hier nicht zerstören, sondern erobern. Er behandelte daher die Gedemüthigten mit großer Milde; aber sein jenseit der Weser zurückgelassenes Korps erhielt unterdessen von den Westphälingern und Engern eine tüchtige Schlappe, indem es sich unvorsichtig in einen Hinterhalt locken, umzingeln und mit großem Verluste auseinandersprengen ließ. Karl eilte, um gefähr-

*) Dies ist der alte Name der Anhöhe, worauf jetzt die Aegidienkirche liegt. Dieser Berg und das mit Ellern bewachsene Bruch, das sich bis nach Eisenbüttel hinzog, schützte die alte Wyck vortrefflich.

lichere Folgen zu verhindern, von der Ocker herzu, eroberte den Hauptpaß an der Weser (den Brunsberg), legte starke Besatzung hinein, nahm mehrere Geisseln von den Ueberwundenen, und gieng dann zu neuen Unternehmungen nach Italien. Doch mochte er (im Jahre 776.) noch nicht über die Alpen seyn, als Wittekind wiederum losbrach, Ehresburg zerstörte, Sigisburg berennte, und was von Franken im Lande geblieben war, über die Klinge springen ließ. — Karl kam schnell zurück, schlug die Tollkühnen mit überlegener Macht, stellte Ehresburg wieder her und ließ nun, um wenigstens die Westphälinger besser im Zaume zu halten, ein Kastell an der Lippe erbauen. *)

Jetzt saß sein Schwerdt den Unglücklichen zu nahe auf dem Nacken! — Edle und Gemeine bequemten sich also haufenweise zur Unterwerfung; ja selbst Bruno, der Engern Herzog, bot die Hand zum Frieden. — Um das ganze Wesen auf sicheren Fuß zu setzen, berief nun der kluge König Franken und Sassen auf einen (im Jahre 777.) zu Paderborn gehaltenen Reichstag, begün-

*) Eginhard in seinen annal. ad an. 775. ist so ehrlich, diesen Unfall zu erzählen, obgleich alle andere fränkische Historiographen davon schweigen. Man findet seiner auch weder bei'm Kalvör, noch Letzner, noch Steffens erwähnt.

stigte (der vormaligen Römer Politik folgend,) die sich unterwerfenden Sächsischen Edelinge vorzüglich, gab Mehreren in seinem Heere Hauptmannschaften und gewann dadurch so viel, daß er im folgenden Jahre unbesorgt über das pyrenäische Gebirge nach Spanien ziehen konnte.

Bis dahin war nur eine Missionsanstalt zu Ehresburg, welches dem das Bekehrungswerk an der Weser leitenden H. Sturmen zum Hauptsitze angewiesen wurde, gewesen. Tiefer in Westphalen lehrten Bernhard und Lüdger mit ihren Jüngern. — Nach Wiedereroberung der Ehresburg, nach scheinbarer Beruhigung der nächsten Gauen rückte Karl mit seinen Anstalten weiter vor und erbauete zu Paderborn eine Kirche, zu deren Beschützung das Kastell an der Lippe diente. *)

Doch sollt's ihm noch nicht gelingen, den hartnäckigen Wittekind zu beschwichtigen; denn dieser war nicht auf dem Paderbornschen Reichstage erschienen, sondern zu seinem Schwager, dem Dänischen Könige Siegfried, entflohen. — Als nun das Gerücht erscholl, Karl sey auf dem Rückzuge aus Spanien von den Saracenen aufs Haupt geschlagen und vielleicht gar erschlagen (J. 778.), ward es Wittekind mit seinen Freunden leicht, die

*) Wahrscheinlich ward in diesem Jahre auch schon eine Kirche zu Osnabrück erbauet, aber gewiß das Bisthum noch nicht gestiftet.

Sassen zur Wiederherstellung der alten Ehre und Freiheit in die Waffen zu bringen. Thüringen, Hessen, Fulda, Franken, ja alle Länder am Rheine bis zur Moselmündung hinauf wurden jämmerlich verwüstet. Die Kirchen wurden zerstört, die christlichen Priester wurden verjagt oder gemordet, und der Schimpf ward auf alle Weise gerächt.

Karl ließ zuerst aus Oberdeutschland eine Bewegung gegen den wilden Feind machen. Es kam an der Eder in Hessen zum Treffen, und die Sassen wurden zurückgedrängt. Der König selbst war inzwischen über den Niederrhein gegangen. Er schlug die Westphälinger bei Buchholz, zwischen Memel und Korsfelde, verstärkte dann seine Posten an der Lippe und drang ins Osnabrückschе vor, wo sich ihm Alles unterwerfen mußte. (779.)

Um Wittekind auf der empfindlichsten Seite wehe zu thun, — um auch die Ostphälinger und Engern von den gefährlichen Verbindungen abzubringen, ging der König darauf über die Weser, verwüstete Wittekinds Erbgüter, zog bis zur Ocker, und schlug endlich sein Lager am Zusammenflusse der Ohre und Elbe, nachdem er über den erstern Fluß am Drömlinge bei Kalvörde (Karlsfürth) gesetzt war. (780.) — Hier unterwarf sich ein großer Theil der Ostphälinger und Nordalbinger, deren Hauptort damals Bardewick

gewesen seyn mag. Karls Entwürfe erweiterten sich nun mit seinen Siegen. Er zog an der Elbe hinauf, nahm Magdeburg in Besitz, zerstörte die dortige Abgötterei und errichtete statt derselben ein Oratorium zur Ausbreitung des Christenthums. Er mag um diese Zeit auch dem Dienste des Krodo auf der Harzburg ein Ende gemacht und Schulenrode am Burgberge angelegt haben, wenn anders die Sage von diesem Götzen und dem berüchtigten Venusbilde zu Magdeburg, nicht zu der Menge damals ersonnener Mährchen gehört. (781.)

Weil die Sassen sich seinen Anstalten an der Elbe nicht widersetzt hatten, so rechnete Karl auf sie als Reichsvölker mit Sicherheit. Um so weher mußte es ihm aber thun, als selbst die Gemeinen, bei dem unstreitig von Wittekind veranlaßten Einfalle der Slaven, sich mit dem Reichsfeinde einverstanden und dem fränkischen Heere eine schreckliche Niederlage im Süntelwalde (im Kalenbergschen, wo außer einer Menge Edler, auch vier Grafen auf dem Wahlplatze blieben,) beibrachten. Der König ward darüber so erbittert, daß er mit seiner ganzen Macht den Sassen ins Land gieng, den Heerbann auseinanderjagte und an viertausend fünfhundert Gemeine bei Verden an der Aller, zum schreckenden Beispiele, enthaupten ließ. (782.)

Ueber ein so grausames Verfahren geriethen die Sassen völlig in Wuth. Karls vormalige

Milde wurde vergessen, und es gelang nun Wittekind und Albin, den ganzen Heerbann in die Waffen zu bringen. Mit diesem giengen sie dem fränkischen Helden keck bei Detmold entgegen und lieferten ihm eins der blutigsten, jedoch nichts entscheidenden Treffen. — Karl zog, um neue Hülfsvölker zu erwarten, nach Paderborn, wo das Kastell an der Lippe die festeste Position gewährte. Wittekind aber gieng an die Hase, wo es bald nachher am Schlachtvörder Berge (im Osnabrückschen Amte Vörden,) zum neuen dreitägigen Gemetzel kam, in welchem endlich die Sassen das Feld räumen mußten.

Ihre Unterwerfung war dadurch keinesweges erzwungen, sondern der ganze Troß so sehr aufgerührt worden, daß Karl wider Willen mit Verwüsten fortfahren mußte. — Der Pabst hatte ihn schon mehrere Male erinnert, anstatt der Missionarien in den eroberten Ländern ordentliche Bischöfe anzustellen und das Religionswesen dadurch auf festern Fuß zu setzen. Jetzt schien dann, nach allgemeiner Niederlage der Sassen, den Sieger nichts mehr zu hindern, wenigstens in Westphalen die bisherige Verfassung aufzuheben, und in dem von seinen vormaligen Häuptern entblößten Lande Statthalter und Bischöfe einzuführen. Die wahre Stiftung des ersten Westphälischen Bischofthums fällt also wol ins Jahr 783. Dazu schien der Ort Osnabrück

vorzüglich geschickt. — Er liegt fast in der Mitte von Westphalen an einem nicht unbedeutenden Flusse und Vereinigungspunkte verschiedener großer Heerstraßen. Auch hatte er vermuthlich in ältern Zeiten zu den Religions- und Kriegsversammlungen dortiger Völker gedient. — Die Stiftungen zu Minden und Verden wurden bald darauf für die Anwohner des Weserufers eingerichtet.

Karl konnte indessen diese Anstalten nicht völlig zu Stande bringen, weil er im folgenden Jahre (784.) seinen Verwüstungskrieg fortsetzen mußte. Er zog durch Westphalen über die Weser, zerstörte Alles bis in die Gegend von Schaningen *) am Elme, setzte das Land bis zur Elbe in Schrecken, und gieng dann, nachdem er seinen Sohn mit einem starken Korps an der Lippe gelassen, hinter den Rhein zurück. Aber die Sassen überfielen den Prinzen bei Drente, und brachten ihm eine so derbe Schlappe bei, daß Karl zum Winterfeldzuge sich gezwungen sah. Er drang nun tief in Westphalen, streifte bis Reme und verlegte sein Hauptquartier nach Ehresburg, von wo aus er den ganzen Winter

*) Dies gründet sich auf den poeta Saxo, wo es heißt:
— — — — villas ibi plures
Tradiderit flammis, donec pervenit ad illum,
Qui veteri locus est *Schaningi* nomine dictus.

hindurch die Sassen beunruhigte und den gefährlichen Verbindungen auf ihren zu Markloh gehaltenen Zusammenkünften wehrte.

Im Frühlinge des folgenden Jahrs ward die ganze fränkischen Heersfolge zur endlichen Besiegung des erbitterten Sassenvolks nach Paderborn entboten, und Karl zog wieder mit einem gewaltigen Heere bis an die Elbe. Wittekind und Albin waren von neuen geflüchtet, der Heerbann getrauete sich nicht mehr im offenen Felde zu erscheinen, — der lange Krieg hatte Alles erschöpft. Wittekind selbst mochte jetzt einsehen, daß er ohne Frieden nie zum ruhigen Besitz seiner Erbgüter gelangen werde. Einige derselben lagen weit jenseit der Weser, die meisten aber in Engern (*pagus Angari*), wo damals schon Karls Schwerdt Edle und Gemeine in Furcht hielt. — Mit Hülfe seines Schwagers konnte Wittekind bis dahin nicht reichen, sogar der Vetter Albin schien zum Frieden geneigt, und es blieb also nichts übrig, als sich vor dem gewaltigen Sieger zu demüthigen.

Auf der andern Seite war Karln nicht minder mit einer Unterhandlung gedient. Denn so lange Wittekind mit zahlreichem Gefolge, das durch nordische Hülfe beständig verstärkt wurde, diesseit der Weser oder auch nur an der Elbe sein Wesen trieb, konnte auf ruhige Herrschaft über die ostsässischen Gemeinen nie gerechnet werden.

Wittekinds Aussöhnung verschaffte ihm dagegen den Vortheil: daß ein mächtiger Großer, der den bedeutendsten Einfluß auf die ganze Nation hatte und durch seinen kriegerischen Muth fürchterlich war, nunmehr das fränkische Interesse als sein eigenes betrachten, und die Gauen zur Vertheidigung der Gränze gegen den überelbischen Reichsfeind bereden konnte. Karl hatte also auf jeden Fall Ursache den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Er schickte also von Bardewik Gesandte zu dem Sächsischen Helden ab, die ihm freies Geleit und Geißeln zu seiner Sicherheit antragen mußten, wenn er selbst erscheinen und die angefangenen Unterhandlungen zum gewünschten Ziele bringen wollte. Wittekind und Albin folgten nun dem Könige nach Attigny, wo sie sich durch die Taufe mit Gott und ihm versöhnten.

Beide Heerführer bekamen unstreitig ihre Erbgüter zurück, aber ihre Feldherrnschaft hörte von selbst auf. Sie waren nun reiche Edle, ohne ein öffentliches Amt zu verwalten. Jenem Wittekind ein Herzogthum, in unserm Sinne des Worts, beizulegen, oder ihn gar zum Könige der Sassen zu machen, zeigt von gänzlicher Unkunde der altsächsischen Verfassung und Karls feiner Politik, die gewiß dem mächtigen, eben beruhigten Manne, nicht von neuen das Schwerdt gegen die fränkische Herrschaft in die Hand geben wollte.

Karl scheint ihn überhaupt nach seiner Aussöhnung in Ruhe gesetzt zu haben, denn die Geschichte verliert den sonst rührigen Helden ganz aus dem Gesicht. Was von der Fehde mit dem Schwäbischen Herzoge Gerold, und dem darin 807 erfolgten Tode Wittekinds erzählt wird, sieht einem Romane eben so ähnlich, als die fromme Legende von seiner Bekehrung. Die Sage hat ihn zwar zu Engern begraben, wie schon Karl der Vierte im Jahre 1377 sich erzählen ließ, allein die Inschrift auf seinem dortigen Monumente muß ein sehr ungeschickter, von wenigen Kenntnissen zeugender Griffel, verfertigt haben. (III.)

Wittekinds Aussöhnung ließ tiefe Stille auf die bisherigen Verwüstungen folgen, Karl betrachtete jetzt die Sassen als Reichsgenossen, da er mit ihnen und seinen Franken gemeinschaftlich gegen die Hunnen an der Donau zog. — Den neuen Unterthanen giengen aber eben dadurch die Augen auf, und sie merkten nun erst, welch ein Joch sie sich aufbürdeten, da sie dem neuen Herrscher bald nach Italien, bald nach Spanien folgen, mittlerweile Haus und Hof ihren Knechten übergeben, ja wol gar bei der Rückkehr ihr väterliches Erbe von Slaven und Wenden verwüstet, wieder finden sollten! Deswegen rührten sie zuerst die Niedersächsischen Gemeinen zwischen der Weser und Elbe, schlugen den Aufbot von Friesen und Sassen, die Karln an die Donau folgen

sollten, aus einander, und trieben gewaltigen Unfug gegen Kirchen und Priester. Weil sie gerade einen Zeitpunkt gewählt hatten, wo der König sich kaum der Hunnen erwehrte, wuchs ihr Haufen so mächtig, daß sie das schimpfliche Joch völlig abzuschütteln hofften.

Aber ihr Glück dauerte nicht lange; denn der König griff sie bald darauf mit zwei Heeren von zwei Seiten an. Es kam auf dem Sintfelde (im Paderbornschen) zum Treffen, und die Empörer mußten sich von neuen unterwerfen. Um Ernst zu zeigen, ward nun der dritte Mann ausgenommen und in die Fränkischen Provinzen versetzt, welches aber nur von den Gauen an der Weser, wo die Empörung ausbrach, zu verstehen ist *). — Wenigstens hat die in der That grausame Versetzung, durch Einhards Stillschweigen, einen starken Zweifel gegen sich. Daß aber die Völker zwischen der Weser und Elbe die unruhigsten gewesen sind, sieht man aus dem ganzen Gange des folgenden Krieges. (794—797.)

Karl rückte nämlich sofort bis Bardewik, wo er sich mit seinem Bundesgenossen, dem Obotriten-König Witzin, vereinigen wollte. Aber diesem hatten die Sassen an der Elbe den Paß verlegt, und ihn mit seinem ganzen Geleite erschlagen.

*) Nach Einhards annal. war der Friedensbruch in pago Rhiustri, juxta Wisarum — geschehen.

Dafür verwüstete Karl das Land aufs grimmigste und schonte nichts, weil hier doch an keine feste Eroberung zu denken war. Die Anführer der aufgestandenen Wehren, welche in seine Hände fielen, wurden niedergemacht, und der grausame Sieger gieng dann nach Aachen zurück. Er mußte jedoch im folgenden Jahre (797) schon wieder einen Zug an die Seeküste unternehmen, auch den Winter an der Weser zu Herstall bleiben, um jene Länder das ganze Ungemach des Krieges desto härter empfinden zu lassen.

Doch empörten sich im nächsten Jahre die Nord-Albinger, und schlugen die Fränkischen Beamten todt. Nun fiel ihnen die ganze Wuth des Krieges auf den Hals. Ueber 4000 Mann wurden niedergemacht und Karl ließ seinen ältesten Sohn in jenen Gegenden zurück, während er selbst mit dem geflüchteten Pabst Leo nach Rom zog, und dort den Römischen Kaisertitel annahm. Sein Reich schien dadurch gleichsam in das vormalige Römische Kaiserthum verwandelt und ihm die Rechte der Römischen Despoten übertragen worden zu seyn. Größere Ehrfurcht bewirkte der neue Titel unfehlbar. Aber den Sassen war es gleich, ob ihre alte Freiheit durch einen Fränkischen König, oder durch einen Römischen Kaiser zernichtet würde. — Sie thaten sich daher während Karls Abwesenheit mit den Dänen zusammen, schlugen die Fränkischen Besatzungen aus

Ostphalen, setzten hier die Sachen wieder auf den alten Fuß, und brachten den größten Theil der Nation wieder zum Aufstande.

Karl ließ zwei Heere, nämlich aus Oberdeutschland und vom Niederrheine her gegen sie anrücken. Es kam an der Elbe zur Schlacht, welche wiederum für die Sassen unglücklich ausfiel, indem mehr als 3000 Wehren auf dem Wahlplatze blieben, eine noch größere Anzahl aber in die Fränkischen Provinzen versetzt wurde.

Zwar war jetzt von denen, die den Anfang des schrecklichen Krieges erfuhren, etwa noch der zehnte Mann übrig; aber die Freiheitsliebe der Väter erbte auf die Söhne fort, und Karl mochte das Land noch so sehr verwüsten, noch so viele Geißeln erzwingen, und die Abgefallenen noch so hart züchtigen; so gewann er mit dem Allen doch ihr Herz nicht, durfte auch nie hoffen sie zu treuen Unterthanen zu bilden.

Dieser gewaltige Widerstand des nach so vielen Niederlagen unbezwungenen Volks, lehrte ihn endlich die Freiheit ehren und statt Unterjochung zu erzwingen, seine Absichten auf eine edlere Verbindung lenken, weil er sonst bei dem geringsten Umschlag des Glücks in Ungarn oder Italien stets einen sichern Feind an der Weser und Elbe zu fürchten hatte. Er schrieb also für die Sassen im Jahre 803 einen Reichstag zu Selz in Franken (nicht unfern Magdeburg) aus und

schlug ihnen vor: ob sie als Christen sich mit den Franken in ein gemeinschaftliches Reich einlassen, ihn so wie diese für ihr gemeinsames Oberhaupt anerkennen, seine Stellvertreter gebührend aufnehmen, Bischöfen und Grafen, als ihren Vorgesetzten Folge leisten, auch dasjenige entrichten wollten, was solchen Beamten bei den Franken gegeben würde? — In diesem Falle sollten sie von allem Tribute befreiet seyn, sollten nach dem Maasstabe ihres Vermögens mit den Franken einerlei Wehrung haben *), von ihres Gleichen nach eigenem Rechte gerichtet, und in allen Stücken als wirkliche Reichsgenossen behandelt werden. (IV.)

Es kam jetzt darauf an, Vortheile und Nachtheile eines solchen Friedens mit Bedacht gegen einander abzuwägen. Einem Freiheit liebenden Volke mußten die letzteren wohl zuerst in die Augen fallen. Da die Wahl des Herzogs im Nationalkriege nunmehr völlig aufhörte, da der Gottes-

---

*) Wo die Franken XII Sol. zahlten, sollten die edlen Sassen eben so viel, die Wehren 5, die Leute aber nur 4 Sol. zahlen. Diese Wehrung war aber nach dem Vermögenszustande beider Völker sehr billig angeschlagen. Nicht daß der edle Sasse nur dem gemeinen Franken gleich gesetzt worden wäre; denn unter den Franken war damals schon weit mehr Geld und Geldeswerth, als unter den Sassen.

friede dem Königsbanne Raum machte, und kein Priester im Namen Gottes, sondern ein gesalbter Erbkönig die Nation regierte; da dieser König, als geweihtes Oberhaupt unbedingten Gehorsam verlangen, da er Wehren in Leute nach Gefallen verwandeln und in seinen Kriegen das Volk, welches sich sonst nur zur Gottesfahne stellte, unter das Reichsbanner fodern konnte; so war freilich die alte Freiheit verloren. Wie aber sollte, ohne diese Bedingungen zu bewilligen, dem alles verherrenden Kriege ein Ende gemacht werden? Dem Adel war schon manche Lockspeise hingeworfen, und die gemeinen Wehren mochten hoffen, sie würden unter dem Schutze eines so mächtigen Oberhaupts doch gegen einzelne Bedrückungen des Adels sicherer seyn, als wenn sie nochmals alle Kräfte aufböten, um sich der Fränkischen Macht zu erwehren.

Freilich blieb die Furcht: der Heerbannsdienst in einem so weitläufigen Reiche, dem sie einverleibt werden sollten, würde ihr Vermögen völlig verschlingen. Dazu kam noch, daß der König Miene machte die Wahl ihrer Richter zu beschränken, und ihnen seine Leute als Vorgesetzte aufzudringen. Gegen Bedrückungen solcher Beamten konnte freilich kein allgemeiner Reichstag, der in einem so großen Reiche von selbst wegfiel, schützen! Wurden des Königs Leute schöppenbürtige Männer, so konnte das Richteramt fremden Gelehrten zu Theil werden, die von

dem Weißthume der Markgenossen nichts wußten, und sichs also wol gar beigehen ließen den Gesetzen — die in der Markgenossen Gedächtniß ruhten — eine geschriebene Weisheit unterzuschieben.

Am drückendsten blieben aber doch die Zehnten, wodurch die neue Priesterschaft ernährt werden sollte. Die Pflicht, von seinem echten Eigenthume Zins zu entrichten, konnte der freie Sasse wol nicht anders als ein knechtisches Joch betrachten, — denn was hatte der König für ein Recht, freien Reichsgenossen solch eine Bürde aufzulegen? Ihm fielen ja schon die zum Unterhalte von Wodans Priestern bestimmten Nationalgüter, z. B. Waldungen, Salzquellen, Jagdgerechtigkeiten u. s. f., zu; sollten diese nicht mehr in Gottesfrieden ruhen, sondern königliches Kammergut werden, so mochte auch der neue Herr selbst den Beutel öffnen, und daraus die im Lande herumziehenden Apostel besolden!

Daß die Sassen solche Einwendungen vorbrachten, sieht man deutlich aus den Vorkehrungen, welche Karl zu ihrer Beruhigung traf. Es war ihm zu sehr daran gelegen, die rohen Söhne der Freiheit zu treuen Unterthanen zu bilden. Sein erster Schritt scheint daher das Versprechen gewesen zu seyn: den ganzen Sächsischen Heerbann wolle er nur zur Vertheidigung der nächsten Reichsgränze gegen die überelbischen Völker brauchen; zum Kriege in den oberdeutschen Provinzen

bloß den dritten, und zu Spanischen oder Italienischen Zügen sogar nur den sechsten Mann aufbieten. In der That liegt bis auf den heutigen Tag der Reichsarmatur ungefähr ein solches Schema zum Grunde, welches zwar nicht rechtlich bestimmt, doch durch ein fortwährend verschiedenes Interesse Ober- und Niederdeutschlands, gleichsam sanctionirt worden ist.

Die wahrhaft musterhafte Verfassung, wodurch der große Karl jene Beschwerden zu mildern suchte, ist also um so viel bemerkenswerther, da durch sie der uralte National-Unterschied Ober- und Niederdeutscher Völkerschaften fast für alle folgende Zeiten festgestellt wurde.

Die Karolingische Verfassung hatte den einzigen sehr menschlichen Fehler: daß der Monarch zu viel auf seine eigene Schultern nahm, indem durch Aufhebung der Generalstatthalterschaften manche Sachen unmittelbar auf ihn zurückfielen, die nicht aufgeschoben werden durften, ohne das ganze Räderwerk sogleich ins Stocken zu bringen. Karl war freilich der Mann, welcher Geisteskraft und Thätigkeit genug besaß, um ein so schweres Ruder zu führen; aber keiner seiner Nachfolger glich ihm. Also lag auch der Zerrüttungskeim jener Verfassung in ihrem Wesen selbst.

Hauptabsicht derselben war die geistliche und weltliche Macht zu gegenseitigen Aufsehern zu bestellen, eine durch die andere in Schranken zu

halten, und beide unter ein Generaldepartement zu setzen, dessen Verwaltung nur solchen Männern übertragen wurde, deren Treue mit ihrem eigenen Interesse und dem Vortheile des Königs aufs genaueste zusammenhieng. Nie hat ein Gesetzgeber eine feinere und zugleich wohlthätigere Idee aufgefaßt. Was wir jetzt unter dem neuen Kaiserthume in Frankreich erblicken, ist nur kümmerliche Nachbildung jenes von Karl durchgeführten Gedankens.

Das Land der Sassen in gewisse Sprengel und Grafenbezirke, oder Heerbannskantons abzutheilen, war jetzt nöthig; aus Karls Verfügungen wird sichtbar, mit welcher Feinheit er dabei zu Werke gieng.

Er ließ nämlich die Sächsischen Gemeinen so viel möglich in ihrer alten Verbindung, und zog, ohne vom Kitzel der Neuerungssucht verblendet zu werden, deren immer so viele zu einem geistlichen Sprengel, als ungefähr zu einem Generalheerbannskanton gehörten. Solche Kantons oder Gauen hatten von Alters her gewisse gegenseitige Rechte, standen in geschlossener Markverbindung, kamen am Govding auf dem bestimmten Sammelplatze zusammen, entrichteten nach einem im Gedächtniß der Grauen ruhenden Kataster, gewisse Steuern oder Baten, und waren zur gemeinschaftlichen Erhaltung der Landwehr verpflichtet: kurz sie waren auf so mancherlei Art zusammenge-

spannt, daß ihre Banden ohne Zerrüttung des Ganzen sich kaum lösen ließen. Nicht ins Wilde hin griff darum Karl zu, da er jenseit der Weser Osnabrück, Paderborn und Minden; diesseit Halberstadt, Magdeburg, Bremen und Hamburg zu Hauptörtern der bischöflichen Sprengel erwählte.

Was wir von der damaligen Gauabtheilung unsers Vaterlandes wissen, ist etwa folgendes: Der Pagus Ostphalen begriff den Strich zwischen der Elbe und Weser, und war in mehrere kleinere Gaue abgetheilt. Der Leingau lag zwischen der Leine und Weser. Der Pagus Flotwigi umfaßte das jetzige Fürstenthum Zelle. Der Bardingau, worin Bardewik als Hauptort erscheint, das Fürstenthum Lüneburg; den Largau und Stürmigau aber bezeichnen die jetzigen Herzogthümer Bremen und Verden. Die Braunschweigischen Aemter, Voigteien und Grafschaften: Evesen, Salzthalen, Denkte, Biwende, Voigtsdahlum, Jerxheim, Schöningen, Warberg, Königslutter, Kampen, Bardorf, Fallersleben und Gifhorn, gehörten zum Darlingau. Dieser Gau hatte wahrscheinlich nach Westen die Ocker, nach Süden den Hartgau, nach Osten das Flüßchen Aue bei Schöningen, und nach Norden die Aller zur Gränze. Der Nordthüringau lag jenseit der Aue, und Ofleben gehörte gewiß zu demselben. Der Hartgau breitete sich vom rechten Ufer der Ocker, zwischen dem Harzwalde und dem Darlingau,

tief ins Halberstädtsche aus. Einen Theil des Blankenburgischen und das ganze Braunschweigische Amt Hessen, begriff der Hessingau. An der linken Seite der Ocker, zwischen ihr und der Innerste, lag der Pagus Vahlen, er umfaßte einen Theil des jetzigen Wolfenbüttelschen Residenz-Amts nebst einem Stücke des Hildesheimischen. Der Lisga, der Pagus Auga, der Gandersheimigau und Grenigau, wie auch der Ambergau, sind im jetzigen Braunschweigischen Harz- und Weserdistrikte zu suchen; doch ist es aus Mangel und Verworrenheit der Nachrichten kaum möglich, ihre Gränzen genau zu bestimmen. Diese Landesabtheilungen mußten natürlich verschwinden, so bald Herzöge und Grafen ihre Amtsbezirke sich erblich anzumaßen begannen; wie die Folgezeit lehren wird.

Die Eintheilung des Landes in Grafschaften hieng mit der Eintheilung desselben in bischöfliche Sprengel aufs genaueste zusammen. Die Sendgrafschaft oder das Generaldepartement umfaßte alle in der Provinz belegene Grafschaften und Bischofthümer. Nichts war übersehen. Der Bischof hatte seiner Geistlichen, der Graf seiner Landfolge, die kaiserliche Kammer ihrer Eingesessenen auf den Domanialbehörden zu warten; und der Sendgraf (missus) repräsentirte den Kaiser als Commissarius extraordinarius. Auch kann man wol mit Gewißheit annehmen, daß

die ursprüngliche Bestimmung der Pfalzgrafen keine andere war, als in der Sendgrafschaft das Amt eines Departementsministers zu verwalten, oder bei vermehrten Geschäften den Substituten des Sendgrafen zu machen.

Bischöfe, Grafen und Edele blieben demnach bei dieser Verfügung im ächten Sinne des Worts reichsunmittelbar, indem Karl ausdrücklich verordnete, daß ihre gegenseitigen Streitigkeiten nur von ihm selbst geschlichtet werden sollten *).

Deutlich wirds aber doch schon aus dem allgemeinen Geiste einer solchen Verfassung, daß darin weder von Grafschaften, noch Herzogthümern, als Territorialbezirken die Rede war; daß der Name Herzog und Graf darin nur ein Amt, und keine landesherrliche Gewalt andeutete; ja daß, wenn jene Aemter aus kaiserlicher Gnade auch zuweilen vom Vater auf den Sohn forterbten, sie doch von rechtswegen nichts weniger als erblich waren, weil dies weder im Geiste der altsächsischen freien Verfassung lag, noch Karls weiser Politik gemäß gewesen seyn würde.

Mit den Bischöfen konnte Karl allerdings am

---

*) Man sieht es aus den *Capit. ad. an.* 810. §. 2. ut episcopi, abbates et potentiores quique, si causam inter se habuerint, ac se pacificare noluerint ad nostram jubentur venire praesentiam etc. etc. —

höchsten heraus, weil es die Sassen schon gewohnt waren, ihren Priestern eine Art von übermenschlicher Gewalt einzuräumen. Also ward auch in der neuen Verfassung jedes heilige Gut, oder Kirchen-Orbar von der gemeinen Gerichtsbarkeit befreiet, und selbst des Sendgrafen Gewalt über den Bischof gieng nicht weiter, als daß er sich im Nothfalle seiner Person versichern konnte, Kaiser und Reich aber das Urtheil über sein Verbrechen anheim stellen mußte.

Dem Bischofe selbst ward, damit er seine heiligen Hände mit weltlichen Dingen nicht beschmutze, ein Voigt zugeordnet, welcher auf den Stiftsdomänen unterm Königsbanne zu Gericht saß, Steuern eintrieb, und die Rechte der Kirche wahrnahm. Ein solcher Voigt (advocatus) durfte nicht in der gemeinen Reihe stehen, sondern er mußte edel seyn, um die nöthige Ehre über die Kirchenleute zu haben und des Kaisers Schutz unmittelbar zu genießen. Gerade dieses Erfoderniß machte in der Folge die Kirchenvoigte oft zu wahren Despoten ihrer Bischöfe, und gab ihnen Macht genug bei der Besetzung des bischöflichen Stuhls die entscheidenste Stimme zu führen.

Mit der beliebten Versorgungsanstalt für die Bischöfe und Priester hielt es jedoch so hart, daß der Kaiser endlich im Namen Gottes mit Gewalt zufahren und das Zehntjoch der Nation über

den Hals werfen mußte *). Doch war er klug genug, Bischöfe und Prälaten ernstlich zu ermahnen: sie möchten in diesem Stücke mit dem hartnäckigen Volke Geduld haben und einen billigen Vergleich oder Zehntschilling, statt der Zehnten in natura, vorerst annehmen.

Die geistlichen Gerechtsame, die Verhältnisse zur weltlichen Obrigkeit und die Versorgungsanstalten waren also nothdürftig eingerichtet. — Die weltliche Gerichtsbarkeit und das Kriegswesen erfoderten aber des Gesetzgebers höchste Aufmerksamkeit nicht minder, wenn die Trümmern des Heerbanns gerettet und zu einem kraftvollen Ganzen verbunden werden sollten.

Provinzialgenerale oder Herzöge im Sassenlande anzustellen, lag keineswegs in Karls Plane; sondern er theilte die ganze Masse des Heerbanns in Grafschaften, Gauen oder Bezirke, nach Art unserer Kantons. Der Graf war nun Feldoberster der ihm untergebenen Wehren im Kriege, und kaiserlicher Landrichter im Frieden. Dabei wurden ihm aber, um Unterschleife und Placke-

*) Der Ton dieser Verordnung ist wirklich auffallend, und man sieht wie sehr Karl in der Klemme war; es heißt: de majoribus capit. placuit omnibus, de minoribus consenserunt omnes, und nun kommts: secundum Dei mandatum praecipimus ut omnes decimam partem etc.

reien mit Heerbannsdiensten zu verhindern, die Hände gar sehr gebunden. Die Bannbrüche für die kaiserliche Kammer durfte er keineswegs eintreiben, er konnte auch keinen freien Mann zu unstatthaften Kriegsdiensten zwingen, weil der vom Kaiser alljährlich gesandte Provinzial-General die Mannliste aller Grafschaften in der Provinz hielt. Damit ferner der Graf als Landrichter das Recht nicht kränkte, durfte er nur nach dem Weißthume der Schöppen seinen Spruch fällen.

Auf ihn folgten im Range die ehemaligen Markrichter oder Grauen, unter dem Namen von Edelvoigten. Diese saßen auf den alten adlichen Höfen in der Mark, sie hatten auf den Wroge Dingen über ihre Genossen Gebot und Verbot, und waren als Reichsbeamte dem kaiserlichen Kommissarius (Sendgrafen) Rede und Antwort schuldig, wobei sie nach Karls weiser Politik von der unmittelbaren Botmäßigkeit der Grafen eximirt blieben, damit nicht Furcht, oder gleiches Interesse mit den Grafen, sie zur Kränkung des gemeinen Rechts geneigt machen möchte.

Alles was irgend brauchbar schien, ward aus der alten Verfassung beibehalten und in eine Form gegossen, die zu Karls höheren Absichten paßte. Der Adel konnte sich bei der neuen Ordnung am wenigsten beschweren; denn auf Grafschaften und Edelvoigteien hatte er den ersten An-

spruch, und es blieb ihm überdem unbenommen, in des Kaisers Diensten zu glänzen, oder sein Erbgut durch Lehen zu vergrößern. War er aber zu stolz, um Dienste zu nehmen, so mochte er ruhig auf seinem Wehrgute sitzen, die Heerbannspflicht wie andere leisten, und sich gegen etwanige Bedrückungen der Grafen an den kaiserlichen Generalkommissarius halten.

Selbst die gemeinen Wehren hatte Karl keineswegs übersehen, und es war gewiß seine Absicht nicht, daß sie Grafen und Edelvoigten preisgegeben werden sollten. Deswegen ordnete er die scharfe Kontrolle über beide an, und ließ den alten Markgenossen ihr Hauptrecht, nämlich die freie Schöppenwahl, ungekränkt. Die Schöppen sollten zwar ordnungsmäßig auf des Grafen Gow- und Botdingen erscheinen; aber wegen Verletzung des Rechts richtete sie nur der kaiserliche Sendgraf, dessen Privatvortheil mit dem des Grafen nicht wohl zusammenlaufen konnte.

Schöppe konnte nur derjenige seyn, der in der Mark ein Wehr- und Echtgut besaß. Wie in der Folge die meisten Wehren sich in Leute verwandelten, oftmals ihr freies Allode, um der unsäglichen Plackereien mit Heerbannsdiensten los zu werden, Grafen und Prälaten übertrugen, und es als Lehen von ihnen wieder annahmen, ward freilich die Schöppenbürtigkeit immer seltener, mithin galt es als

hohe Ehre, ein schöppenbarer Mann zu seyn. Der Geist der Carolingischen Verfassung zielte dahin, daß die Schöppen ihrem Volke gebührenden Antheil an der gesetzgebenden Gewalt erhalten, daß sie Grafen und Edelvoigten als Volkstribunen zur Seite stehen sollten. Darum mußte von allen ihren Beschlüssen dem Kaiser selbst Bericht erstattet werden, und die Schöppen durften, damit alle Betrügereien vermieden würden, fodern: daß der Sendgraf sich sein Protokoll von ihnen fidimiren lasse.

Die Tendenz dieser einfachen Staatsverfassung stand mit dem Geiste der altsächsischen Gesetzgebung in der schönsten Harmonie. Der letztern lag nämlich die Eintheilung der Nation in Edle, Wehren und Leute zum Grunde; auch hob Karl diese uralte Nationalform keineswegs auf, als er die Sächsischen Gesetze sammeln und sie nach dem Vorbilde aller großen Männer, die Staatenstifter geworden sind, schriftlich verfassen ließ. Gewöhnt von Jugend auf zu sehen, wie die Landeshoheit unserer Regenten alles über einen Kamm scheert, belächeln wir vielleicht jenes seltsame Princip der Gesetzgebung, nach welchem der Edelmann kein Gesetz für den Bürger, und keiner von beiden ein Gesetz für den Bauer machen sollte. Unsere Vorfahren dachten aber über diesen Punkt anders, indem sie stets von dem Grundsatze ausgiengen: daß ein Jeder nur von

seines Gleichen gerichtet und geschätzt werden müßte; sie kannten eine andere Freiheit als die unsrige! Wir sollten daher ihren einfachen Glauben nicht bespötteln, sondern ihn vielmehr ehren.

Das Princip ihrer Gesetzgebung war die Ehre, und ihre Philosophie trieb sich einzig im Kreise des Schadenersatzes und seiner genauen Ausmittelung für jeden vorkommenden Fall umher. Nur wo Niederträchtigkeit, Felonie und Bubenstücke zum Grunde lagen, räumten sie dem Gesetzgeber das Recht der Todesstrafe ein. Alles andere konnte durch Schadenersatz und rechtliche Brüche abgebüßt werden.

Darum sprechen die beiden ersten §. des uralten Sächsischen Gesetzes nur von Wunden und Todschlag, wofür sie nach Verhältniß der drei Stände, Adel, Wehren und Leute, das Wehrgeld bestimmen. Im 9ten § des 2ten Kapitels wird indessen für Todschlag auf dem Kirchwege, besonders an hohen Festtagen wo der Gottes-Frieden schützt, die Todesstrafe bestimmt; hier sieht man also bereits das Eingreifen des Christenthums in die politische Gesetzgebung. Das dritte Kapitel handelt von Majestätsverbrechen. Aber hier tritt zugleich der alte Nationalgeist wieder hervor, indem für Verletzung des heiligen Hausrechts mit eben der Strenge die Todesstrafe bestimmt, ja ausdrücklich festgesetzt wird, daß solch einem Bösewicht nicht einmal ein geweihter

Ort Schutz gewähren soll. Diebstahl, als ein niederträchtiges Verbrechen, wird mit dem Tode bestraft, zum wenigsten doch mit neunfachem Ersatz des Gestohlenen verpönt. Alles übrige betrifft Heirathen, Erbschaften, Hochzeitsgut, Weiberraub, zufällige Beschädigungen des Lebens und Eigenthums, Verantwortlichkeit des Herrn für den von seinem Knechte angerichteten Schaden und Werthbestimmungen der Dinge gegen die üblichen Münzen, welche damals bei den Sassen nur noch idealisch waren. (V.)

Die Mangelhaftigkeit dieser einfachen Gesetze mochte nicht eher fühlbar werden, als bis die einfachen Verhältnisse der Markgenossen durch vermehrten Geldreichthum und durch Austausch mit fremden Ideen eine komplicirtere Form erhielten. Bis dahin konnte jeder Richter und Schöppe nicht irren, wenn er seinen schlichten Spruch nach dem Ausspruche des altsächsischen Rechts fällte *).

Die ursprüngliche Tendenz aller dieser gesetzlichen Aussprüche, war aber nur auf Landeigenthümer berechnet und arm war bei den Sassen Jeder, der kein Landeigenthum, keine stimmbare Gründe als Aktivbürger, oder, um in der Sprache jener Zeiten zu reden, kein Echt-

*) Man muß diese Gesetze bei'm *Leibnitz* Sr. B. Tom. I. p. 77. sq. sq., selbst nachlesen, um das Gesagte ganz zu verstehen.

wort besaß. Arme, Knechte und Fremde, die nicht in der Mark ansässig waren, standen zwar unter dem Schutze der christlichen Liebe und Gastfreundschaft; aber sie hatten im eigentlichen Sinne gar kein Recht, d. h. nur ihnen wurden ohne ihre Einwilligung Gesetze gegeben, und sie mußten sichs gefallen lassen, wie man mit ihnen umgieng. Der Fremde ohne Schutz, und hätte er eine Tonne Goldes an baarem Gelde besessen, war Richtern und Schöppen nur ein Wildfang.

Aus allem erhellet also, daß Handel, Gewerbe und Städte mit Municipalitätsgerechtigkeiten, in diese Verfassung gar nicht paßten. Man begreift leicht, wie gegen dergleichen Dinge mit hartnäckiger Erbitterung der Nationalgeist sich stemmen mochte, weil das alte Recht nothwendig über den Haufen fiel, sobald Geldreichthum das Landeigenthum überwog.

Die Gerechtigkeitspflege ward durch den Reichsverein der Sassen mit der großen Fränkischen Monarchie allerdings komplicirter als sie vormals bei der einfachen Markverfassung gewesen war. Die ordentlichen Gerichte hießen Gowdinge, und in so fern dabei nur über Rechte und Pflichten stimmfähiger Landeigenthümer gesprochen werden sollte, nannte man sie auch Echtedinge. Außerordentlich angesetzte Gerichtstage bezeichnete die Sprache jener Zeiten mit dem Ausdrucke Botdinge (gebotene Ge-

richte), und das höchste Landgericht hieß Obersale, späterhin vielleicht Fehmgericht. Alle diese Gerichte wurden unter freiem Himmel, auf der Malstätte *), unter schattigen Eichen, meistens in der Nähe geweihter Orte, als Kirchen, Altäre u. s. f., oder vielleicht selbst auf solchen Plätzen gehegt, die durch ehrwürdige Erinnerungen aus den Zeiten der freien Väter, den Enkeln theuer waren.

Da sprach zunächst in der Mark, welche um den adlichen Hof her lag, auf seinen Wrogetagen der Edelvoigt mit Zuziehung der Schöppen in geringern Sachen, die weder Eigenthum noch Freiheit betrafen. Er setzte die Bruchfälle an, und hatte nach altem Markrechte auch Befugniß, sie mit Hülfe der Schöppen einzutreiben. Die Spuren und Ueberbleibsel dieser Gerichte haben sich noch in unsern Aemtern erhalten, obgleich durch spätere landesherrliche Verfügung die Gewalt des Justizbeamten auf dem Lande viel größern Umfang erhalten hat.

Der Graf, als höherer Richter, hielt jährlich seine drei offenen Gowdinge, und außerdem in Nothfällen mehrere Botdinge. Auf den ersteren wiesen ihm alle versammelte Schöppen das Recht, und er that auf der Stelle, wenn die Sache klar war, einen richterlichen Ausspruch,

*) *Mallus*, Mal, statt Gerichtsort.

der sich selbst über Wunden und Todschlag erstreckte. Auf den Botdingen wurden Sachen, welche keinen Aufschub litten, verhandelt. Doch konnte der Graf in keinem Falle über Leben, Freiheit und Eigenthum des freien Wehr, ohne Zustimmung der Schöppen erkennen.

Der Sendgraf endlich hielt jährlich sein Oberlandgericht, welches in die Stelle der vormaligen Nationalversammlungen getreten war, wodurch das Gleichgewicht zwischen Bischöfen und Grafen, ja überhaupt jeder in seinen rechtmäßigen Schranken erhalten werden sollte. Hier kam alles zur Sprache was zur allgemeinen Landesangelegenheit gehörte. Der Zustand der Religion und Kirche, das Betragen der kaiserlichen Beamten, und die Beschwerden des Volks wurden untersucht. Jeder konnte seine Klage vorbringen, und Appellationen vor des Grafen Gow- oder Botding einreichen. Anbei wurden neue Landesordnungen mit Zuziehung der Schöppen in Vorschlag gebracht, über die Vertheidigung Verfügungen getroffen, und die schon genehmigten Landesordnungen publicirt. Wahrscheinlich schrieb man auch hier die junge waffenfähige Mannschaft in die Mannliste, und substituirte diese Ceremonie dem ehemaligen festlichen Gebrauche des Wehrhaftmachens auf den Markgilden.

Dem kaiserlichen Sendgrafen mochte überdem noch die geheime Gewalt übertragen seyn: gegen

hartnäckige Verbrecher, welche weder vor des Grafen Gow- und Vot-Dingen, noch vor dem öffentlichen Landgerichte auf ergangene Ladung erschienen, mit schneller Faust zuzufahren und ihnen den Kriminalproceß zu machen.

Diese geheime Gerichtsbarkeit der Sendgrafen ist wahrscheinlich als erste Anlage der, in der Folge durch Ausartung so furchtbar gewordenen und über ganz Deutschland von Westphalen aus verbreiteten Fehmgerichte, anzusehen. Die Abstammung des Wortes Fehm ist arabisch, und bedeutet ein richterliches Erkenntniß. Fehmen oder verfehmen heißt aber auch so viel als verrufen, und den Verurtheilten als einen Unhold bezeichnen, über den der Stab schon so gut als gebrochen ist.

Beides paßt auf den Geist der uralten Fehm, oder geheimen Gerichte des kaiserlichen Sendgrafen. Denn, da der Verbrecher auf ergangene Ladung vor seinem ordentlichen Richter nicht erschienen war, wurde er nach geltenden altsässischen Rechtsbegriffen, als gemeiner Feind recht- und friedlos. Er gehörte mithin vor ein außerordentliches Gericht, war vogelfrei und durfte sich auf die bürgerliche Wohlthat: durch Schadenersatz loszukommen, keine Rechnung mehr machen. Wo man seiner habhaft werden konnte, wurde ihm vielmehr der Proceß mit schneller Faust gemacht, und der Freigraf ließ ihn, wenn er sich

nicht auf der Stelle vollständig zu rechtfertigen vermochte, durch die Freischoppen abthun. Die furchtbar anwachsende Gewalt und Ausartung dieser geheimen Gerichte, war eine natürliche Folge der Barbarei folgender Zeiten, die dem Geiste der Karolingischen Verfassung nicht angerechnet werden dürfen. Der Sendgraf hatte eine öffentliche und eine geheime Acht. Darin waren ihm auch die Freigrafen, welche ihre Autorität vom Kaiser selbst erhalten zu haben behaupteten, gleich, obwohl sie nachmals ihre Gewalt widerrechtlich über die Gebühr ausdehnten. *)

Neben der von Karl eingeleiteten Civil-Gerichtsbarkeit, stand das geistliche Hirtenamt der Bischöfe, als ein in die große Maschine wesentlich mit eingreifender Hebel. Der Bischof mußte, wie der Sendgraf, jährlich seinen Sprengel bereisen und von den Fortschritten des Christenthums Bericht erstatten. Zu Kameral-Geschäften war dem Sendgrafen ein Gehülfe, der Pfalz-

*) Der Ursprung der Fehmgerichte, liegt zwar in mancher Hinsicht noch sehr im Dunkeln, doch glaube ich, daß Möser: Patriot. Phant. Thl. IV. S. 193, — und Lodmann in seiner *diss. de orig. judic. vemicorum*, die wahrscheinliche Meinung, daß nämlich die Fehmgerichte eine Fortsetzung der geheimen Untersuchungen der Sendgrafen waren, hinlänglich ins Licht gestellt haben.

graf beigeordnet, welcher die Aufsicht über die kaiserlichen Kammergüter führte, das Magazinwesen in Ordnung erhielt, die Gefälle eintrieb, die Regalien kontrollirte und der Vervollkommnung des Landbaues seine Aufmerksamkeit widmete. Alle Berichte dieser verschiedenen weltlichen und geistlichen Beamten giengen durch die Hände des Sendgrafen unmittelbar an den Kaiser, welcher stets das Haupttriebrad in der großen Maschine blieb. Man begreift wol, welche ungeheure Last auf den Schultern des wahrhaft großen und unermüdet thätigen Mannes lag!

Daß Karl die Last fühlte, sieht man aus seiner, bald nach erfochtenem Siege über die Hunnen im Jahre 805 getroffenen Verfügung: das Reich unter seine drei Söhne zu theilen. Ausdrücklich war dabei bestimmt, daß die drei Reiche völlig unabhängig von einander bleiben, auch um Streitigkeiten zu vermeiden, der Beherrscher des einen, im Gebiete des andern weder Lehn besitzen, noch überhaupt unbewegliche Güter an sich bringen sollte. Die dennoch möglichen Zwistigkeiten ahnend, ermahnte Karl seine Söhne zur brüderlichen Eintracht. Allein er selbst sollte noch der Unruhen gar viele zu beseitigen haben.

Schon im nächsten Jahre mußte sein Sohn Karl, mit dem Ostphälischen Heerbann den Soraben entgegen gehen. Der Prinz setzte bei Weissenfels über die Saale, schlug im ent-

scheidenden Treffen die Feinde, und legte, obwol die Sorabischen Fürsten sich demüthigten und Geisseln stellten, an der Elbe bei Magdeburg und an der Saale bei Halle Schanzen an, um die Wankelmüthigen von künftigen Einbrüchen in Thüringen und Sachsen abzuhalten.

Unterdessen trat der Normännische König Gottfried gegen den Fränkischen Monarchen auf, und verkündete prahlerisch: nächstens werde er mit seinen tapferen Gesellen zu Achen erscheinen und den Franken König davon jagen. Es vereitelte zwar der jüngere Karl des Prahlers Drohungen, durch ein auf der Ostsächsischen Gränze zusammengezogenes Heer; aber Gottfried fiel doch ins Land der Obotriten, welche Fränkische Bundesgenossen waren. Er machte sich das Volk zinsbar, verjagte seine Fürsten und wiegelte, nachdem er selbst das Land genugsam verwüstet hatte, die Wenden, der Obotriten alte Feinde, auf, daß sie den Greuel der Verwüstung vollendeten.

Da kam endlich der Sächsische Heerbann in Bewegung, und der prahlerische Normann hielt es nicht für gerathen Stand zu halten. Er eilte, nachdem er den Obotritischen Hauptort Norich verwüstet hatte, in seine Staaten zurück, und ließ am nördlichen Ufer der Eyder, von der Ostsee bis zum Nordmeere, einen starken Gränzwall mit einem einzigen Ausgange anlegen, um

sich desto leichter der Sächsischen Rache erwehren zu können.

Im nächsten Jahre plünderten seine Banden die Friesische Küste, und erpreßten einen Tribut von 100 Pfund Silber. Der erzürnte Karl zog aus die Räuber zu züchtigen, erfuhr aber schon zu Verden, daß die Normännische Flotte abgesegelt und Gottfried von einem seiner Bedienten ermordet sey.

Die fortwährenden Einbrüche der Normannen erhielten nun auf die Verfassung unsers Vaterlandes wesentlichen Einfluß. Karl hatte nämlich bisher in Sachsen keinen Herzog oder Generalstatthalter angestellt, sondern im Nothfalle einen seiner Söhne als General des Sächsischen Heerbanns geschickt. Er mußte aber jetzt von seiner Politik abgehen, und einen Sächsischen Grafen zum Heerbannsgeneral in West- und Ostphalen ernennen. Er suchte sich indessen so gut als möglich zu sichern, indem er das wichtige Amt dem Sächsischen Grafen Eckbert, dessen Stammgüter in Drevenich Gau (pago Dreini) an der Lippe, und im Nithega Gau an der Weser lagen *) übergab.

Schon dieser Umstand bürgte einigermaßen

*) Man sehe *Uffing.* bei'm *Leibnitz Sr. Br.* Tom. I. p. 172. sec.

für Eckberts Treue, doch wußte der kluge Karl dieselbe noch besser zu fesseln, indem er dem mächtigen Grafen eine Fränkische Dame Namens Ida zur Gattin gab, deren reiche Besitzungen jenseit des Rheins fast im Mittelpunkte der Fränkischen Monarchie lagen. Im Kanzleistyle jener Zeiten, wird diesem Eckbert nur der Titel eines Grafen beigelegt, obwol er das Herzogliche Amt verwaltete *). Berühmter als durch eigene Großthaten, ist er durch die vorgeblichen Wunder seiner bigotten Gemahlin Ida geworden. Hat er aber wirklich die aus ihrem Vaterlande weggeführten Sassen, durch seine Fürsprache wieder in die väterliche Heimath gebracht, und Essesfelt am Störflusse nicht nur erobert, sondern es auch gegen die Normänner befestigen lassen; — so steht er auf dem Schauplatze der vaterländischen Geschichte allerdings nicht ohne patriotisches Verdienst. Doch ist wol sicherer sein langes Feldherrnamt, dessen er wegen fortwährender Normännischer Einbrüche nicht wieder entlassen werden konnte, die Veranlassung geworden seiner Familie große Besitzungen im Sassenlande zu verschaffen,

*) *Leibnitz. Introd. in Scrip. rer. Bruns:* Tom. I. sagt von ihm: Echertus qui etsi stylo curiae *comes* tantum, Ducis tamen potestate saxoniam rexit.

und sie immer mehr über die Linie der ursprünglichen Gleichheit freier Landeigenthümer zu erheben.

Karl selbst erkannte zur Genüge, daß sein ungeheures Reich an innerer Kraft noch schwach sey, daß die rohen Sassen insbesondere durch wissenschaftliche Kultur, durch Beförderung des Landbaues, durch Einführung der Künste des gesitteten Lebens, — aus dem Zustande der Barbarei gehoben und den übrigen Reichsgenossen mehr gleich gestellt werden müßten.

Vor allen Dingen suchte er also den Adel durch reichliche Geschenke, Ehrenstellen und Begünstigungen dahin zu stimmen, daß er die Hand zur Einführung des wirklich harten Sächsischen Kapitulars bot. Dann wurden diesseit des Rheins mehrere Pfalzen oder Reichspaläste angelegt und die königlichen Kammergüter vorzüglich auf eine Art bewirthschaftet, welche nothwendig das im Ackerbau und Landwirthschaft bis dahin unerfahrene Volk zur Nacheiferung reizen mußte.

Der Monarch bewohnte selbst abwechselnd jene Pfalzen. Die auf den Kammergütern (villis regiis) gewonnenen Produkte mußten ans Hoflager geliefert werden. Also zehrten König und Dienerschaft bei mannichfaltigen Zügen von einem

Ende des Reichs zum andern, auf eigene Kosten, ohne der Nation beschwerlich zu fallen.

Bis dahin waren im Lande der Sassen sowol der Arbeit Werth, als des Landbaues rohe Produkte in unglaublich geringem Verhältnisse zum baaren Gelde geblieben. Man hatte für einen Fränkischen Schilling, — deren 22 auf ein Pfund Silber gerechnet wurden, — 60 Scheffel Hafer, oder 30 Scheffel Rocken kaufen können; — und ein junger 16 Monate alter Stier war für 3 Tremissen feil gewesen.

Bald nahm jetzt die Sache eine andere Gestalt an. Man lernte den Werth der Erzeugnisse des Landbaues und der Viehzucht besser kennen, die Fränkischen Münzen kamen mehr in Umlauf, das Landeigenthum stieg im Preise, der Waarenaustausch ward lebhafter, des Kaisers und der Großen Muster leuchtete vor. — Die Bahn zum höhern Wohlstande, zur Industrie, zum Kunstfleiße, — und durch diese Hebel des Handels zum Handel selbst, war gebrochen.

Man kann dabei nicht in Abrede stellen, daß die Hierarchie in so mancher Hinsicht eine Pest des Menschengeschlechts und ein eiserner Kappzaum der höheren Geistesbildung, — dennoch ein vortrefflicher Hebel des wachsenden Kunstfleißes und der Vervollkommnung des Ackerbaues unter unseren rohen Vorfahren wurde.

Aus den Freunden oder Helfershelfern des

albernen Bonifacius war der Stamm Deutscher Mönche gebildet worden. Diese Menschen kamen fast sämtlich aus England, — d. h. aus einem Lande, wo damals Ackerbau und Künste am meisten blüheten, und mit ihnen wurden auch die ersten Klöster unserer Gegenden, als Lüdgeri bei Helmstädt, Corvey, — und früher schon Fulda, Hersfeld und Fritzlar bevölkert.

Im Sassenlande gab es damals noch wenige Kirchen. Die Apostel des Evangeliums mußten weit und breit im Lande umherziehen, um Proselyten zu machen. — Auf diesen Reisen konnten sie gar leicht ihre bessern Einsichten in Ansehung des Landbaues und der Künste des gesitteten Lebens verbreiten. — Bedenkt man dabei, daß der geringste Geistliche bis zum Bischofe hinauf, seines eigenen Unterhalts wegen, weil er von liegenden Gründen und Zehnten leben sollte, bei der Zunahme des Ackerbaues interessirt war, so wird man sich gar nicht wundern, daß diese Leute alle Kräfte und Mittel anwandten, das wüste Land selbst urbar zu machen, oder ihren Zöglingen dazu Anleitung zu geben.

Länderei hatte damals fast gar keinen Werth, um so eher konnte der Adel und selbst der gemeine reiche Landeigenthümer mit großen Landstrecken verschwenderisch freigebig gegen Prälaten und Klöster seyn. Der Mönche Fleiß mußte jenen Wüsteneien erst Werth geben, und dazu waren die

frommen Schwärmer auch schon durch die Regel des heil. Benedikts verpflichtet. Wo Klosterbrüder sich solchergestalt ansiedelten, da waren Mühlen, Schmieden, Back-öfen, Wirthschaftsgebäude und Hütten zum Obdach der leibeigenen Knechte erfoderlich. Ueberdem zog der Aberglaube gern in die Nähe geweihter Gotteshäuser, wo der Gottesfriede den Wehrlosesten schützte. — — So wurden dann die Klöster, wie des Königs Kammerhöfe und des Adels Burgen, gar bald schützende Bäume, um welche her Dörfer und Flecken aufsproßten.

Der mit der Zeit klüger werdende Adel und freie Landeseigenthümer folgte einigermaßen dem Beispiele der Glatzköpfe. — Mehr Land ward also urbar gemacht, und die wilden Wüsteneien verschwanden immer mehr. — Aber ein uraltes, tief dem Gemüthe des Volks eingebranntes Vorurtheil stand dennoch dem Emporkommen der Industrie und des Ackerbaues auf der andern Seite felsenfest entgegen. Durch Handarbeit und Bestellung des Feldes wähnte der freie, nur zum Kriege bestimmte Sasse sich beschimpft. — Darum überließ er die knechtische Arbeit nur den Knechten, die auf seinem Hofe gefestet waren.

Wie ganz anders müßte sonst Karls Vorbild gewirkt haben! — Er ließ sich sogar am Schlusse jedes Jahrs das Register über die Produkte, welche der Garten- und Ackerbau, die Viehzucht, Fi-

scherei, Jagd u. s. f. auf seinen Kammergütern lieferten, ablegen. Sein höchstes Augenmerk war dies, und man ersieht aus dem *capitulare de villis*, wie er es den Aufsehern seiner Güter ausdrücklich einschärfte, allerhand gute Künstler als: Schmiede, Schuhmacher, Drechsler, Bierbrauer, Seifensieder, Bäcker, Birnmostbrauer, Netzmacher, Falkner u. s. f. im Dienst zu halten. — Man erstaunt bei der Aufzählung von Gewächsen und Bäumen, welche damals schon auf seinen Gütern gehegt, und wodurch manche Gewächsarten fremder Gegenden auch in unserm Vaterlande einheimisch gemacht worden sind. — Feinere Künste, z. B. Metallarbeiten, Malerei und Bildhauerkunst wurden in den Klöstern getrieben, weil man da verschiedener Kirchengeräthe, als: Schalen, Leuchter, Glocken, Altarbilder und Schnitzwerk zur Verzierung bedurfte.

Erweiterung des Handels war von dem Allen die natürlichste Folge. Denn die Bevölkerung nahm zu, die Bedürfnisse der Nation vermehrten sich, und Karl wandte Alles an, um den Handel emporzubringen. In Beziehung auf unsere Gegenden bestimmte er im Jahre 805. Bardewick, Zelle und Magdeburg zu Handelsplätzen oder Stapelörtern für den Umtausch der Waaren, und machte den Sendgrafen eine Specialaufsicht über dieselben zur Pflicht. Alle ungerechten Zölle, wobei den Kaufleuten nicht wirklich Hülfe geleistet

wurde, hob er auf. Lebensmittel, die nicht zum Verkauf bestimmt waren, sondern nach Hofe und zum Heere gebracht wurden, zahlten keinen Zoll. — Um Betrug mit schlechten Waaren zu verhindern, war geboten: daß, außer Lebensmittel und Futter für Reisende, nichts bei Nacht verkauft, sondern alle Handelsgeschäfte bei Tage und vor Zeugen abgethan werden sollten. — Einschränkender Handelsgesetze gab es wenige, als z. B. daß keine Leibeigene über die Gränze verkauft, auch fremden Nationen, bei Strafe der Konfiskation, keine Waffen und Kriegsgeräthschaften überlassen werden durften. *) Den politischen Grund dieser Verordnung erräth man eben so leicht, als die Ursache der Wahl wohlgelegener und zugleich befestigter Gränzörter zu Handelsplätzen.

Unsere Gegend hatte in jenen Zeiten noch keine Bergwerke, obgleich der Bergbau schon in Böhmen und auf dem Fichtelberge getrieben wurde. Vielleicht war nur die rohere Bearbeitung des Eisens und Kupfers damals unter den Sassen bekannt. Der große Werth und die Seltenheit klingender Münzen wird dadurch begreiflich. Wer rohes Gold oder Silber hatte, konnte es nur bei den auf königlichen Höfen angestellten Münz-

*) *Capitul. de villis* cap. 45. cap. 60.

meistern vermünzen lassen, und zahlte dafür von 22 Solidis Einen Solidus Schlagschatz. Das Verhältniß des Goldes zum Silber verhielt sich wie 12 zu 1. — Ein Pfund Silber hielt 22 Solid., und der Solid. 12 Denarien. — Auf ein Pfund Silber von 12 Unzen wurden 70 goldene Solid. und auf einen Solid. 40 Denarien (bei den Franken) gerechnet. — Sachsen hatte, wie schon gesagt, nur noch idealische Münzen. Als in der Folge mehr baares Geld in Umlauf kam, wurden vornämlich an Orten, wo Jahrmärkte gehalten werden sollten, Münzstätten angelegt, damit es dort nicht an Scheidemünze fehle. — Wie einseitig und mangelhaft jedoch die Kenntnisse dieses Hauptzweiges der Staatswirthschaft gewesen sey, erhellet aus der seltsamen Verordnung der Kirchenversammlung zu Frankfurt (J. 794.). — Nicht nur sollte der Solidus überall einerlei Werth haben, sondern auch das Brod zu allen Zeiten, — die Ernte möchte schlecht oder gut seyn, — einerlei Preis halten, und 24 Pfunde Brod nie mehr als Einen Denar kosten!!

Vergleicht man die Verfügungen für den Wohlstand und die Kultur des Landes mit den Anstalten für Menschenbildung durch Klosterschulen, Domstifter und bischöfliche Aufsicht: so wird die Achtung für den Mann, dessen großer Geist in einem rohen Zeitalter alle Zweige der Kultur um-

faßte, unerschütterlich begründet. Was hätte unser Vaterland werden können, wenn Karls Nachfolger in seinem Geiste fortgearbeitet, wenn die beständigen Kriege, besonders die Einfälle der Normänner und Ungern, wenn ganz vorzüglich der Aberglaube und die Barbarei des Zeitalters die Fortschritte der Kultur nicht gehemmt hätten!

Von dieser Barbarei wollen wir, um das Gemälde durch seinen grellen Schatten der Wahrheit gemäß zu vollenden, die auffallendsten Thatsachen zur Beherzigung vorlegen. — Unstreitig erkennt man die herrschenden Laster eines Zeitalters am sichersten aus der Tendenz, welche die Gesetze haben! Also werden auch Karls Gesetze gegen Unordnungen der Laien und Geistlichen ein untrüglicher Maasstab der Moralität seines Zeitalters und insbesondere unserer Vorfahren seyn! Raub, Mord und Plünderung waren durch den 30jährigen Krieg zur Tagesordnung geworden, da selbst die königlichen Kammergüter davor nicht sicher blieben, so mußte Karl verordnen: daß auf denselben beständig Feuer und Wächter gehalten werden sollten. *) Unter seinen Nachfolgern wurden sogar die Sendgrafen ausdrücklich angewiesen, Aufsuchung und Bestrafung der Mordbrenner, Räuber, Mörder und Mädchendiebe sich an-

*) *Capit. de vill.* cap. 27. c. 33.

gelegen seyn zu lassen. *) Raufereien und Todschlag bei Gastgeboten hatte Karl mehrere Male ernstlich untersagt. — — Es mußte wiederholt eingeschärft werden, daß keine besoffene Zeugen vor Gericht auftreten; zum mindesten doch Grafen und Edelvoigte die Gerichtstage nüchtern halten sollten. **) Ja man fand nöthig zu verbieten, daß Keiner den Andern mit Gewalt zum Saufen zwinge! — Diese Verordnung ward aber eben so wenig als jene gehalten: daß innerhalb seines Vaterlandes Niemand bewaffnet seyn solle. Denn Saufen und Schlagen gehörten zu den Lieblingsneigungen des rohen Volks.

Leider! erscheinen auch die Apostel des Christenthums unter den Sassen als schlechte Wächter der Moralität. Denn der Kaiser fand es, 'nach den Berichten der Sendgrafen, höchst nothwendig, den Lehrern des Evangeliums einzuschärfen: daß sie sich nicht ferner der Hurerei, der Trunkenheit, den heillosen Raufereien, der Spielsucht u. s. f. schuldig machen möchten! ***) Den geistlichen Schwestern ward wiederholt verboten, außerhalb ihrer Klöster herumzustreifen, Manns-

*) *Convent. apud Marh. I.* c. 6. und *Capit. Carol. Calvi* Fol. XIV.

**) *Capit. ad an.* 802. cap. 32. und *Cap. ad an.* 803. cap. 13 et 16.

***) *Capit. ad an.* 802. cap. 17.

personen freien Zutritt zu gestatten, in Gesellschaft mit ihnen zu saufen und sich als feile, lüderliche Dirnen aufzuführen! *) — — Reicheren Prälaten untersagte Karl, Banden von Possenreißern, große Kuppeljagdhunde, Falken und dergleichen zu halten. — Ludwig der Fromme schärfte im heiligen Eifer zwar diese wohlthätigen Verordnungen; aber man hörte doch noch auf der Kirchenversammlung zu Aachen 836. laute Klagen darüber, daß an vielen Orten die Nonnenklöster Hurenhäusern ähnlicher, als frommen Stiftungen wären! **)

In der That hatte also die christliche Menschenliebe jene alte Sassenreligion, welche durch Ehre, durch Schande und rohen Aberglauben wirkte, nicht zum besten ersetzt. Vielmehr war der Charakter des Volks durch nähere Verbindung mit den sehr verderbten Franken aus seinem einfachen Gleise gebracht und auf den Stamm des alten, in mancher Hinsicht wohlthätigen Aberglaubens, ein neuer gepfropft worden, welcher zu schwach, Lastern der Rohheit zu wehren, ihnen sogar manchen Schlupfwinkel anwies, den sie vorher hinter Wodans Altären nicht fanden.

Wie es mit der extensiven Kultur des Ver-

---

*) *Capit. ad an.* 802. cap. 23.

**) *Capit. aquisgr. A.* 827. und *Vit. Ludov. pii ad an.* 817. *Capit. Aquisg. ad an.* 836.

standes und der Urtheilskraft, trotz Karls wohlthätigen Schulanstalten, aussah, darüber mag uns ein gleichzeitiger Schriftsteller *) durch folgende Schilderung belehren: „Vornehme und Geringe, Städter und Bauern wähnen, daß es „Leute gebe, die Hagel und Donner machen können; ja es sind einige so unsinnig zu glauben, es „sey ein Land mit Namen Magonia vorhanden, aus welchem Schiffe in den Wolken kommen, um die durch Hagel verdorbenen Früchte „abzuholen. Ich selbst habe gesehen, daß man „drei Männer und ein Weib ins Gefängniß warf „und sie steinigen wollte, weil man behauptete, „sie wären aus den Luftschiffen herabgefallen „u. s. f."

Nimmt man hinzu, daß sich manche abergläubische Fratzen, als z. B. der Wahn von der Heilkraft des Nodfyrs **), unter andern Formen im Christenthume erhielten: so sieht man leicht, wie wenig im Ganzen zur Verstandeskultur durch Karls herrliche Anstalten (bei der Schläfrigkeit seiner Nachfolger) gewonnen wurde.

---

*) Agobard, er lebte zu Ludwigs des Frommen Zeiten. *Agob.* contra inf. vulgi opinionem de grandine et tonit. in Op. Tom. I. p. 145.

**) Das Nodfyr hat sich im Johannis- und Osterfeuer erhalten. S. das *Indiculum paganarum* bei'm Kalvör S. 73.

Nachdem der große Mann im Jahre 813. seinen einzigen noch übrigen Sohn Ludwig, mit Beistimmung geistlicher und weltlicher Genossen, zum Mitregenten angenommen und ihm vor dem versammelten Volke seine Pflichten eingeschärft hatte, ward er zu Anfang des folgenden Jahres von einem Fieber befallen. Ein hinzukommendes Seitenstechen machte die Krankheit so heftig, daß er am siebenten Tage im 72sten Jahre seines Lebens und im 47sten der Regierung starb. (814.) Er war in seinem Privatleben nicht minder gut und liebenswürdig, als in seinem weitläufigen Regentenkreise groß und erhaben gewesen. Denn er lebte wirklich als Vater mit seinen Kindern; seine Töchter mußten weben und spinnen; die Söhne wurden ernstlich zum Fleiße in Wissenschaften und Künsten angehalten; — Fremde hatten immer freien Zutritt, wenn sie an seiner frugalen Tafel, wo nicht mehr als fünf Schüsseln erschienen, vorlieb nehmen wollten. — Vielleicht erscheinen Karls Ausschweifungen in dem erhabenen Gemälde seines Lebens manchem Auge als dunkele Flecke; aber diese Schwäche haben fast alle große Männer älterer und neuerer Zeiten mit ihm gemein gehabt. Ja, sie scheint mit heroischem Muthe und mit großen Geistesfähigkeiten so genau verschwistert zu seyn, als Ursache und Wirkung mit einander verbunden sind.

Uns ist Karl in jeder Hinsicht ein großer

Mann. Er liebte unser Vaterland, lernte mit Eifer unsere Sprache und suchte sie zu vervollkommnen. Er ließ, um den Nationalgeist mächtiger zu beleben, die fast vergessenen Bardenlieder sammeln, und nährte selbst seinen erhabenen Geist an jenen einfachen Gesängen des freien Heldenvolks.

Wenn bald nach seinem Tode die alte Barbarei zurückkehrte, so traf keineswegs ihn die Schuld. Denn es war nicht in seiner Gewalt, sich Nachfolger zu schaffen, die gleichgroße Fähigkeiten und eben so unermüdete Wirksamkeit gehabt hätten.

Zweites Kapitel.

Geschichte der Sächsischen Nation unter Carolingischen und Sächsischen Königen. — Vom Jahre 814 bis 1024.

Ludwig war nicht der Mann, welcher des großen Karls Platz wieder ausfüllen konnte. Er brachte Grundsätze und Gesinnungen auf den Thron, die vielleicht geschickt seyn mochten ihn zum Heiligen im Königsmantel zu erheben; — aber für das große Reich, welches er nunmehr beherrschen sollte, paßten sie nicht. Am wenigsten waren Gutthätigkeit, Milde und Frömmigkeit zweckmäßige Mittel, um den harten, kaum bezwungenen Sinn der Sassen zu beugen, oder fernerhin königlichen Verordnungen Ehrfurcht und Gehorsam bei den Häuptern der Ost- und Westphalen zu erwerben.

Ueberdem hatte der Monarch an Adelard einen sehr verkehrten Minister, der allen gefallen wollte und darüber keinem gefiel, der den Reichsbeamten, besonders den Großen der Sassen zu viel nachsah, seinen Herrn fast um alle Krongüter brachte, und als er endlich die Unklugheit seines Verfahrens merkte, nicht mehr im Stande war dem angerichteten Unheile zu wehren. Nun

mußte Ludwig aus falscher Politik bald streng, bald nachgebend verfahren; — was konnte aber anders davon die Folge seyn, als daß man ihn nicht liebte, wenn er belohnte, und nicht fürchtete, wenn er zu strafen drohte?

Also ward selbst sein schwacher Sinn der Blasebalg, welcher den schon in Karls letzten Regierungsjahren glühenden Zunder zur verzehrenden Flamme anfachte, jeden Kronbedienten ermunterte so weit zu greifen als seine Faust zu langen vermochte, und endlich alles in dem unseeligen Zwiste zwischen dem Kaiser und seinen schlechten Söhnen, dergestalt durch einander rührte, daß die Hauptelemente der Sächsischen Freiheit hundert Jahre später selbst von dem großen Heinrich I., aus dem verworrenen Chaos nicht wieder zusammengeflickt werden konnten.

Im Lande der Sassen streckten unter den angesehenen Edelingen zwei, durch Karls Gnade und ihre eigenen weitläufigen Stammgüter übermächtige Familien, nämlich die Nachkommen des großen Wittekinds, und des zum Heerbannsgeneral zwischen der Weser und dem Rheine erhobenen Grafen Eckberts, ihr Haupt hoch empor. Ihre Macht beschattete bald die Freiheit der Gemeinen, ihr Vorbild reizte alle Häupter der Nation, (welche billig mit ihnen gleiches Recht zu haben glaubten) zur Nachfolge,

und die geistlichen Herren meinten in ihren Stiftern und Sprengeln mit noch viel größerer Befugniß eben das thun zu können, was der weltliche Große in seinem Gau that! — Wie natürlich war nun, daß die Freiheit des Volks das Opfer wurde, da sie sich nicht mehr unter die schützenden Zweige der Majestät eines Herrschers, wie Karl war, flüchten konnte!

Wir müssen den nächsten Sprößlingen der Wittekindschen und Egbertschen Familien hier schon einige Aufmerksamkeit widmen, bevor wir das große Gemälde der Nationalschicksale nach seinen Hauptzügen entwickeln. Denn auf jene Familien werden wir bald die ganze Sächsische Macht koncentrirt, und dadurch jene erbliche Fürstengröße begründet sehen, welche das alte Verhältniß der gegenseitigen Eifersucht Ober- und Nieder-Deutschlands in einem andern Geiste völlig wieder herstellte.

Wittekind selbst hatte nach seiner Taufe, auf dem kriegerischen Tummelplatze keine glänzende Rolle mehr gespielt. Er hatte vielmehr seine letzten Tage in Ruhe verlebt, und zum Beweise treulich gemeinter Bekehrung, sichs angelegen seyn lassen, da Kirchen zu erbauen, wo sonst Götzenaltäre

standen. *) Es wird ihm sogar die Stiftung des Bischofthums Minden zugeschrieben, da sich in der Legende auch ganz artig lesen läßt, wie bei der Uebereinkunft Wittekinds mit Karl dem Großen (daß ersterer seine Burg an der Weser dem Bischofe zur gemeinschaftlichen Wohnung einräumen wollte) der Name Minden, aus den Worten: dei Borg sie min und Din entstanden wäre. Jedoch ist die Spielerei zu auffallend, und viel wahrscheinlicher ist's, daß Minden seinen Namen vom altdeutschen Stammworte Mund oder Schutz (für den Hauptsammelplatz der Nation an der Weser) erhalten habe. Ein Name der gerade so wie die zusammengesetzten Worte: Heermund, Vormund u. s. f. gebildet ward. **)

Wittekinds ältester Sohn führte seines Vaters Namen, und starb kinderlos. Der jüngere, Wikbert, hatte zwei Söhne: nämlich Wolbert, welcher an Lothars Hofe erzogen wurde,

---

*) *Vita Mathild.* apud. Leib. Tom. I. p. 193. heißt es von Wittekind: — Wittekindus vero baptizatus, mox mirum in modum totus in Dei opere est conversus.

**) Mund an der Weser ist castellum tutorium, und *Mundeburdum* ist tuitio, siehe Ottos I. Diplom bei'm Calvör. p. 211.

und Bruno, welchen einige für Ludolfs Vater halten. Gewisser scheint's, daß Walberts ältester Sohn Wikbert, Abt zu Wildeshausen, und nachmals Bischof von Verden wurde, der jüngere Reginbern aber mehrere Söhne zeugte, unter welchen Reinbern und Dieterich vorzüglich bemerkenswerth sind. Ersterer weil er als Anführer der Friesen und Westphalen, gegen die Normänner, großen Ruhm erwarb, und letzterer weil er die berühmte Mathilde erzeugte, welche als Gemahlin des ersten Königs, und Mutter des ersten Kaisers aus dem Sächsischen Hause, ihren Vorfahren so großen Glanz gab, daß man ihr Gedächtniß mit einer Menge Fabeln auszuschmücken bewogen wurde.

Die Wittekindschen Stammgüter lagen in Engern. Wir finden dort nämlich die Wiecksburg, Wildeshausen, Wiprechtshausen, die Dietrichsburg, den Brunsberg u. s. f. Man sieht bald, wie durch kaiserliche Gunst und Schwäche, durch eigenes Weitergreifen und durch Verschwägerungen mit mächtigen Edelingen, die Familie in anderen Gegenden Landeigenthum, Dienstmannen, noth- und churfreie Leute, Hörige und Knechte erwarb, wie sie nicht nur an der Weser, sondern auch unter den Ostphalen in Leingau, in Rettiga, in Suilbergi und vielleicht selbst

in Lisga, die gemeine Freiheit eben so wie in Drevenich Gau unter den Westphalen beschattete. *)

Eckberts Nachkommen verschwägerten sich mit den Enkeln und Enkelinnen des großen Wittekinds. Wir wissen bereits, daß Eckberts Stammgüter im Drevenich Gau lagen, und daß er durch Karls Politik sogar weitläufige Besitzungen in den alten Fränkischen Provinzen erhielt. Das Netz, worin die Freiheit der Gemeinen gefangen wurde, konnte also in der Folge um so viel weiter ausgestellt werden.

Eckberts Sohn Warin ward erster Abt zu Corvey, und dessen Schwester Adele zeigt sich als Abtissin zu Herfort. Sein zweiter Sohn Cobbo verwaltete unter Ludwig dem Deutschen das Herzogsamt zwischen der Weser und dem Rheine, führte aber nur den Titel Graf, weil Ludolf (vermuthlich der älteste von Eckberts Söhnen) Herzog in Ostphalen war, wo damals

---

*) Der Leingau, Rettiga, Suilbergi, und Lisga, lagen sämtlich in Ostphalen. Ausführlicher darüber im folgenden Kapitel.

wegen beständiger Einbrüche der Normannen, das Generalkommando seyn mochte *).

Cobbo, welchen die Geschichte als einen reichen und mächtigen Herrn schildert, blieb auf dem Stammsitze in Engern. Ludolf fand es aber bequemer, seinen Aufenthalt im Liesga an der Gande zu nehmen, wo er entweder Erbgüter oder neu erworbene Besitzungen hatte. Wie viel dazu das Heirathsgut seiner Gemahlin Oda beigetragen habe, sagt die Geschichte nicht. Dagegen sehen wir deutlich, daß Cobbo, obgleich er als Ahnherr der Grafen von Tecklenburg nahmhaft gemacht wird, nie den hohen Glanz seines Bruders erreichte, welchen Roswitha als einen Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und körperlichen Vorzügen schildert. (I.)

Er behauptete als Heerbannsgeneral in Ostphalen stets den Ehrenposten bei der Landesvertheidigung; denn es lag wol in der Natur des Oberfeldherrnamts, daß seinen Befehlen die Anführer in allen Sächsischen Gauen folgen mußten. Woraus man sich also Botho's Worte (in

*) Meine Meinung gründe ich auf *Leibnitz* Introd. in script. rer. Br. Tom. I. Nro. 8. 9. Ludolf mochte von seinem Großvater Bruno her mit Wittekind verwandt seyn, aber er stammte nicht in gerader Linie von ihm ab. Siehe auch Vita *St. Idae* und *Roswithae* carmen.

Chron. pict.): „Ludeleff wart de erste Hertog to „Saffen, so dat he inkrech beide Lande to Saf„sen", — erklären kann.

Von Klugheit zeugt seine Reise zum Oberhirten der Christenheit, welchem er gebührend den Hof machte, und von ihm zur Verherrlichung einer geistlichen Stiftung zu Gandersheim die Körper der heiligen Päbste Anastasius und Innocentius für 30 Goldgülden mit dem Versprechen erhandelte: die jedesmalige Aebtissin von Gandersheim solle alljährlich dieselben Recognitionsgelder nach Rom senden. Das von seiner Gemahlin Oda angelegte Nonnenkloster zu Brunshausen, gab, wie die Sage will, Veranlassung zur Stiftung der Abtei Gandersheim, in deren Nähe Ludolfshausen, der beständige Wohnsitz des mächtigen Fürsten (J. 853.) gelegen gewesen seyn mag.

Von seiner Gemahlin hatte Ludolf zwei Söhne und fünf Töchter, wovon vier hinter einander Aebtissinnen zu Gandersheim gewesen sind. Sie hießen Hathumunda, Gerbergis, Luitgard und Christina. Die Söhne, Namens Bruno und Otto, folgten dem Vater im Herzogsamte. Was von einem dritten Sohne, Namens Tanquard, erzählt wird, ist sehr zweifelhaft; obgleich nicht geleugnet werden kann, daß ein gewisser Tanquard oder Dankwart in der Nähe des von Karl zerstörten Brunswik

eine Burg erbauet hatte, die älter als das neuere Brunswik war und von ihm Tanquarderode hieß *).

Die Angaben der alten Chroniken sind hier so verschieden, und die Meinungen neuerer Geschichtschreiber durchkreuzen sich so gewaltig, daß es fast unmöglich ist ein positives Urtheil zu fällen. Indessen erhellet aus allen, daß ein älteres Brunswik schon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden gewesen seyn mag, auf dessen Stelle bald nachher eine Burg Namens Tanquarderode erbauet wurde. Ob das neuere Brunswik seinen Ursprung dem Sohne Ludolfs ums Jahr 861, oder dem ums Jahr 1006 lebenden Grafen Bruno I. zu verdanken habe, bleibt zweifelhaft. Gewiß sind die alte Wik und das sogenannte Herrendorf zuerst angelegt, auch vermuthlich von den Schlössern Tanquarderode, Hohewort und Melverode beschützt worden.

Die Wittekindschen und Brunoschen oder Egbertschen Erbgüter erstreckten sich durch alle drei Haupttheile des Sassenlandes. Was jenseit der Weser in Westphalen lag, ward durch die

*) Der auctor libri de fundat. eccl. sagt ausdrücklich von Bruno: Bruno dux urbem Brunswyk fundavit quae ante Tanquarderoda vocabatur. — Man muß aber dabei keine Stadt, sondern eine Villa, höchstens ein Dorf verstehen.

Wiks- und Dietrichsburg geschützt. Die Besitzungen an der Dümel und Weser deckte das Schloß zu Brunsberg, und in Ostphalen an der Leine, Gande, Fuse, Ocker u. s. f. wehte die Lehns- und Heerbannsfahne von den Schlössern Ludolfshausen, Tanquarderode und Hohewort unfern Eisenbüttel.

Jüngere Söhne und unverheirathete Töchter fanden reichliches Auskommen auf geistlichen Pfründen, und konnten dem weltlichen Arme ihrer Verwandten zu rechter Zeit den kräftigsten Beistand des Bischofsstabes leihen. Durch Karls Bekehrungseifer entstanden schon die Bischofthümer zu Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Bardewik und Elze. Unter seinem frommen Nachfolger waren Münster, Halberstadt, Hildesheim, Magdeburg und Hamburg gestiftet worden. — Auch ermangelte der heilige Eifer frommer Seelen keineswegs, sich durch die nach dem Muster von Corvey und St. Ludgeri, errichteten Klöster zu Lampspringe, Gandersheim, Wunstorp u. s. f. einen Platz im Himmel zu verdienen. — Obgleich der kluge Karl sein eifrigstes Augenmerk auf Uebereinstimmung in den Kirchenanstalten und Gebräuchen gewandt hatte, so waren doch manche Rechte der geistlichen Herren nicht fest bestimmt und Veranlassungen zu Streitigkeiten darüber keineswegs aus dem Wege ge-

räumt worden. Hauptsächlich haben die wahren Metropolitenrechte der erzbischöflichen Sitze, wegen weiter Entfernung der untergebenen Bischöfe, in unserm Lande nie ordentlich in Ausübung gebracht werden können.

Wir wenden von dieser Abschweifung unsere Aufmerksamkeit wieder auf das große Gemälde der Nationalschicksale bis zur Vereinigung der Sächsischen Macht unter Heinrich dem Ersten und seinen glänzenden Nachkommen, den drei Ottonen. —

Die Sassen hatten bis zu ihrer Besiegung durch die Fränkische Macht nichts von Lehnswesen gewußt. Die Lehen waren eigentlich bei den erobernden Deutschen Völkerschaften, wozu die Sassen nie gehörten, daraus entstanden, daß die Geleitsanführer den Leuten, anstatt der sonst üblichen Geschenke von der Kriegsbeute, womit zugleich Unterhalt, Pflege und Schutz verknüpft wurden, in den eroberten Provinzen Ländereien für ihre Kriegsdienste einräumten. Diese Einräumung zum Nießbrauch war also ursprünglich ein Kriegssold, den der Geselle von dem Anführer, sobald er dessen Dienste aufkündigte und in seine vorige Freiheit zurücktrat, nicht mehr fodern konnte.

Gar bald veränderte sich jedoch die ursprüng-

liche Beschaffenheit solcher Besitzungen, da die Lehnsträger merkten, daß die ganze Größe und Macht ihrer Kriegsherren nur von ihnen abhange, indem das Geleit oder die Dienstmannschaft in Fehden, wozu der Heerbann nicht aufgeboten werden konnte, alles entschied.

Nun kündigten die Leute ihren Herren häufig den Dienst auf, wenn diese sich nicht anheischig machten ihnen die Lehne lebenslänglich zu lassen. Sie konnten das um so viel sicherer wagen, da es einem tapfern Leut nie an einem Kriegsherrn, wol aber umgekehrt diesem an tapferen Gesellen fehlen mochte. In kurzen kam es dann so weit, daß die Lehne vom Vater auf den Sohn erblich gemacht, und überhaupt nur durch Treulosigkeit gegen den Lehnsherrn verwirkt wurden. Sie waren also dem eigenthümlichen Besitz ganz nahe gebracht. Der Lehnsmann wurde von seinem mächtigen Lehnsherrn geschützt und hatte es in so fern weit besser, als der Besitzer eines kleinen Allode *). — Schande war auch nicht mehr mit dieser Beschränkung der Freiheit verbunden, vielmehr überstieg die Ehre im Dienst der Großen und besonders des Königs, die

*) Allode oder Allodium kommt her vom altdeutschen Od ein Gut, und all vollkommen, gänzlich — also Allode ein gänzliches, völlig unabhängiges Eigenthum.

Ehre des Heerbanns. So trat nun die natürliche Folge ein, daß von der Zeit die Zahl derer, welche sich zu Lehen drängten, immer ansehnlicher wurde.

Unter den Franken hatte das Lehnswesen schon diese Ausbildung erhalten, als sich die Sassen zum Fränkischen Reichsverein gezwungen sahen. Die Sächsischen Edelinge fanden es sehr bequem, unter dem Titel von Lehen das Herzogsamt, den Grafenbann und die Edelvoigteien in ihren Familien so gut als erblich zu machen. Sie wurden freilich dadurch Unfreie, allein der Glanz der Hofgröße, der Vorzug, welchen der König dem ihm nützlichen Dienstmann und Lehnsträger vor dem freien Allodialbesitzer gab, und besonders die täglich größer werdenden Vortheile und Sicherstellungen der Lehen, überwogen den kleinen, immer mehr verlöschenden Schimpf der Unfreiheit leicht.

Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die schon unter Ludolfs Söhnen eingeführte Erblichkeit des Herzogs- und Grafenamts betrachten. Diese Aemter wurden unstreitig der Familie nach Fränkischen Begriffen zu Lehen ertheilt, weil damals sogar Aemter, die doch gewisse Kenntnisse voraussetzten, als das Pfalzgrafen- oder Hofrichteramt, angesehenen Familien ebenfalls zu Lehen gegeben sind.

Sofort kamen nun die Besitzer kleiner Allodien in die bedrängteste Lage. Herzöge und

Grafen suchten sich auf gerechte und ungerechte Weise in der Provinz, worin sie angestellt waren, größere Besitzungen zu erwerben. Sie hatten auch die Mittel dazu in Händen, indem sie die Wehren unter dem Scheine des Rechts mit Heerbannsdiensten dergestalt plagen, und die sich Weigernden durch Strafen so zu Grunde richten konnten, daß sie ihrer Freiheit endlich überdrüssig wurden. Die Meisten gaben daher jenes lästige Gut ganz auf, übertrugen ihr Eigenthum einem mächtigen Großen, oder noch lieber einem Stifte, und nahmen es aus dessen Händen mit der Lehnspflicht belastet, doch auch durch mächtigen Schutz gedeckt, zurück. Dies ist der wahre Ursprung der übertragenen Lehen, deren Inhaber um so weniger drückende Pflichten zu leisten hatten, je günstiger die Zeit- und Ortsumstände gewesen waren, unter welchen sie ihre Besitzungen dem Lehnsherrn übertrugen. Auf solche Weise mußte der freie Mittelstand der Nation immer mehr zusammenschmelzen, wie aus dem Verfolg der Geschichte deutlich erhellet.

In den Marken griffen nämlich zunächst die Edelvoigte und Grafen um sich, und gebrauchten die Reichssteuern in eigenem Vortheil. Man nannte jene Steuern nach der Zeit, in welcher sie erhoben wurden, Herbst- oder Mai-Schatzungen. Die außerordentlichen, ursprünglich freiwilligen Gaben hießen Beeden, von Bate oder

Bybate, eine Beihülfe. Der Edelvoigt hob beide, ohne der Gemeine Rechnung darüber abzulegen, und man gönnte ihm gern das Erübrigte, gewöhnlich ein Drittheil, für seine Mühe. Allein die Sache blieb noch dieselbe, als schon die ganze Einrichtung des Heerbanns zersprengt war. — Die Steuer sowol als die Bate sanken nun zum Privateigenthum der Grafen und Edelvoigte herab, und gaben ihnen in der Folge sogar Gelegenheit, die Steuerpflichtigen als wirkliche Unterthanen zu behandeln, da sie doch sämtlich Reichsgenossen und den Beamten an Ehre und Freiheit ursprünglich gleich gewesen waren. Wegen solcher Erpressungen ursprünglich freiwilliger Abgaben sahen sich bald ganze Gemeinen bewogen, des Grafen, Edelvoigts und Bischofs Schutz (oder Mund) zu suchen und ihre Freiheit in die Schanze zu schlagen.

Abgeholfen konnte dem neuen Drucke schon darum nicht werden, weil der Graf oder Edelvoigt in seinem Amte wenigstens auf Lebenszeit stand, welches die Gleichheit der Wehren nothwendig aufhob. Er konnte sich ja während seiner Amtsführung am Hofe, in der Nachbarschaft unter seines Gleichen, und selbst in der Gemeine so viele Freunde machen, er konnte seinen Kindern leicht eine solche Erziehung geben, daß seine Familie immer den Vorzug behielt, und nicht einmal sein Hof oder seine Burg bei der Wahl des künftigen

Beamten in dem Gau übergangen werden durfte. Denn hier war die Heerrolle, das Zinskorn, das Gaubanner, kurz Alles, was zur Civil- und Kriegseinrichtung der Insassen gehörte, seit Jahren aufbewahrt worden. Der Musterplatz lag in der Nähe, die Reihelast kannte keiner so gut als des Edelvoigts Sohn, und die Markmänner hatten sich mit Weib und Kind daran gewöhnt, die Familie des Mannes, welcher so lange ihr Richter und Vorgesetzter war, mit mehr Ehrfurcht zu behandeln. Es vereinigte sich demnach Alles zur Erhöhung der Nachkommenschaft eines solchen Edeln, und wenn er gar als Dienstmann des Königs seinen Glanz vermehrte, so beugten sich die Meisten um so viel tiefer vor ihm. Man darf sich daher nicht wundern, schon in dieser Periode eine Menge neuer Grafen, edler Herren und Dynasten entstehen zu sehen, deren Vorfahren in der gemeinen Reihe der Wehren standen und nicht einmal einen besondern Namen führten. Dergleichen Herren begannen nun sich von ihren Burgen oder befestigten Höfen zu benennen; eine Gewohnheit, die in der Folge immer allgemeiner wurde. Da das Bedürfniß der Zeiten die Vermehrung solcher Burgen nicht nur an der Landesgränze, sondern auch im Innern des Landes, wegen der mannichfaltigen Irrungen unter den Nachbaren, erheischte: so bedienten sich die Hauptherren zur Besetzung derselben ihrer Dienstmannschaft. Der

Dienst auf der Burg, ward ganz nach dem Dienste auf dem Hofe eingerichtet, und jene Leute hießen davon Burgmänner, Kastellane, u. s. f. — Bald ward auch der Burgdienst in Lehen verwandelt, und wir sehen hier die erste wahrhafte Spur des niedern Adels, welcher unstreitig aus jenen Burgmännern und aus der Hauptherren Dienstmannschaft hervorgieng. Die Hauptherren gewannen durch Sicherung ihrer Besitzungen mittelst jener Burgen großen Vorsprung, doch waren sie noch keine Landesherren. Die Gemeinen fanden es aber doch immer gerathener, in die Hausdienste solcher Grafen oder Edelvoigte zu gehen, — und dies war der nächste Schritt, welcher auf die nothgedrungene Uebertragung des Eigenthums folgte.

Die königliche Macht mochte besonders noch dem von ihrem Hauptsitze so weit entfernten Sassenlande nicht kraftvoll genug hinreichen, um dergleichen Anomalien zu verhindern. — Obwol Ludwig der Fromme zu Anfang seiner Regierung, wegen der ungeheuern Menge von Wehren, die ihre Selbstständigkeit verloren hatten, eine eigene Untersuchung verordnete und die strengen Verfügungen seines Vaters gegen dergleichen Bedrückungen erneuerte, so schlug doch das nicht mehr an, weil man den schwachen Herrscher wenig fürchtete.

Der Sendgraf, welcher in des Kaisers

Namen die Kontrolle führte und das Kommissariat in der Provinz verwaltete, wäre noch der einzige gewesen, welcher dem Unwesen hätte steuern können. Allein nicht nur war mit dem Ansehen des Kaisers das Ansehen seiner Stellvertreter gefallen, sondern es waren auch zu jenem, die höchste Unpartheilichkeit erfodernden Amte, Herzöge und Grafen genommen worden, die in der Provinz Güter hatten, sich gleicher Bedrückungen schuldig machten, und ihren Kollegen oder Verwandten nicht auf die Finger klopfen durften, weil sich deren Stimme sonst laut gegen die Unregelmäßigkeiten des Sendgrafen selbst erhoben haben würde!

Sobald nun gar die Sendgrafschaft fortdauernd in die Hand der Herzöge von Ost- und Westphalen kam, wurden diese wahrhaften Generalstatthalter fast ganz unabhängig von der königlichen Gewalt. Kontrolle und Kommissariat schliefen bald ganz ein, und was die Freiheit schützen sollte, wurde gerade ihr härtestes Joch. Der Herzog wollte sich nämlich so gut als der Kaiser eine glänzende Dienerschaft halten. — Grafen und Edelvoigte folgten dem lockenden Muster, und es entstanden also nicht nur eben so viele kleine Gefolge, als Grafen und Edelvoigte im Lande ihr Wesen trieben, sondern Zehnten, Maischatzungen, Baten, Bruchgefälle, Strafgelder und Reihelasten der Gemeinen, wurden in

gleichem Maaße verschwendet, um es einander in Vermehrung des Dienstgefolges zuvor zu thun. — Die königlichen Kammergüter sanken zuletzt mit in den ungeheuern Schlund, denn der Pfalzgraf brauchte seines Herrn Einkünfte eben so gut, als der Graf die Bybaten der Gemeinen zur Vergrößerung seines Familienansehens.

Karls Verfügung, die Bischöfe gewissermaßen zu Aufsehern der weltlichen Großen zu bestellen, hatte ohne Zweifel die Tendenz: dergleichen Anomalien durch den Einfluß der Geistlichkeit zu verhindern. — Aber die Geistlichkeit, nicht minder bedacht auf die Vergrößerung ihres irdischen als ihres geistlichen Ansehens, betrat selbst gern den Pfad, welchen Herzöge und Grafen voranwandelten. Sie konnte das noch leichter, da der Kirchenschutz (kräftiger als der Grafenschutz) eine Menge Wehren, welche der mannichfaltigen Plackereien im Heerbann sich nicht zu erledigen vermochten, herbeilockte. — So ward die Zahl der bischöflichen Mahl- und Mundleute mit jedem Jahre größer. Als in der Folge gar der Aberglauben: durch Uebertragung seines Eigenthums an geistliche Stiftungen hohe Ehrenplätze im Himmel verdienen zu können, hinzukam, konnten kaum die geschärftesten Reichsgesetze verhindern, daß die geistliche Habsucht Alles verschlang. (II.)

Bischöfe und Aebte merkten auch, je häufi-

ger ihr Interesse mit dem der weltlichen Großen in Kollision kam und das kaiserliche Ansehen dabei immer tiefer sank, sehr fühlbar, daß eigene Macht zur Behauptung ihrer Rechte nicht zu verachten sey. Sie suchten daher auf alle Weise die Zahl ihrer Leute zu vermehren. Ihr Kirchenvoigt ward bald der Hauptmann einer bischöflichen Leibgarde, welche durch die reichen Kirchenzehnten genährt, sehr zu ihrem Vortheile gegen die Hungrigen, durch tausenderlei Bedrückungen ausgesogenen Wehren abstach, ja wol gar manchem Grafengefolge den Rang streitig machte. — Je mehr der Heerbann sank und der Krieg durch Dienstmannschaft (dem Ueberbleibsel der alten Geleite) geführt wurde, um so eifriger begünstigten selbst die Kaiser (vielleicht auch die Herzöge, mit deren Macht sich doch die Bischöfe noch nicht aufnehmen konnten,) dergleichen Vermehrung des bischöflichen Kriegsstaats, weil sie sich seiner zur Verstärkung ihrer Heere gegen den Reichsfeind leichter als des Heerbanns bedienen konnten.

Endlich wurde das Herabsinken mancher kleinen Allodienbesitzer in den Stand der Leibeigenschaft, sowol durch die Noth der folgenden Zeiten, als durch Grausamkeit und rohen Eigennutz der Schutzherren vollendet. Ein solcher Unglücklicher wurde nun Hufe fest (glebae adscriptus), und sein Loos war bei weiten elender, als vormals das Loos der Knechte unter den alten Bewohnern

des Sassenlandes gewesen war. Das Gesetz, welches die meisten Vergehungen der Freien so gelinde mit Schadenersatz bestrafte, belegte die kleinsten Verbrechen der Leibeigenen mit Todesstrafe. Knechte hatten überhaupt kein Recht gegen ihren Herrn, und doch waren die meisten jener Bedauernswürdigen unter den Sassen nicht wie die Bewohner eroberter Provinzen durch Kriegsrecht unterjocht, nicht im rasenden Glücksspiele gewonnen, nicht durch Kauf erworben, sondern durch allmählige Entziehung ihrer ursprünglichen Freiheit bis zum Vieh herabgewürdigt worden!

Sie behielten kein Eigenthum; denn, obwol der Herr ihnen einen Theil des Eigenthums ihrer Väter zum Unterhalt einräumte, so konnte er doch ohne Schwierigkeit den Ueberschuß des eingeräumten Landes, welches ihr Fleiß fruchtbarer gemacht hatte, als gerade zur Abwehrung des Hungertodes nöthig schien, jenen Elenden nehmen. — Der Leibeigene durfte kein Testament machen, sondern alles, was er unter der Geissel seines Treibens im Leben erworben hatte, fiel ohne Frage bei seinem Tode dem Herrn anheim. Selbst die Beiwohnung leibeigener Männer und Weiber ward nicht als Ehe betrachtet, ja nicht einmal so genannt und anfänglich auch nicht vom Priester eingesegnet. — Als endlich das Christenthum diese viehische Sitte verscheuchte, durfte doch kein Leibeigener ohne besondere Erlaubniß seines Herrn

sich verheirathen. Er wurde im Uebertretungsfalle mit dem Tode bestraft, und mit gleicher Strafe belegte das Gesetz Vergehungen eines Knechts mit einer Freien. Die Erlaubniß zur Heirath mußte erkauft, ja oft der erbetene Schutz der Ehe (Beedemund) schimpflich erworben werden.

Dies Alles war Regel und Geist der Leibeigenschaft im Allgemeinen. — Mildere Behandlungen nach Zeit-, Ort- und Personalverhältnissen erscheinen jedoch als mannichfaltige Ausnahmen, deren auffallendste und sonderbarste unstreitig das so sehr wachsende Ansehen der Ministerialen ist. Denn diese Leute veränderten im Laufe der Zeiten ganz und gar die Natur ihres Standes.

Jeder persönliche Dienst erschien dem Freiheit und Ehre über Alles schätzenden deutschen Manne, als Schande. In der Wehre des Edlen wie des gemeinen Freien versahen nur Knechte die wenigen und einfachen Hausdienste. Als aber der Besitz der Großen und mit diesem die Bedürfnisse der Pracht und Ueppigkeit erweitert wurden, brauchten sie zur eigenen Bedienung, zur Besorgung der Waffen, des Marstalls, der Küche und des Kellers mehrere, zum Theil geschicktere Leute. Alle diese waren zwar Leibeigene, aber die Verschiedenheit ihres Dienstes und die Zuneigung ihres Herrn brachte bald eine wesentliche Veränderung hervor. Der Meier oder Aufseher des sämmtlichen Haushalts fand, wie der Mar-

schalk, welcher fast immer um den Herrn seyn mußte, Gelegenheit genug, sein Ansehen dergestalt zu erweitern, daß mancher Churmündige in seines Herrn Gau sich in einem weit schlechtern Zustande befand. (III.)

Der König gieng Herzögen, Bischöfen und Grafen, und diese giengen wieder reichen Edelingen mit lockendem Muster voran. Jeder vermehrte nicht nur die Zahl seiner Dienstmannen, sondern er wollte auch mit diesen glänzen auf Ehrentagen, Turnieren, Gastereien u. s. f. Diese Sucht mußte sich um so mehr ausbreiten, da jeder freie Gutsbesitzer auf seinem Allode einen König im Kleinen vorstellen mochte. Da es jedoch in diesen Zeiten an baarem Gelde fehlte, um die Dienstmannen gehörig zu besolden, so räumte man ihnen Ländereien zur Nutznießung ein, welche bald die Natur der Lehen annahmen und alle Stufen des Lehnswesens gleichfalls durchgiengen.

Jeder Vater suchte seinem Sohne die einträgliche Stelle zu sichern, und weil dazu auch nicht selten gewisse Kenntnisse gehörten, welche der Vater dem Sohne am leichtesten und willigsten mittheilte: so wurde der Herr bald bewogen, dem Sohne des Vaters Bedienung zuzusichern. — Sobald solche Stellen im Hofstaate der Herzöge, Bischöfe und Prälaten erblich und sehr einträglich wurden, drängte auch der Adel sich dazu. —

Sogar die Großen der Nation suchten bei dem Könige oder bei geistlichen hohen Stiftern die ersten Ministerialstellen für ihre Familien erblich zu machen, obwol die Ministerialität mit der sonst so schimpflichen Unfreiheit wesentlich verknüpft war.

Am königlichen Hofe erhoben sich die vier ersten Ministerialen: Marschalk, Truchses, Oberschenk und Kämmerer, zur höchsten Bedeutsamkeit. Sie nahmen Theil an den Regierungsgeschäften und entschieden nicht selten über die Thronfolge. Die hohen Ministerialen der Stifter gewannen bald noch kräftigern Einfluß auf die Stiftsangelegenheiten, und hatten gewöhnlich die entscheidendste Stimme bei der Wahl des neuen Bischofs, — ja sie tiranniſirten diesen oft dergestalt, daß er mehr ihr Knecht als ihr Herr zu seyn schien. Was am kaiserlichen Hofe im Großen geschah, stellte des Herzogs und der übrigen Dynasten des Landes Hofhaltung im Kleinen dar. Alte Schande und neue Ehre wurden auf das seltsamste mit einander verschmolzen, alle vormals geltenden Begriffe verwirrt, und dadurch Ereignisse herbeigeführt, die man ohne diese pragmatische Ansicht ganz unbegreiflich finden würde.

Es ist Thatsache, daß unter den Sassen die alte Tapferkeit länger als unter den Franken bestand; aber auch der Grund dieser Erscheinung ist klar. — Sachsens Heerbann konnte wegen beständig fortwährender Einbrüche der Sklaven und Normannen, nicht so leicht als der Fränkische zu Ruhe kommen und den alten Kriegsgeist verlieren. Durch innere Kriege aus seinem Vaterlande vertrieben, flüchtete Harald, des Normännischen Königs Gottfried Sohn, zu Ludwig — und dieser gab dem Ostphälischen Herzoge Befehl den Verjagten in sein Reich wieder einzusetzen. Als die auf einer Insel an der Jütländischen Küste verschanzten Dänen, sich in kein Treffen einlassen wollten, verwüstete das Sassenheer die ganze Halbinsel, hob 41 Geisseln aus und kehrte mit Beute beladen zurück. Nun beschickten die gedemüthigten Normannen den Reichstag zu Paderborn und baten um Frieden, der ihnen auch gewährt ward. Dennoch rissen an der Gränze die gegenseitigen Plackereien nicht ab, der Heerbann mußte oft in die Waffen gerufen werden, und dies gab Grafen und Edelingern genug Gelegenheit die Gemeinen durch fortwährende Plackereien in ihre Hausdienste zu treiben. Bald ward die Last dadurch noch vermehrt, daß die Sächsischen Großen mit ihrer Dienstmannschaft den unnatürlichen Fehden unter Ludwigs Söhnen zuzogen, und die Vertheidigung der Reichs-

gränze den Gemeinen unterdessen allein aufbürdeten. Die Verwirrung stieg in dem unglücklichen Bruderzwiste mit jedem Jahre höher, da jeder kaiserliche Beamte in seinem Gau nach Willkühr schaltete, und sich seinen Beistand von jedem Kronprätendenten durch Aufopferungen und Einräumungen aller Art bezahlen ließ. Lothar hatte seine Brüder besonders durch dergleichen Mittel zu schwächen gesucht. Diese zogen aber endlich ihre gemeinschaftlichen Kräfte zusammen, und es kam im Jahre 841 zu der berühmten Schlacht bei Fontenai, wodurch der Kern der Fränkischen Dienstmannschaft zernichtet wurde. Nun sah der geschlagene Lothar keine andere Rettung, als den Heerbann der Sassen durch das Versprechen: den Gemeinen ihre alte Freiheit und Religion wieder zu geben, aufzuwiegeln.

Der Unzufriedenen, welche das Joch ihrer Großen verabscheueten, gab es nicht wenige. Sie hatten sich unter dem Namen der Stellinger (Wiederherstellen) in großen Rotten versammelt, zerstörten die Burgen der Grafen und Edelvoigte, und giengen auf nichts geringeres aus, als sich der lästigen Bedrücker völlig zu entschlagen. Für Lothar, der ihnen Schutz zusagte, kämpften sie jetzt mit vereinter Macht; doch nannte man ihr ungeordnetes Sengen und Brennen schon damals verachtungsweise einen Baurenkrieg. Ludwig der Deutsche, welcher

in der vorletzten Theilung der Fränkischen Monarchie das Sassenland erhalten hatte, überzog im folgenden Jahre (842) die Empörer mit seiner mächtigen Dienstmannschaft, schlug den ungeordneten Troß aus einander, und ließ 142 Rädelsführer enthaupten, 14 andere aber aufknüpfen.

Nach diesem letzten unglücklichen Kampfe der Freiheit, wagten die gedrückten Wehren keine ähnliche Verbindung wieder. Es stürmten auch mancherlei Unglücksfälle von außen herein, denen sie mit vereinten Kräften kaum wiederstehen konnten. Den Gegenden, wo große Flüsse sich in die See ergossen, waren nämlich die zur See erfahrnen Normänner am gefährlichsten. Im Jahre 845 fielen die rohen Barbaren zugleich über die Elbe und in Friesland ein. Sie zerstörten Hamburg, und hauseten so fürchterlich im platten Lande, daß man nichts als verbrannte Kirchen, Schutthaufen von Häusern, verlassene Höfe und umherirrende Flüchtlinge erblickte. *) Das Elend vollkommen zu machen, wüthete dabei die gräßlichste Viehseuche dergestalt (besonders am Rhein), daß

*) Nach den *Annal. Metens.* ad. an. 854. hatte das Unglück der Verwüstung schon 20 Jahre gedauert. Der Heerbann konnte also kaum Ruhe haben. Der *Poeta Saxo* beschreibt die Viehseuche fürchterlich: Statim stillans e vulnere, p. p.

wegen so gehäufter Unglücksfälle das Ende der Welt verkündigt wurde, und unter dem gemeinen Volke eine gewisse Prophetin, Namens Thiota, den größten Zulauf fand. Man belohnte sie zwar mit Staupenschlag, aber die allgemeine Furcht und das gemeinschaftliche Unglück wurden dadurch nicht geringer.

Die Normänner hatten auf ihrem Rückzuge von dem Sächsischen Heerbann damals wackere Schläge bekommen, und kamen auch sobald in diese Gegend nicht wieder. Sie fielen dagegen (vom Jahre 850 an) fast alljährlich in die Niederlande und hauseten dort jämmerlich. Die Friesen erwehrten sich ihrer endlich durch zwei entscheidende Siege (J. 873 und 876) — aber die Sassen sollten bald mit einem noch härtern Schlage getroffen werden.

Die innere Nationalkraft sank mit jedem Jahre in eben dem Maße, als die Ludolfinger die Macht ihrer Familie erweiterten. Zwar schien wirklich der Kaiser den Heerbann einigermaßen in Schutz nehmen und die verschenkten Krongüter in Sachsen wieder unter seine Gewalt bringen zu wollen, denn er machte auf dem Reichstage zu Erfurt die Verordnung: daß kein Reichsbeamter fortan in seinem Distrikte einiges Eigenthum erwerben sollte. Da aber der Kaiser selbst, Bischöfe und Aebte zum Nachtheile der Ge-

meinen begünstigte; so kehrten sich auch die weltlichen Genossen wenig an Verordnungen, denen der gehörige Nachdruck fehlte.

Bald kam alles ins vorige Gleis zurück, und der Oberlehnsherr selbst ward auf mannichfaltige Weise bewogen, gegen das wahre Reichsinteresse diejenigen Großen zu begünstigen, welche ihm in seinen Fehden mit zahlreicher und wohlgerüsteter Dienstmannschaft beistehen wollten. Ja es gedieh endlich auf dem bekannten Vergleich zu Koblenz 860 so weit, daß den großen Kronbeamten das feierliche Versprechen geleistet werden mußte: der Kaiser wolle sich bei Reichsgeschäften stets ihres guten Raths bedienen und denselben treulich befolgen. Ein Versprechen welches der Nation den größten Segen gebracht haben würde, wenn nicht alle, welche das Volk von Amts wegen schützen sollten, es aus Privatinteresse verrathen hätten!

Bald war nun der Heerbann der Sassen, ein kümmerliches Ueberbleibsel der alten furchtbaren Streitmasse, nicht mehr vermögend die nordliche Reichsgränze an der Elbe zu schützen.

Der neue Kriegsstaat, aus lauter Dienstmannen der Großen bestehend, hatte auch noch keine ordentliche Organisation erhalten können, und das Zusammentreffen desselben mit der so sehr verfallenen Landwehr mußte, was

Ungleichartigkeit der Disciplin, Kriegsübung und Waffenbeschaffenheit betrifft, das buntschäckigste Gemälde darstellen.

Bei einem neuen Einbruche der Normannen im Jahre 880, stießen zwar die Schaaren der ganzen Ostphälischen Dienstmannschaft nebst einer beträchtlichen Anzahl aufgebotener kaiserlicher Edelvoigte und Bischofsknechte zu des Heerbanns schlechtem Troß; aber die Normannen überfielen dieses, nur in der Zahl gewaltige Heer auf der Lüneburger Haide zwischen Alt-Ebsdorf und Wittemwater, und richteten eine mörderische Niederlage darunter an. *) Der Ostphälische Heerbannsfeldherr Bruno, zwei Sächsische Bischöfe, zwölf Grafen, achtzehn Edelvoigte und eine ungeheure Anzahl gemeiner Wehren blieben todt auf dem Wahlplatze. — Noch mehrere wurden von den wilden Siegern in schimpfliche Knechtschaft geschleppt.

Der Aberglaube hat das unglückliche Schlachtfeld mit einer Menge fromm ersonnener Mährchen geheiligt. Er hat wie billig, jene schreckliche Niederlage zur göttlichen Strafe der Ketzerei eines Weibes, welches Maria's unbefleckte Empfängniß

*) Daß es ein Ueberfall war, scheint aus *Wittechinds* lib. I. Worten: inundatione repentina circumfusus, non habens locum pugnandi etc. zu erhellen.

leugnete, gestempelt. *) — Unleugbar aber ist es, daß jenes Nationalunglück ganz Sachsen mit Schrecken erfüllte und der entscheidendste Antrieb wurde, eine bessere Vertheidigungsanstalt des Landes, (als sich von dem elenden Ueberbleibsel des Heerbanns erwarten ließ) einzurichten.

Otto der Erlauchte Ludolfs jüngerer Sohn, folgte seinem auf dem Wahlplatze gebliebenen Bruder Bruno, im Generalkommando. — Er bewog durch sein Ansehen und seine Weisheit nicht nur die weltlichen Großen, sondern auch Bischöfe und Prälaten, mittelst reichlicher Zuschüsse die Dienstmannschaft auf solchen Fuß zu stellen, daß man fortan des Heerbanns zur Landesvertheidigung ganz entbehren könne. Des Herzogs Hausmacht gewann dabei außerordentlich, denn zur Unterhaltung seiner zahlreichen Dienstmannen, mußten billig die von ihm geschützten Stifter durch reichliche Lehen steuren; dies ist vielleicht der wahre Grund, warum wir Ottos Nachkommen im Besitze so vieler Lehen von Stiftern erblicken. (IV.) **)

Ganz Sachsen wurde nun von Otto dem

---

*) *Legenda Ebbeksdorf. apud Leibnit. Scr. B. Tom. I. p.* 184. sq. vergl. mit *Annal. Fuld.* ad. an. 880. und *Regino.* ad. an. 880.

**) Die Meinung des scharfsinnigen J. Möser, den ich hier dankbar zu meinem Führer wähle.

Erlauchten, mehr als von irgend einem seiner Vorfahren so abhängig, daß keiner der Fränkischen Großen sich ihm gleich zu stellen vermochte. Es lag auch im Plane der neuen Vertheidigungsanstalt, die gemeinen Wehren bloß zu den schlechtesten, allenfalls von Troßknechten zu versehenden Kriegsdiensten, als Schanzarbeiten, Proviantfuhren u. s. f. zu gebrauchen. Dies mußte aber natürlich den letzten Funken des alten Kriegs-Geistes dergestalt anschürren, daß jeder auf sein kleines Gut lieber einen Knecht setzte und unter das Dienstmannsbanner trat, als sich so schimpflich zum Troßbuben herabwürdigen ließ. Hatten vorhin zwei den dritten, oder ihrer drei den vierten zum Heerbann gegeben und, während er zu Felde lag, sein Gut bestellt, so wollte nun lieber jeder Soldat seyn. — Anstatt, daß sonst jeder Hof einen freien Mann zur Landwehr stellte, mußte er fortan durch aufgebrachte Steuern einen Dienstmann erhalten.

Der hochherzige Otto konnte dergleichen Leute schon auf gewisse Weise als Unterthanen betrachten; — National- und Familieninteresse schmolzen also jetzt allmählig zusammen. Der kluge Fürst war nun genöthigt sich seiner Gemeinen anzunehmen, wenn es auch nur geschah, um die Mittel nicht zu verlieren, welche zur Erhaltung seines neuen Kriegsstaats dienten.

Dies war allerdings der letzte Schlag, wel-

cher die alte Nationalehre traf. Fehde und Landwehr konnten jetzt nicht mehr geschieden werden und der Dienstmann durfte nicht fragen, was der Nation ein Krieg fromme, welchen sein Kriegs- und Schutz-Herr, aus Fehdelust, Rachgier oder Vergrößerungstrieb unternahm. Die letzten Kaiser aus Karolingischem Stamm, hatten (beschäftigt genug durch eigene Fehden und genöthigt sich ihren Großen in die Arme zu werfen) weder Zeit noch Macht, jenen Anomalien zu steuren. In dieser Lage, war selbst der sonst thätige und mit großen Regententalenten ausgerüstete Arnulph. Er mußte jede Macht brauchen wo und wie er sie fand! — Ueberdem war er vorzüglich durch die Hülfe der Sächsischen Genossen zum Throne gelangt und sah sich sogar genöthigt den mächtigen Ständen stillschweigend die Gemeinen aufzuopfern, damit er sich ihrer Dienstmannen bedienen könnte. Diese Maasregel war doch nach der Lage der Dinge, welche kein anderes Rettungsmittel zuzulassen schien, nicht so verderblich, als eine andere, wozu ihn die erbitterte Feindschaft gegen die Mähren und ihren stolzen Herzog Zuentibold verleitete. Er hetzte den Mähren die Ungarn auf den Hals und diese thaten wirklich das ihrige nach seiner Absicht. Allein zugleich ward ganz Deutschland an den Ungarn ein so furchtbarer Feind geschaffen, daß man über seine verwü-

stende Grausamkeit, fast aller von den Normannen erfahrenen Drangsale vergaß.

Als endlich der Karolingische Mannsstamm in Deutschland mit Ludwigs Tode erlosch, war zu befürchten, daß der so sehr zerrüttete Staatskörper ganz zerfallen würde. Die Ungarn verwüsteten Ober-Deutschland und Sachsen so gewaltig, daß alles bei Strafe des Stranges zur Landesvertheidigung aufgeboten werden mußte. An den Küsten schwärmten die Normannen umher. Slaven und Wenden brachen ohne Unterlaß über die Elbe herein, und im Innern herrschte weder Ordnung noch Eintracht. Die ganze Karolingische Staatsverfassung war umgerüttelt worden.

Otto der Erlauchte (Herzog der Sachsen) überwog nicht nur durch seine Hausmacht die übrigen Fürsten, sondern auch der Glanz seiner wahren Verdienste und seine Ansprüche als ältester Reichsgeneral, gaben ihm das nächste, nach damaligen Begriffen entschiedenste Recht zum Throne. Die Nation wollte ihn wirklich auf denselben erheben; aber der kluge Fürst lehnte aus wahrer Politik, sein Alter vorschützend, die angetragene Krone ab, und empfahl den Ostfränkischen Grafen Konrad zum Throne. — Konrad bewies sich der freundschaftlichen Empfehlung besonders dadurch würdig, daß er des

erfahrenen Otto's Rathschläge folgte *). Allein nur zu bald wurde ihm dieser wohlthätige Freund durch den Tod entrissen (J. 912.). Konrad glaubte es jetzt dem Reichsbesten und der Wiederherstellung des so sehr gesunkenen königlichen Ansehens zuträglich, die zu große Gewalt Heinrichs, der seinem Vater Otto im Sächsischen Herzogthume folgte, einigermaßen zu beschränken.

Heinrich hatte sich durch Tapferkeit, Vorsicht und Unternehmungsgeist bereits bei'm Kriege gegen die Wenden im Meißnischen hervorgethan. Alle Sächsische Großen waren ihm ihres eigenen Interesse willen ergeben, und das Sächsische Volk schien unter seiner Führung in jeder Hinsicht den Franken den ersten Rang streitig machen zu wollen. Konrad ließ also zwar Heinrich das Herzogsamt und die angestammten Allodien, behielt aber einen ansehnlichen Theil der Reichslehen zurück. Schon diese Beschränkung nahmen die Sächsischen Großen, ihr eigenes künftiges Loos ahnend, sehr übel auf, und riethen dem Herzoge, sich mit Gewalt der Waffen in den väterlichen Rechten zu behaupten. Konrad merkte,

*) *Witich.* lib. I. sagt von Otto in dieser Hinsicht: penes Ottonem tamen summum semper et ubique vigebat imperium; — und von Heinrich: libera potestate regnavit.

welchen harten Stand er haben würde. Er willigte also in den Vorschlag des Erzbischofs Hatto von Mainz: den Gefürchteten auf einer Gasterei durch ein Bubenstück aus dem Wege zu räumen. Doch vielleicht hat die alte kaum beschwichtigte Feindschaft der Sassen gegen die Franken bloßen Verdacht zur Gewißheit erhoben!

Etwas dergleichen muß indessen wol vorgefallen seyn, denn Heinrich rächte sich fürchterlich an Hatto. Er besetzte Thüringen und jagte alle, die es mit dem Könige hielten, aus diesen Gegenden fort. Als Konrad darauf seinen Bruder Eberhard mit einem Heere nach Sachsen schickte, wurde dieses von Heinrich bei Ehresburg gar übel empfangen und jämmerlich heimgeschickt. Der König wollte nun selbst den Schimpf rächen, und brach mit der ganzen Fränkischen Macht gegen Heinrich auf. Dieser zog sich in die Burg Grona unfern Göttingen, und gewann dort durch List seines Getreuen des Ostphälischen Grafen Ditmar, ein so furchtbares Ansehen, daß die Franken unverrichteter Sache wieder abzogen. Heinrich behauptete also seines Vaters Macht in Sachsen, und wurde endlich durch Vermittelung mehrerer Großen mit dem Könige wieder ausgesöhnt.

Konrad (selbst ohne Leibeserben) war überzeugt, daß sich sein Bruder Eberhard auf dem Throne nicht wider den mächtigen, von ganz

Nord-Deutschland unterstützten Heinrich, würde behaupten können. Vielmehr drohete in diesem Falle die alte gegenseitige Eifersucht der Sassen und Franken das Reich vollends zu zerrütten. Der sterbende König bewog also aus Patriotismus seinen Bruder, den Absichten auf die Krone zu entsagen, und erhielt von den versammelten Reichsfürsten das Versprechen: Heinrich als den Würdigsten zum Könige Deutschlands zu wählen.

Dies fruchtete so viel, daß, nach des edeln Fürsten Tode (23sten December 918), Eberhard selbst dem Sächsischen Herzoge die Reichsinsignien überbrachte. Daß Heinrich die erste Nachricht von dieser Wahl auf seinem Vogelheerd, unfern der Staufenburg im Lisgau, empfangen habe, ist ein bekanntes Geschichtchen, und es war wol zu erwarten, daß ihm der Chronikenwitz seines Zeitalters jenes Umstandes wegen den Beinamen des Finklers oder Vogelstellers aufheften würde.

In der That konnte Deutschland keine glücklichere Wahl treffen, denn Heinrich war unstreitig einer der weisesten und besten Regenten, welche das Deutsche Reich jemals gehabt hat. Er lehrte die Deutschen erst ihre Kräfte kennen und sie zweckmäßig gegen die Ausländer gebrauchen. — Als Staatsmann weise, als Feldherr tapfer und unternehmend, als Mensch redlich und leutselig, als Freund bieder und treu,

verstand er selbst die Franken sich dergestalt geneigt zu machen, daß sie sich um die Wette beeiferten, ihm gefällig zu werden. — Selbst die Wiedersacher seiner Wahl zu Deutschlands Haupt, den tapfern Herzog Burkard von Schwaben, und den Bairischen Herzog Arnulph, wußte er durch Entschlossenheit, Nachsicht und Milde dahin zu stimmen, daß sie sich in den allgemeinen Willen der Nation fügten. Wir zeichnen jedoch nur die glänzenden Züge seines erhabenen Gemäldes, welche zunächst unser Vaterland wohlthätig bestrahlten.

Heinrich liebte vorzüglich sein vaterländisches Volk, die Sassen. In seiner Mitte war er erwachsen; hier war seine Hausmacht; hier blüheten die ersten Früchte seiner Tapferkeit; hier umgab ihn die Liebe seiner treuen Dienstmannen und die Achtung der Gemeinen; hier sah sein jugendliches Auge die Greuel der durch Ungarn und Normannen angerichteten Verwüstung mit hoch aufflammendem Grimm; hier fesselten seinen edeln Geist tausend patriotische Erinnerungen; hier gebar ihm seine Mathilde den ersehnten Erben seines Ruhms, und hier hatte er auch schon früher unabhängig von königlicher Willkühr, als oberster Herzog des Tapfersten der Völker im Deutschen Reichsvereine, die Zügel des Gemeinwesens gelenkt.

Politik und Patriotismus bestimmten ihn

gleich stark bei seiner Gelangung zum Throne, das Herzogthum nicht abzugeben. Er verbat Salbung und Krönung, welche der Erzbischof von Mainz, Hildiger, an ihm verrichten wollte. Diese scheinbare Demuth machte ihm nicht nur die Franken, denen es noch immer wehe thun mochte die Herrschaft von ihrem Hause auf den Sächsischen Stamm übertragen zu sehen, gewogen, sondern sie erhielt ihm auch seine, durch Verschwägerung mit der Wittekindschen Familie vergrößerte Hausmacht, ohne welche er schwerlich den Hunnen gewachsen gewesen seyn würde. Heinrich blieb also ungesalbter König und Herzog von Sachsen. Deutschlands Glanz zu vermehren war sein edler Plan; doch sollte Deutschlands Größe auf dem Stamme der Sassen ruhen! Darf man ihm diesen Patriotismus verargen?

Sein Blick faßte richtig den Hauptmangel der bisherigen Kriegsverfassung, auf welche sich doch der ganze Staat lehnte. Die Dienstmannschaft war zwar unendlich verstärkt und der Heerbann in eben dem Maaße gesunken; aber dennoch konnte die erstere den Verwüstungen der Ungarn, welche auf ihren leichten Pferden überall herumstreiften, nicht wehren, wovon die beiden letzten furchtbaren Einfälle im Jahre 922 und 924 schreckliche Beweise geliefert hatten. Heinrich war so glücklich, einen der vornehmsten Ungarischen Heerführer in seine Gewalt zu bekommen, und machte

seine Freigebung zur Bedingung eines neunjährigen Waffenstillstandes mit dem räuberischen Volke.

Diese Frist wurde zur Ausführung einer Maasregel benutzt, deren Zweckmäßigkeit Heinrich vielleicht schon als Herzog erkannt, doch nicht Macht genug gehabt hatte, sie in Ausführung zu bringen. Als Reichsoberhaupt konnte er jetzt ohne Widerrede über den gesammten Heerbann entscheiden, welcher zwar nach seiner gegenwärtigen elenden Verfassung in offenem Felde von geringem Nutzen war, zur Vertheidigung befestigter Orte aber doch wol gebraucht werden mochte.

Außer einzelnen zerstreuet liegenden Burgen gab es bis dahin im Sassenlande keine befestigte Orte. Heinrich befahl deren mehrere anzulegen. Er ließ manchen schon vorhandenen Flecken mit Mauren umgeben, verlegte selbst seine Residenz aus dem Reichspalaste zu Werla, welcher sonst bei Burgtorf im Hildesheimschen stand, an einen Vorberg des Harzes, und ward solchergestalt Stifter der nachmals hochberühmten Reichsstadt Goslar. Außer Werla lagen noch vier Reichspaläste im Sassenlande *). Merseburg und Mei-

*) Sachsenspiegel lib. III. art. 62. Vif Stede de Palenze hetet, ligget to Sassen in den Lande, der de coningh echte hove hebben sol. Det erste is *Grona*, det andere *Werle*, der is to *Goslere* gheleget, *Walhusen* is de derde, *Alsted* de verde, *Merseburg* de vifde.

ßen wurden als Zwinger der Milzienischen Wenden erbauet. Quedlinburg verdankt gleichfalls dem Eifer Heinrichs sein Entstehen, und nicht unwahrscheinlich mochten Helmstedt an Elm und Schaheningen in jener Gegend zu gleichem Zwecke befestigt worden seyn. Da die bischöflichen Sitze überdem in den Hauptorten des Landes angelegt werden mußten, so wurden auch diese in feste Posten verwandelt, hinter deren Mauren das flüchtende Landvolk Schutz fand.

Die Wehren vom platten Lande mußten den neunten Mann zur Bevölkerung dieser sogenannten Städte hergeben, und die Vertheidigung ihrer Mauren war bloße Heerbannspflicht. Der neue Bürger sollte für die auf dem Lande Zurückgelassenen ein Haus in der Stadt erbauen, und sich den dritten Theil von allen Feldfrüchten, welche jene auf ihren Gütern gewannen, abliefern lassen, damit in Kriegszeiten die neue Stadt zum allgemeinen Zufluchtsorte und zum Hauptmagazin dienen konnte. Des neuen Bürgers Wehrgut draußen ward dafür unter die Zurückbleibenden vertheilt.

Ferner sollten alle Gastereien, Versammlungen, Jahrmärkte u. s. f. in den Städten, deren Voigte kaiserliche Reichsbeamte waren, gehalten werden. Es entstanden also hiedurch mehrere in der altsächsischen Verfassung durchaus anomalische Gemeinheiten, und ihr Einfluß auf die Kultur der Nation hat den wunderbarsten Kontrast zwi-

schen alten und neuen Begriffen von Ehre, Freiheit u. s. f. erzeugt.

Geist des Krieges und Bedürfniß der Sicherheit gegen die drohenden Einfälle eines flüchtigen Räubervolks, war freilich der Hauptgrund, welcher die Menschen zum näher Zusammenrücken hinter wohlbefestigte Mauern in jenen rohen Zeiten antrieb. Das wenigste von dem, was nachmals aus der Bildung freier Municipalverfassungen entstand, mochte selbst der treffliche Heinrich ahnen. Nahe Wirkungen lagen indessen auch jetzt schon klar vor Augen. Der Berührungspunkte unter den, sonst auf zerstreueten Höfen lebenden, jetzt näher zusammengerückten Menschen, wurden immer mehrere. Besser gedieh nun die Vertheilung der Arbeit, und jede Familie brauchte fortan nicht mehr sich selbst alles in allem zu seyn. Vervielfältigt wurden die Bedürfnisse, der Markt für die gewonnenen Produkte des Landbaues, für die der Handarbeit und des Kunstfleißes, erweiterte sich mit ihnen zugleich. Das nahe Meer, ein schiffbarer Strom, eine entdeckte Salzquelle unfern, oder wohl gar innerhalb des Bezirks der Stadtmauer, kurz jede Begünstigung der Natur, der Lage und des Bodens, auf welchem der größere Menschenhaufen zusammengerückt war, mußte den Fleiß, den Erwerbsgeist und mit ihnen zugleich die Idee einer höhern Freiheit wecken. —

Bei weiten nicht alle Bewohner der ersten befestigten, mit den Stadtnamen beehrten Oerter, waren Freie. Nur von denen, die zur Vertheidigung der Mauern aus Heerbannspflicht die Waffen führten, mag dies behauptet werden. Viele Vasallen, Leibeigene, Knechte u. s. f., zogen ihnen nach in die neue Stadt. Auch hier wohnten also wieder Herren und Knechte zusammen. Aber eben die nähere Zusammenrückung dieser verschiedenen und in ihren Rechten so weit von einander abstehenden Menschenklassen, machte das Bedürfniß einer neuen für die Gesamtmasse zweckmäßigern Gesetzgebung mit jedem Jahre fühlbarer. Aus dieser Gährung so verschiedener Stoffe, mußte irgend ein neues Erzeugniß erwachsen, und es erwuchs wirklich daraus. Heinrichs nächster Zweck ward wohlthätig erreicht.

Die kümmerlichen Ueberbleibsel des alten Heerbanns waren nun zweckmäßig benutzt. Aber auch die Dienstmannschaft der Großen mußte besser eingerichtet werden, wenn man gegen schnelle Feinde mit Nachdruck und Glück fechten wollte. Der König vermochte daher die Hauptherren des Landes, neben ihren edeln Lehnsleuten aus den Hintersassen eine gemeine Dienstmannschaft zu errichten, welche sich nach ergangenem Aufbot unter das Banner des Grafen, Edel- oder Kirchenvoigts versammeln könnte. Nun diente der Bür-

ger zur Vertheidigung seiner Stadt, und der Leut zog vom geliehenen Gute unter seines Schutzherrn Kommando ins offene Feld. Um diese Leute gemeinschaftlich mit den Bürgern zum Kriege geschickt zu machen, um den fast erloschenen Kriegsgeist wiederherzustellen, erneuerte Heinrich das uralte Nationalschauspiel (den Kriegstanz) durch ritterliche Uebungen, welche vorzüglich in den Städten gehalten wurden. Indessen mochte jeder Burgherr seine Mannen auch draußen nach besten Vermögen abrichten, damit sie in den ritterlichen Spielen mit Ehren beständen. Heinrich selbst war in dergleichen Ritterspielen so geübt, daß er Vornehmen und Geringen das Muster zur eifrigsten Nachahmung wurde und auch dadurch den entscheidendsten Einfluß auf die Nationalerziehung erhielt.

Er sammelte überdem ein ganzes Korps von Leuten, die sich bisher nur von Straßenraub genährt hatten. Er bildete aus ihnen eine furchtbare Legion, und legte sie in Merseburg zur Besatzung, wo sie durch Streifereien den Wenden so viel Abbruch als möglich thun mochten, doch ausdrücklichen Befehl hatten, sich an ihren eigenen Landsleuten auf keine Weise zu vergreifen. Dennoch zögerte Heinrich den neuen Heerbann ins Feld zu bringen. Endlich wagte er's, ihn zuerst gegen die Wenden zu führen. Das Heer rückte im härtesten Winter vor der Haveler Hauptort

Brandiborg, lagerte sich auf das Eis und zwang durch Hunger, Schwerdt und Kälte die Feinde zur Uebergabe (J. 927). Dann gieng es gegen die Daleminzier im Meißenschen, deren Hauptort Gana nach zwanzigtägiger Belagerung erstürmt und der Plünderung preisgegeben wurde (928). Nach einem glücklichen Feldzuge in Böhmen, traf die Reihe die Normänner, welche in Verbindung mit den Slaven Friesland und Sachsen verheerten. Heinrich gieng mit seinen geübten Schaaren sogar über die Eider, und nöthigte den Normannischen König Gorm um Friede zu bitten. Der Treulosigkeit dieses meistens von Raub und Plünderung lebenden Volks wenig vertrauend, rückte Heinrich die Reichsgränze bis Hadeby oder Schleswig hinaus, ließ in das den Normannen abgenommene Stück Land eine Sächsische Kolonie führen, und bestellte zur Beschützung dieser Gränze einen Markboten oder Markgrafen. In eben der Absicht war zwei Jahre vorher (829) die Merseburger Legion zu Markmännern bestimmt und die Meißensche Markgrafschaft eingerichtet worden. Unter des Markgrafen Oberbefehl hatte dort der Burggraf die Besatzung der Gränzfestung zu kommandiren. Man sieht auch daraus den weit ausgreifenden Plan des klugen Regenten.

Jetzt war endlich der mit den Ungarn geschlossene Waffenstillstand abgelaufen, und sie

schickten wirklich Gesandte, um die versprochenen Geschenke abzufodern. Aber diese wurden gar schimpflich zurückgewiesen. Nun fielen die erbitterten Ungarn in ungeheurer Menge durch das Gebiet der Daleminzier in Thüringen. Sie theilten ihr Heer dort in zwei Haufen, deren einer sich an der Saale setzte, der andere aber westwärts zog, um Sachsen von zwei Seiten zugleich anzugreifen (J. 933).

Der letztere wurde von der Sächsischen und Thüringischen Dienstmannschaft unter Kommando des Meißenschen Markgrafen geschlagen und gänzlich zerstreuet. Gegen das andere Heer, welches Merseburg belagerte, rückte der König mit dem neuen Sächsischen Heerbann selbst vor. Zwar hielten die Feinde Stand und suchten durch angezündete Feuer, nach alter Gewohnheit, ihre zerstreueten Schaaren an sich zu ziehen; aber Heinrich drang ihnen mit seinen muthigen Mannen so schnell und furchtbar auf den Hals, daß schon der erste Angriff die ganze Sache entschied. Die Ungarn zerstreueten sich in wilder Flucht, und freilich konnten die schweren Streitgäule der Sassen die leichten Ungarischen Klepper nicht einholen, weswegen ihnen auch nur wenige Feinde in die Hände fielen. Allein das ganze Lager ward den Siegern zu Theil. Eine Menge Gefangener wurde befreiet und den Ungarn ein solcher Schreck eingejagt, daß sie es lange Zeit nicht wieder wag-

ten, Sachsen zu beunruhigen. Heinrich wollte nach diesen für sein Vaterland so wohlthätigen Thaten, auch die glänzendere Kaiserkrone erwerben und darum nach Italien gehen. Aber eine nahen Tod verkündende Krankheit hinderte die Ausführung dieses Unternehmens, wovon Deutschland doch keinen wahren Vortheil gehabt haben würde. Heinrich ließ sich auf seinem Todbette von den zu Erfurt versammelten Fürsten das Versprechen leisten: daß sie seinen Sohn Otto zum Könige wählen wollten, und starb bald darauf am 2ten Jul. 936, im sechszigsten Jahre seines Lebens. Ehre der im Münster zu Quedlinburg ruhenden Asche des Fürsten, welcher den Beinamen des Großen ungleich mehr als mancher andere, den Schmeichelei damit beehrte, verdient hat!

Er hinterließ von seiner ersten Gemahlin, die wegen eines Gelübdes von ihm geschieden ward, einen Sohn Namens Thankmar *). Mathilde, aus Wittekindschen Stamme, hatte ihm drei Söhne: Otto, Heinrich und Bruno; und zwei Töchter: Gerberge und Hetwig, geboren, welche beide an mächtige Fürsten vermählt

*) Die Ehe ward darum nicht für gültig, und der in derselben erzeugte Thankmar nicht für echt angesehen. Vid. *Ditmar* lib. I. bei'm *Meibom.* R. Germ.

wurden. — Otto, Heinrichs ältester Sohn, ward von den zu Aachen versammelten Fürsten (trotz der verwittweten Königin Machinationen für ihren Sohn Heinrich) feierlich gekrönt und auf den Thron gehoben, wobei vier Herzöge die nachmaligen Reichserzämter verwalteten.

Zwar schien Otto den Thron unter günstigen Umständen zu besteigen; aber in seiner Familie selbst wucherte ein giftiger Keim der Zwietracht und des Neides. Der überstrahlende Glanz der Sassen und ihr gewaltiger Stolz, vermöge welches sie sich durch jede Bedienung, die nicht unmittelbar dem Könige geleistet wurde, für erniedrigt hielten *), beleidigte auch die Franken empfindlich und schürte mächtig den alten Haß wieder an. Otto's eigener herrschsüchtiger, — mehr auf Glanz, als auf wahres Nationalwohl erpichter Geist kam endlich hinzu, um seine Regierung bei weiten weniger glücklich zu machen, als man wohl hätte erwarten sollen.

Wir werden unserm Plane getreu nur dasjenige ausheben, was in wesentlicher Verbindung mit den Schicksalen unsers Vaterlandes steht! — Otto von Anfang gegen seine eigene Mutter mißtrauisch, zwang sie, sich in Quedlinburgs klöster-

*) Wittechind lib. II. p. 644. apud. Leib. l. c. gesteht dies selbst.

liche Stille zurückzuziehen. — Erst neun Jahre nachher ward das gute Vernehmen einigermaßen wieder hergestellt.

Der Haß der Franken gegen die stolzen Sassen brach bald in offene Fehde aus, indem Eberhard, Herzog von Franken, als Bruder des Königs Konrad, vormals selbst Thronbewerber, jenen Uebermuth am heftigsten empfindend, die Güter des Sächsischen Grafen Brüning überfiel, den Hauptort Elveri (Elmershausen an der Weser) verbrennen und fast alle Einwohner niederhauen ließ. Otto mußte gegen den mächtigen Fürsten mit Schonung verfahren. Er verurtheilte ihn also nur zu einer ansehnlichen Geldstrafe; doch wurden seine Gehülfen mit der schimpflichen Strafe des Hundetragens belegt. Dies erbitterte die Beschimpften noch mehr. Sie verwüsteten und mordeten im Lande von neuen. Eberhard fand sogar an dem zurückgesetzten (Halbbruder Otto's) Thankmar einen treuen Gehülfen seiner rachsüchtigen Plane.

Otto folgte nämlich in Ansehung des Herzogthums Sachsen, mit welchem auch Thüringen vereint worden war, seines Vaters Politik. Er hatte den Markgrafen *) Siegfried zu seinen

*) Ditmar lib. II. nennt ihn einen Grafen von Merseburg, und wahrscheinlich war er unter Heinrich auch nur Burggraf. Otto hob ihn aber.

Statthalter ernannt. — Als Siegfried starb, nahm Thankmar, wegen Verwandschaft von mütterlicher Seite, des Verstorbenen Rechte und Lande in Anspruch; — dennoch ward Markgraf Gero an Siegfrieds Stelle gesetzt. — — Der erbitterte Thankmar verband sich nun mit Eberhard, eroberte Bardilick an der Ruhr, und nahm seinen eigenen Halbbruder Heinrich daselbst gefangen. Da brach Otto mit einem gewaltigen Heere gegen die Empörer auf, welche sich der Ehresburg bemächtigt hatten, und von dort aus das Land verwüsteten. — Durch die Flucht entkam Eberhard, Thankmar hingegen wurde am Altare der Peterskirche zu Ehresburg von einer durchs Kirchenfenster geworfenen Lanze getödtet — Seine Gehülfen erhielten nach gesetzlichem Ausspruch die Strafe des Stranges.

Heinrich ward nun von Eberhard losgelassen, aber in seinem eigenen Herzen brannte giftiger Neid gegen Otto. Diesen Neid hatte Eberhard während ihrer erzwungenen Bekanntschaft mächtiger entflammt; er hatte dem Prinzen die heiligste Versicherung seines Beistandes zur Erlangung des Throns gegeben. Otto glaubte durch Gelindigkeit zu gewinnen. Er setzte Eberhard, nachdem er ihn auf einige Zeit nach Hildesheim verwiesen, wieder in die verwirkten Würden und Reichslehen. Aber gerade dies Exil benutzte der Erbitterte, um in Sachsen eine mächtige Parthei

für Heinrich zu werben, und die vornehmsten Plätze des Landes mit seinen Getreuen zu besetzen. Heinrich selbst war inzwischen zu seinem Schwager Giselbert nach Lothringen gegangen und hatte ihn willig gefunden, gegen Otto die Waffen zu ergreifen.

Otto eilte, sobald er die Botschaft erhielt, den Empörern entgegen und schlug entscheidend ihr Heer. Heinrich flüchtete nach Sachsen, wo aber der Ruf von des Kaisers Siegen seiner Anhänger Treue wankend machte. — Otto zog nach und belagerte seinen Bruder in der Feste Merseburg, welche dieser nach zweimonatlicher Belagerung übergeben und angeloben mußte: binnen 30 Tagen mit seinen Leuten aus Sachsen abzuziehen. Im Laufe des unglücklichen Bruderkrieges fiel Eberhard in dem mörderischen Treffen bei Andernach, und Giselbert ersoff auf der Flucht in den Fluthen des Rheins.

Nun demüthigte sich Heinrich vor dem siegenden Bruder, und dieser räumte ihm einige Städte Lothringens ein. Aber die Empörung der Merseburger Legion, und die hohe Unzufriedenheit der Sächsischen Großen gaben bald Mittel zur Erneuerung der Empörungen an die Hand. Sachsens Große konnten es nicht vertragen, unter einem bloßen Statthalter zu stehen; denn Heinrich war auch als Deutschlands Oberhaupt ihr Herzog geblieben. Die Merseburger Legion klagte über zu-

rückgehaltenen Sold gegen ihren Markgrafen Gero, aber der Kaiser wollte diesem nicht abfallen. Nun ward es Heinrich leicht, sich durch Geschenke und Versprechungen eine große Parthei zu machen.

In Quedlinburg wollte man bei der nächsten Osterfeier den Kaiser ermorden und sofort Heinrich auf den Thron heben. Allein der Plan ward entdeckt und die Meuterer wurden ergriffen. Nur einer von ihnen, der tapfere Graf Erich, schwang im Getümmel sich auf seinen Streithengst und focht so lange, bis er, der Menge unterliegend, durch einen Lanzenstoß getödtet wurde. Die andern wurden enthauptet. Heinrich, der noch zeitig genug die Flucht ergriff, ward auf Vorbitten der Mutter endlich mit Otto ausgesöhnt, der ihm das durch Berthold's Tod erledigte Herzogthum Baiern schenkte. Diese Aussöhnung scheint nicht das Werk rückkehrender brüderlicher Liebe, sondern Folge der Politik gewesen zu seyn. Otto verband sich durch die Gabe nicht nur den gefürchteten Bruder, sondern er vermehrte zugleich die Macht seines Hauses. Eine Idee, welche ihn nachmals nicht minder bei Besetzung der Herzogthümer Schwaben und Lothringen leitete!

Glänzende Siege hatte inzwischen der Ostsächsische Markgraf Gero über die Wenden erfochten, und seinem Könige das ganze Land bis zur Oder unterwürfig gemacht. Da wurden dann,

um das rohe Volk in den Schafstall der christlichen Kirche zu treiben, Havelberg und Brandenburg zu bischöflichen Sitzen erhoben.

Nicht minder glücklich war der Erfolg des Krieges gegen die Dänen, welche sich der Unruhen in Deutschland zu Nutze machen und das von Heinrich I. eroberte Landstück wieder an sich bringen wollten. In dieser Absicht tödteten sie die königlichen Befehlshaber in der Mark Schleswig, ermordeten sogar den Markgrafen und zerstörten die ganze Sächsische Kolonie. Otto drang nun ins Herz des Landes mit Feuer und Schwerd, und seine Banner flatterten selbst am westlichen Arme des Meerbusens Limfiord, welcher von diesem Siegszuge den Namen Ottensund erhalten haben soll. Harald Blatand, der Dänen König, wollte mit einem mächtigen Heere den Rückzug der Sassen sperren; da kam es zum verzweifelten Treffen, in welchem die Dänen völlig besiegt und nebst ihrem Könige zur Annahme des Christenthums gezwungen wurden. Die neue Gottesgabe ihnen zu erhalten, stiftete man die Bischofthümer zu Schleswig, Aarhaus und Ripen. — Alle drei wurden dem erzbischöflichen Sitze zu Hamburg untergeordnet.

Sachsens Glanz von außen war damals groß, denn auch die Ungarn, welche einen neuen Einfall versuchten und zwei Korps zur Verwüstung des Landes aussandten, wurden entscheidend

geschlagen. Ihr eines Korps traf der Sachsen Schwerd unfern des Klosters Steterburg, — das andere wurde beim Drömlinge an der Aller aufgerieben. — Leider! traten aber jetzt neue Ereignisse ein, welche Sachsens innere Ruhe zernichteten und seine Großen verleiteten, des Landes beste Kräfte zur Verfechtung fremder Händel in Italien zu vergeuden.

Otto's erste Gemahlin Editha, welche ihm nur einen Sohn Namens Ludolf gebar, war nämlich schon im Jahre 947. gestorben. — Bald darauf trug dem königlichen Wittwer, Graf Azzo, mit der Hand Adelheids, Königs Lothar kluger und schöner Wittwe, die glänzendste Aussicht zur Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone an. Diese Gelegenheit ergriff Otto, seinem aufs Glänzende erpichten Charakter gemäß, mit beiden Händen. Er gieng nach Italien, eroberte Pavia und erhielt dort mit Adelheids Hand wirklich die Lombardische Königskrone; einige Jahre nachher (961.) ward er auch vom Pabst Johann dem 12ten zum Kaiser gekrönt.

Adelheid war allerdings eine kluge Dame, aber ihr Eintritt in Otto's Haus regte doch neues Unheil an; denn Ludolf fürchtete, durch ihren Sohn, seinem Halbbruder Otto, in der Thronfolge beeinträchtigt zu werden. Dazu kam, daß Heinrich von Baiern ihn bei Adelheid, diese dann wieder bei seinem Vater verschwärzte. — —

Ludolf gieng also mißvergnügt aus Italien. — Als die Irrungen bald noch verwickelter wurden, machte er gemeine Sache mit dem abgesetzten Könige Berengar, und hieng sich an die mißvergnügten Sächsischen Großen. Diese hatte Otto erst überhaupt durch Ernennung des Grafen Hermann Billung zum Statthalter Sachsens (V.) und bald darauf insbesondere die Billunger Wichmann und Eckbert, durch Erhebung ihres jüngern Bruders zum Herzogsamte dergestalt beleidigt, daß sie gern jede Gelegenheit ergriffen, welche Rache und Genugthuung zu versprechen schien. Sogar die Ungarn wurden, um dem Kaiser eine Diversion zu machen, ins Land gelockt.

Die Sassen hatten vollauf mit den Wenden zu schaffen; ihre Großen hielten theils des Kaisers, theils seines Sohns Parthei, und in Ober-Deutschland hauseten die Ungarn mörderisch. Diese wurden jedoch in der berühmten Slacht am Lech aufs Haupt geschlagen und dergestalt gezüchtigt, daß die bisherige Furcht vor ihnen auf einmal verschwand. Der tapfere Konrad von Schwaben, damals schon wieder versöhnt mit dem Kaiser, blieb in jenem Treffen, indem ihn, als der Sieg bereits erfochten war und er seinen Helm lüftete, ein feindlicher Pfeil hinstreckte. Ludolf ward endlich mit dem Vater versöhnt und fand, wie so viele Deutsche, sein Grab in Italien.

Unglückbringend war überhaupt die Verbin-

dung dieses Landes mit Deutschland, und selbst bei allen glänzenden Thaten, welche Otto in Italien ausführte, mußte er dennoch stets der Römer tückische Hinterlist fürchten. Die Pest fraß dort sein schönstes Heer auf. Als grobe Tölpel wurden seine biedern Sassen von Griechen und Römern verachtet. — Ein Schandbube auf St. Peters Stuhle entwarf gegen ihn den teuflischsten Mordanschlag, welcher nur durch Deutsche Tapferkeit und Treue vereitelt werden konnte.

Otto's Regierung zeichnete sich im Ganzen durch glänzende Freigebigkeit aus. Das Erzbisthum Magdeburg verdankt ihm seine Stiftung, und die bischöflichen Sprengel von Halberstadt, Minden, Verden, Merseburg, Meißen und Hildesheim wurden dem Magdeburger Erzbischofe unterworfen, dessen Residenz der Kaiser außerordentlich verschönern ließ. — An dieser kaiserlichen Freigebigkeit nahm auch Quedlinburg Theil. Das Kloster St. Ludgeri bei Helmstädt erhielt durch seine Gunst reichliche Schenkungen. Otto's Mutter, Mathilde, gründete das Kloster Nordhausen. — Ueberhaupt durften Prälaten und Bischöfe sich über diese Familie nicht beklagen.

Glückliche Zufälle, als z. B. die Entdeckung der Schätze des Rammelsberges bei Goslar, und die reichlichere Ausbeute des Lüneburger Salzwerks kamen hinzu, um Otto's Regierung vortheilhaft auszuzeichnen. — Allein der bürgerliche

Zustand der Sassen ist durch sie keineswegs verbessert worden. Denn er gab das gemeine Gut gern denjenigen preis, welche zu seinen auswärtigen Kriegen ihm einige wohlgerüstete Dienstleute zuführten. — Ein Ritter, welcher mit über die Alpen zog, war ihm lieber, als tausend Wehren, die zu jenen Kriegen keine Auflagen bezahlten, und keine andere Pflicht als die der Landesvertheidigung leisteten. Falsche Ansicht der Zeitumstände verleiteten ihn auch zu dem Wahne: das Deutsche Reich würde seines Heerbanns nie wieder bedürfen. — Darum trug er selbst gern dazu bei, daß derselbe verachtet und völlig zersprengt wurde.

Bei dem Allen gefielen sich doch die Sassen in dem Glanze eines Kaisers aus ihrem Stamme, und wahrscheinlich hat ihn dieser Nationalstolz den mit Unrecht erworbenen Beinamen des Großen erhalten. — Wenn der Werth einer Regierung bloß nach dem Maßstabe ihres äußerlichen Glanzes gemessen werden soll, so können nur wenige Herrscher Deutschlands mit Otto verglichen werden. Allein an wahrer Regentengröße, an reinem Patriotismus und ächter Politik steht Otto seinem Vater Heinrich weit nach. Auch ist wol nicht zu leugnen, daß über einen Regenten, welcher fast Allen mißfällt, und der in seiner eigenen Familie so viele Feinde hat, als es bei Otto der Fall war, mit Recht das Urtheil gefällt wer-

den mag: er müsse mehr stolz, egoistisch und eigensinnig, als königlich groß; — mehr zwecklos verschwenderisch, als weise freigebig; — mehr herrisch prunkend, als fürstlich großmüthig gewesen seyn. — Der letzte Mißgriff seiner nur auf äußerlichen Glanz erpichten Politik war unstreitig die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des griechischen Kaisers; denn die stolze Theophania brachte neues Unheil in seine Familie, und wandte sogar das Herz der Nation von ihr ab.

Otto starb zu Quedlinburg ein und sechszig Jahre alt (J. 972.), und ward zu Magdeburg begraben. Seinem Sohne Otto II. hatte er schon vorher die Krone gesichert. Aber auch die Regierung dieses Jünglings ist mehr glänzend als segensreich für unser Vaterland gewesen.

Gleich Anfangs hatte er mit seines Vaters Bruder Sohne, Heinrich, Herzog von Baiern, weit aussehende Händel. — Heinrich glaubte sich durch Otto von Schwaben beeinträchtigt, und doch wollte der neue Kaiser ihm das Recht nicht zusprechen. Nicht nur die Bairischen Großen, sondern auch die Herzöge von Polen und Böhmen verleiteten den Erbitterten zu höchst gefährlichen Entwürfen. — Der Kaiser foderte ihn zur Rechtfertigung auf eine Versammlung der Fürsten. — Hier ward er schuldig erkannt, seines Herzogthums entsetzt und nach Ingelheim in Ver-

wahrung gebracht. Glücklich entwischte er zwar, und eilte zu seinem Freunde Boleslav nach Böhmen, auch gieng der nun ausbrechende Krieg anfänglich unglücklich für den Kaiser. Als aber Boleslav, den eigenen Vortheil besser bedenkend, sich mit dem Kaiser aussöhnte, nahm für Heinrich die Sache ein jämmerliches Ende. Nach der Fürsten Ausspruche ward er seines Herzogthums auf immer entsetzt und in strenges Gefängniß nach Utrecht geführt. Am wehesten mußte es ihm thun, seinen Todfeind Otto von Schwaben im Besitze des Herzogthums Baiern zu sehen!

Was Männerfeindschaft begann, vollendete Weiberzwist. Bald ward die verwittwete Kaiserin Adelheid durch ihre herrschsüchtige Schwiegertochter von den Regierungsgeschäften verdrängt. Sie zog sich nach Burgund zu ihrem Bruder Konrad zurück. Das arme Sachsen büßte den Familienzwist hart genug; denn aufgewiegelt von Heinrich fielen die Dänen, unter ihrem Könige Harald, ins Land und hauseten jämmerlich. Der Kaiser selbst gieng zwar bis Dannewick und suchte den Gränzwall zu durchbrechen, ward aber mit Verlust abgeschlagen. Endlich gelang es im folgenden Jahre (976.), die befestigten Linien zu erstürmen und dort zum Schutze des Sassenlandes eine starke Festung zu erbauen, welche doch bald nachher von den Dänen erobert und geschleift ward.

Dieser Krieg und die Lothringischen Händel hatten den Kaiser bisher vom Italienischen Zuge abgehalten. — Als beide etwas beschwichtigt waren, gieng er in Begleitung seiner Gemahlin und vieler Sächsischen Großen nach jenem blumigen Kirchhofe. Er versöhnte sich mit seiner Mutter zu Pavia, und fieng den Krieg gegen die treulosen Griechen mit raschem Eifer an. Allein die unglückliche Schlacht bei Bassantello in Kalabrien (J. 982.), wo er sich nur kümmerlich durch die Flucht auf einer Galeere retten konnte, setzte ganz Deutschland in Schrecken und trieb dessen zurückgebliebene Fürsten schnell nach Italien, während Theophania über den Sieg ihrer Landsleute unverholen jubelte.

Sachsens angebauete Fluren traf zu gleicher Zeit ein furchtbares Ungewitter. Die Wenden, des harten Drucks des Nordsächsischen Markgrafen Dieterich überdrüssig, nutzten des Kaisers und seiner tapfersten Dienstmannen Abwesenheit, um das unerträgliche Joch abzuschütteln. Erst griffen sie Havelberg an, hieben die Besatzung nieder und zerstörten den Ort von Grund aus. — Gleiches Schicksal hatte darauf Brandenburg. Weit umher brannten Flecken und Dörfer. Zuletzt drohete noch ein 30000 Mann starkes Heer unter dem Obotritischen Fürsten Mistavi, das Land vollends zu verwüsten. Grafen und Bischöfe boten nun ihre Dienstmannschaft auf, stießen zusam-

men unter des Markgrafen Panier und giengen dem wilden Feinde entgegen. Es kam zu einer für die Wenden höchst unglücklichen Schlacht, und das Schwerdt der Sieger fraß das ganze feindliche Heer. Dennoch setzten die Besiegten den Krieg fort und konnten erst unter Otto III. wieder zum Gehorsam gebracht werden.

Otto II. starb im 30sten Lebensjahre zu Rom und hinterließ einen 3jährigen Sohn, welcher zu Verona bereits von vielen Reichsfürsten gehuldigt, die Regentschaft aber der Mutter und Großmutter anvertrauet worden war. — Jetzt schien für den seiner Haft entlassenen Heinrich die Glückssonne wieder aufzugehen. Er hatte nämlich den unmündigen König seinem Hüter, dem Erzbischof Warin, abgetrotzt und hoffte um so leichter Reichsverweser zu werden, da Theophania sich bei den meisten Fürsten durch ihren Stolz verhaßt gemacht hatte.

Der kluge Erzbischof Williges von Mainz, — die Sage macht ihn zu eines Rademachers Sohn aus Schöningen, — nöthigte indessen, mit Beihülfe mehrerer Fürsten, (die ihren Eid nicht verletzen wollten,) den Herrschsüchtigen zu dem Versprechen: er wolle den jungen Fürsten an einem bestimmten Tage wieder ausliefern. — Dies geschah auf dem Reichstage zu Rohrheim un-

weit Worms, und Heinrich bekam dafür das Herzogthum Baiern zurück.

Theophania war eigentliche Reichsverweserin. Doch erhielten auch des Kaisers Großmutter Adelheid und seine Tante Mathilde, (Aebtissin von Quedlinburg,) bedeutenden Einfluß auf die Geschäfte. Willigis scheint jedoch das Staatsruder am meisten gelenkt zu haben. Der kaiserliche Knabe verdankte die schnelle Entwickelung seiner in der That bewunderungswürdigen Anlagen dem Unterrichte des gelehrten Bernwards, nachmaligen Bischofs von Hildesheim. — Unter Graf Hoico's Aufsicht ward er nicht minder zum tapferen Krieger gebildet. Schon im sechsten Jahre seines Alters zog er mit aus gegen die Wenden, und obschon im ersten Feldzuge nicht viel ausgerichtet ward, gieng doch im folgenden die Sache besser. — Man eroberte endlich im Jahre 991. Brandenburg wieder, worauf auch die Obotriten und Wilzen hart gezüchtigt wurden.

Jetzt riefen die Unruhen in Italien, wo ein Pabst den andern verdrängte, wo die Grafen in Rom alle weltliche Herrschaft an sich rissen und wo besonders der berüchtigte Krescentius sein Unwesen trieb, den jungen Kaiser aus Deutschland. Seine Mutter war schon früher nach Italien abgegangen und (989.) dort gestorben. Adelheid kam zur Verwaltung der Reichsgeschäfte nach

Deutschland zurück und Otto konnte ruhig den wichtigen Zug unternehmen. — — Zu erzählen, was er in Rom that, gehört nicht in den Plan unserer Geschichte. Aber bemerken müssen wir, daß, trotz der Römer Treulosigkeit, Otto so viel Gefallen an Rom (wo durch seine Macht der gelehrte Abt Gerbert unter dem Namen Silvester II. Pabst geworden war,) fand, daß er wahrscheinlich für immer seinen Aufenthalt daselbst genommen haben würde, wenn nicht früher Tod es verhindert hätte. Seine Mutter und Tante waren kurz vorher in Deutschland gestorben. — Die Sage will, daß des hingerichteten Krescentius Wittwe den jungen Kaiser durch Gift aus der Welt geschafft hätte. Sicherer ist er an den Frieseln zu Rom im 24sten Jahre seines Alters gestorben.

Er war unstreitig ein Fürst von seltenen Talenten und Kenntnissen, obwol nicht frei von der Frömmelei seines Zeitalters, wie unter andern seine Wallfarth zu Adelbert's Grabe und das zu Gnesen dem heiligen (wegen seines Bekehrungseifers von den heidnischen Preußen erschlagenen) Manne zu Ehren errichtete Erzbischofthum bezeugen. In unserer Gegend hat sich Otto's III. Name ruhmwürdig im Munde der Pfaffen durch die Stiftung des Klosters Walbeck, durch die von seinem (bei Schöningen gelegenen) Kammer-

gute Ketil *) ausgefertigte Schenkungsurkunde für das Kloster Hamersleben, und überhaupt durch viele zu Gunsten der Geistlichkeit getroffene Verfügungen erhalten. Dessen ungeachtet gebietet Wahrheitsliebe den Geschichtsforscher, zu bemerken, daß Otto III. keine Liebe zu seiner Nation besaß und daß ihm sogar vor seinem eigenen Vaterlande ekelte, — welches unstreitig eine Folge mancher von der griechischen Mutter eingesogenen Grundsätze war. Er verachtete laut die Plumpheit seiner Landsleute. Um ihn her sollte alles griechisch oder römisch seyn. Er wärmte lächerlich genug die altgriechischen Ehrenämter eines *Magister militiae* und *Vestiarius* wieder an, und stellte ein orientalisches Hofceremoniel auf, welches den treuherzigen Sassen gar sonderbar vorkommen mochte.

Italien war unter allen drei Ottonen das Grab vieler tausend tapfern Deutschen, die Quelle des neuen Luxus, und ein Treibhaus unnatürlicher Sitten- und Charakterverderbniß geworden. Als es jetzt durch zu frühen Tod den hoffnungsvollen Jüngling hinwegraffte, fiel mit einem Male das glänzende Gebäude zusammen, welches Otto I.

*) Der Kettelgarten im Westendorfe vor Schöningen zeigt noch den Ort, wo jener *hortus Ketil* gelegen. Der Kaiser hielt sich daselbst mit seiner Großmutter im Jahre 994. auf.

mit so großer Aufopferung des deutschen Bluts errichtet hatte.

Vom Sächsischen Regentenstamme blühete jetzt nur noch ein männlicher Zweig in Baiern. Heinrich von Baiern, seines Namens der Dritte, hatte nach geltenden Grundsätzen zum Throne die nächsten Ansprüche; aber mit ihm langten zugleich viele mächtige Hände nach der glänzenden Krone. Hermann von Schwaben und Eckard von Meißen waren die bedeutendsten Mitbewerber. Selbst der Braunschweigsche Bruno schien nicht wenig Lust zu haben, die Zügel des Regiments über Deutschland an sich zu reißen. In der That konnte bei der allgemeinen Verwirrung, da über Art und Weise der Kaiserwahl noch nichts festgesetzt war, jeder Verwandte sein Auge verlangend auf das lockende Kleinod werfen.

Die Hauptvölkerschaften, welche den deutschen Staatskörper bildeten, hielten nun einzeln ihre Versammlungen. Die Sassen kamen in Goslar bei'm Reichspalaste Werla zusammen. — Hier wußten es des verstorbenen Otto's Schwestern, Adelheid und Sophie, durch geistliches Ansehen und Achtung bei der Nation dahin zu bringen, daß sich die Wahl auf ihren Vetter Heinrich von Baiern lenkte.

Der getäuschte Eckard verließ wüthend die Versammlung, nachdem er sich gegen die Prinzessinnen ziemlich grob aufgeführt hatte, und wollte

nach Duisburg, wo die Lothringer sich versammeln wollten. Allein unterweges überfielen ihn die Grafen von Nordheim, und er erlag in dem ungleichen Kampfe. Heinrich eilte inzwischen auf einem Umwege nach Mainz, weil Hermann sich bei Worms gelagert hatte. Es gelang ihm die Fränkischen Großen gleichfalls zu gewinnen, und Williges gab ihm die Krone.

Doch so leichten Kaufs wollten selbst die Sassen nicht, daß er sie erhalte. Sie verlangten durch ihren Sprecher, Herzog Bernhard den Billunger, der neue König solle zuvörderst eidlich versprechen, ihre alten Gesetze und Gewohnheiten zu erhalten. Heinrich versprach das gern. Nun reichte ihm Bernhard die heilige Lanze, und gehuldigt ward er da als höchstes Oberhaupt von der Nation. Die Lothringer stimmten nach einigem Zögern zu Duisburg bei, und selbst der mächtige Hermann von Schwaben legte die Waffen nieder, als der König Verzeihung und Vergessenheit des Vorgefallenen verhieß. Schlimmere Händel gab es mit dem Grafen Heinrich von Schweinfurt und mit den Herzögen von Polen und Böhmen. In Oberlothringen machten die Anverwandten seines eigenen Weibes dem Könige viel zu schaffen. Doch wußte Heinrich sie endlich zu beschwichtigen und trat den Zug nach Italien an, wovon wir bloß anführen wollen, daß der König allein durch die Tapferkeit und Treue seiner Deut-

schen bei dem mörderischen Aufruhr zu Pavia gerettet wurde. — Im Vaterlande erfoderten der fortwährende Böhmisch-polnische Krieg, die Gewaltthätigkeit des Markgrafen von Meißen Günzelin, wie auch die Lothringischen und Burgundischen Händel seine ganze Aufmerksamkeit. In dem Polnischen Kriege ward besonders Sachsen hart mitgenommen und Hamburg verwüstet, wogegen eine allgemeine Versammlung der Sächsischen Großen kräftige Maßregeln ergriff. — Heinrich konnte, durch mehrmalige Züge nach Italien abgehalten, wenig für das Vaterland thun, wo er jedoch nach seinem dritten Italienischen Zuge in dem Reichspalaste zu Grona im ein und zwanzigsten Regierungs-, und 51sten Lebensjahre starb (J. 1024.), auch nachmals vom Pabst Eugen III. unter die Heiligen versetzt ward. Eine Ehre, die er, wegen seiner unmäßigen Freigebigkeit und Willfährigkeit gegen die Geistlichen, allerdings wohl verdiente! Doch kann man nicht leugnen, daß er, trotz dieser übertriebenen Frömmelei, sich als außerordentlich thätiger Regent in Frieden und im Kriege zeigte.

Nun war mit ihm vom ganzen Sächsischen Kaiserhause der letzte männliche Rest verschwunden. — Da bei seinem Leben Niemand daran dachte, einen künftigen Thronfolger zu ernennen: so entstand nach seinem Tode ein achtwöchentliches sehr unruhiges Interregnum, während dessen

beinahe ganz Deutschland, und vorzüglich das Land der Sassen, mit Raub, Mord und Plünderung erfüllt wurde. Endlich kamen die Repräsentanten der Völkerschaften Deutschlands auf einer großen Ebene am Rheine zwischen Mainz und Worms zusammen, wo dann Konrad, Herzog von Franken, Otto's des Großen Urenkel von seiner Tochter Luitgard, mit Beistimmung des versammelten Volks erwählt und sogleich gekrönt wurde. Somit war die Krone vom Sächsischen Stamme genommen und auf ein anderes Haupt gesetzt. (VI.)

Drittes Kapitel.

Fortschritte der Kultur und des Wohlstandes im Sassenlande. Lebens- und Regierungsart seiner Großen. Familiengeschichte der Billunger, Brunonen, Nordheimer und Süpplinburger.

Sachsen, das noch zu Heinrichs des ersten Zeiten das ärmste Land von ganz Deutschland war und von den Griechen, unter Otto's des ersten Regierung verachtungsweise das pelzigte genannt wurde, hob sich durch die am Unterharz bei Goslar entdeckten Bergwerke so sehr empor, daß Ditmar in seiner Geschichte behaupten konnte, das goldene Zeitalter sey damals für Deutschland erschienen, und Heinrich der Zweite jenes sonst so arme Land sogar ein blumiges Paradies der Sicherheit und alles Ueberflusses nannte. Die Geschichte von dem Franken Gundelkarl, der sich in der Gegend bei Goslar angebauet, den König Heinrich I. daselbst oft bewirthet, von ihm als Gnadengeschenk den Rammelsberg bekommen, darauf mit verschiedenen nachgeholten Franken den Bergbau angefangen und sich dadurch unmäßig bereichert haben soll, ist gewiß ein Mährchen. Vielleicht gehört auch in diese Klasse die naive Erzählung vom Ritter Ramm, dessen Roß der

eigentliche Entdecker der Schätze des Rammelsbergs gewesen, und von dessen Gemahlin Gosa, der Bach Gose seinen Namen erhalten haben soll *). Unleugbar bleibt's aber, daß zu Otto's I. Zeiten Silberadern unfern des Reichspalastes Werla entdeckt, und bald darauf durch eine Kolonie aus Franken, wo der Bergbau auf dem Fichtelberge bereits betrieben wurde, bearbeitet worden sind. Jene Franken baueten sich hart am Berge oberhalb Goslar an und die Gegend erhielt von ihnen den Namen Frankenberg, welchen sie bis auf diesen Tag behalten hat.

Bergbau und städtische Verfassungen wirkten nun gemeinschaftlich zur Vermehrung der Betriebsamkeit und des Handels. Zwei Dinge, welche unter den Sassen so neu waren, daß man sich daraus gar wol die oben angeführten übertriebenen Lobpreisungen des glücklichen Zeitalters erklären mag!

Unstreitig hatte schon Heinrich I. bei der Anlegung so vieler Städte nicht bloß Reichsvertheidigung, sondern auch Begünstigung der Industrie und ausgedehntere Bevölkerung zum Zwecke gehabt. Er erreichte seine edle Absicht so gut, daß

*) Ich wundere mich, daß Niemand auf den Gedanken gefallen, den Namen Rammelsberg von dem gemeinen bergmännischen Ausdruck Rammeln (von Zusammenstoßen vieler Erzgänge) abzuleiten.

bald in den Städten für Geld zu haben war, was sonst jede Familie durch weibliche oder leibeigene Hände mühsam sich selbst verschaffen mußte. Denn die großen Vortheile und Freiheiten, welche die Bewohner der Städte genossen, lockte von allen Seiten neue Anbauer herzu. Die Arbeit ward jetzt mehr getheilt, der Geldwerth der Produkte wurde erhöhet, und dadurch mußten nothwendig Betriebsamkeit und Kunstfleiß mächtig geweckt werden. Könnten wir die Zeit genau angeben, wo die Wollenweberei anfieng eine Mannsarbeit zu werden, sich in die Städte zu ziehen und das Innungswesen zu begründen; so würden wir auch den Anfangspunkt des nachmaligen schnellen Steigens der städtischen Macht deutlich vor Augen haben.

Die städtische Bevölkerung hob die Konsumtion der Produkte des Ackerbaues, und damit zugleich die Vervollkommnung des Ackerbaues selbst. Der Städte Bewohner mußte zwar dem Grundherrn von dem Platze, wo sein Haus stand, Zins geben, wahrscheinlich auch noch andere Abgaben entrichten; aber man durfte ihn doch, selbst wenn er in drei Jahren den Zins nicht entrichtete, keinesweges ohne gerichtliche Procedur aus dem Hause werfen. Eine solche Sicherheit des Eigenthums, deren sich weder der Leibeigene noch der Freigelassene auf ihrer Hufe zu erfreuen hatten, lockte immer mehr Anbauer herbei. Wenn

man lieset, daß zu der Ottonen Zeiten zu dem Erzbischofthume Magdeburg elf Städte des ehemaligen Merseburger Sprengels geschlagen wurden; so überzeugt man sich leicht, wie groß schon damals die Zahl der mit dem Städte Namen bezeichneten Orte gewesen seyn müsse. Man kann aber auch abnehmen, daß jeder mit dürftigen Mauern umgebene Flecken, — Stadt genannt wurde. Magdeburg, für deren Vergrößerung die Ottonen so viel thaten, war damals unstreitig die Königin der Niedersächsischen Städte. Goslar hob sich erst unter Heinrich III. und IV. zu ihrem Glanze empor. Ueber städtische Rechte und Verfassungen ist es noch zu früh etwas Bestimmtes zu sagen. Im nächsten Zeitraume wird es mit mehr Klarheit geschehen können.

Wir dürfen nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einzelne einsichtsvolle Männer zur Beförderung des Kunstfleißes sehr thätig mitwirkten. Unter diesen muß der Hildesheimer Bischof Bernward zuerst genannt werden, weil er nicht nur selbst als trefflicher Künstler in Metall-Arbeiten sich auszeichnete, sondern auch junge Leute an denen er Anlagen zu Kunstfertigkeiten bemerkte, thätig unterstützte. Er sandte sie auf die königlichen Kammerhöfe, oder wo sonst Kunstwerke anzutreffen waren, mit nicht geringen Kosten, um ihr Talent zu üben und jene Kunstprodukte nachzubilden.

Ditmar erzählt, daß Kaiser Heinrich II. der Kirche zu Merseburg einen massiv goldenen Altar geschenkt habe. Wenn dieser Bericht nicht übertrieben wäre, so ließe sich daraus auf großen Ueberfluß des edlen Metalls in Sachsen schließen. Gewiß ist es, daß damals die Gießkunst mehr als die Bildhauerkunst in unserm Vaterlande geübt wurde. Wahrscheinlich mochte auch die nähere Bekanntschaft mit Italien, wie auch der Luxus der Ottonen und der griechischen Theophania, den Geschmack in Betracht der äußern Form geläutert haben.

Obgleich durch alle diese Verhältnisse der Handel im Allgemeinen gehoben wurde, so hatte doch die Nation selbst, wegen des tiefeingewurzelten Vorurtheils: daß Handlung den freien Mann schände, wenig Vortheile davon. Der innere Handel war in den Händen der Juden, welche unter des Kaisers unmittelbarem, wohlbezahltem Schutze standen. Die auswärtige Handlung fiel meistens den nicht so skrupulös denkenden Wenden zu. Daher konnten sich auch in dieser Periode die Sächsischen Handelsstädte Magdeburg, Bardewick und Bremen, noch nicht mit dem Slavischen Hauptorte Winnetha am Ausflusse der Oder, messen.

Der Handel erheischte mehr baares Geld und die Bergwerke lieferten dasselbe. Man findet, daß bald nach Entdeckung der Rammelsberger

Silberadern, in Sachsen Dickmünzen und Hohlmünzen oder Bracteaten, welche nur auf einer Seite gestempelt wurden, geprägt worden sind. Die erste Spur von den in Deutschland geschlagenen Münzen, geht aber doch nicht über das Jahr 833 hinaus.

Geld zu münzen war zwar ein ausschließliches Recht des Kaisers; aber schon Otto I. ertheilte dasselbe den Erzbischöfen von Magdeburg und Bremen. Neben diesen erhielten es die Bischöfe von Osnabrück uns Hildesheim, ja sogar der Prälat von Korvey. Erst später ist es in die Hand der Herzöge, und zuletzt in die Gewalt einiger Städte gekommen.

Zunehmende Bevölkerung trieb fortdauernd zur Vervollkommnung des Ackerbaues; denn Jagd und Viehzucht reichten nicht mehr hin die größere Menschenzahl zu ernähren. Man fieng also an Waldungen auszuroden und Aenger in Gartenfeld zu verwandeln. Die mit Rode zusammengesetzten Benennungen mehrerer an Waldungen liegender Dörfer, z. B. Abbenrode, Brunsrode u. s. f., weisen auf die erste einfache, den Holzungen abgenommene Anlage zurück. Daß die Viehzucht damals noch bedeutender als der Ackerbau gewesen seyn müsse, erhellet aus mehreren Schenkungsbriefen, worin viele Wiesen und Viehweiden, aber wenige Aecker vorkommen.

Handel, Künste und Luxus zeigten allerdings

einigen Einfluß auf die höhere Verstandeskultur und die Sitten der Nation. Aber unter Vornehmen und Geringen herrschten doch noch die rohesten Begriffe und Meinungen. Daher fanden aberwitzige Seher, welche mit Ablauf des ersten Jahrtausends das Ende der Welt prophezeiheten, allgemeinen Glauben. Bei einer eingetretenen Sonnenfinsterniß waren die (Otto I. nach Italien begleitenden) Sassen, so fest überzeugt nun sey der jüngste Tag vor der Thür, daß sie sich sämtlich unter Karren, Wagen und Weinfässer versteckten, ja einem Bischofe, der sie des Bessern zu belehren suchte, kaum glauben wollten. Daß unter solchen Umständen der gelehrte Gerbert, nachmaliger Pabst Silvester II., für einen Satanskünstler gehalten wurde, ist leicht begreiflich.

In Sachsen zeichneten sich jedoch zwei treffliche Männer: der Mönch Witichind und der Merseburger Bischof Ditmar, als Geschichtschreiber sehr vortheilhaft von den trockenen Annalisten jener Zeiten aus. Witichind schien wirklich den Tacitus gelesen zu haben, wie man aus seiner Manier und aus der Charakterschilderung der aufgeführten Hauptpersonen ersieht. Ditmar ist wegen Genauigkeit der Angaben bei aller Frömmelei ein sehr schätzungswerther Historiker.

Die poetische Nonne Roswithe im Gandersheimer Stifte, bewies seltene Talente für die Dichtkunst. Daß sie, als mißlungene Nachah-

mungen des Terenz, heilige Komödien schrieb, muß auf Rechnung ihres Zeitalters und seines Geschmacks gesetzt werden. Korvey und Hildesheim waren für Sachsen die Pflanzschulen der Gelehrsamkeit, welche sich freilich nur in dem engen Kreise der sieben freien Künste herumtummelte.

Der Pöbel blieb dabei sehr roh. Wildheit, Unmäßigkeit im Fressen und Saufen und Gewaltthätigkeiten waren noch immer an der Tagesordnung. Das grausame Gesetz der Sassen mußte von zwei Kaisern (Heinrich II. und Konrad II.) bestätigt werden, und doch paßte dieses aus den Gewohnheiten des höchsten Alterthums zusammengetragene, dürftige Gesetz nicht mehr auf die jetzigen Zeiten. Manche Streitigkeiten wurden also der willkührlichen Entscheidung des Richters anheim gestellt. Der Schöppen Weißthümer reichten oft nicht zu, und selbst Otto I. sah sich genöthigt, die streitige Frage: ob die Enkel zugleich mit ihres verstorbenen Vaters Brüdern zur großväterlichen Erbschaft gelassen werden sollten? — durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen.

Wir wenden jetzt unsern Blick auf die mächtigen Dynasten des Landes, deren Häupter schon hoch über die Linie der Gleichheit emporragten! Ihre Familiengeschichte wird bald zum Leitfaden der Geschichte des Volks, welches unser Vater-

land bewohnte, dienen müssen. Schon darum darf die folgende Episode nicht als zweckwidrig betrachtet werden. Sie greift wesentlich in die specielle Geschichte unsers Vaterlandes ein und macht die Hauptpunkte bemerkbar, um welche sich das Gewirre der folgenden Ereignisse drehet.

Bevor wir aber die fortschreitende Ausdehnung jener Dynasten und ihr bürgerliches Verhältniß zur Nation darstellen, laßt uns ihr Bild als Menschen im Kreise häuslicher und bürgerlicher Verhältnisse nach seinen Hauptzügen auffassen!

Der Sohn eines gewöhnlichen Grafen oder Ritters erhielt mit dem Sohne des Herzogs und selbst des Königs fast einerlei Erziehung. Das Nothdürftigste von Religion und Wissenschaften lernte der adliche oder fürstliche Bube von seines Vaters Hauspfaffen. Sollte er gelahrt und ein Geistlicher werden, so that man ihn in eine Klosterschule. Bestimmte er sich zum Kriegsdienst, so ward er gewöhnlich an einen Hof geschickt, damit er Waffen führen, dienen und unterthänig seyn lerne. Achtung gegen das Alter, und besonders gegen versuchte Kämpen, war Haupgrundsatz der Erziehungsdisciplin. Der Sohn des Herzogs bekam gewiß so gut als der Sohn des gemeinen Ritters seine Hiebe, wenn er jene Pflicht aus den Augen setzte. An des Waffenmeisters Hofe trat er in einen größern Kreis adlicher Bu-

ben, und wurde nicht besser gehalten als einer seiner Gesellen.

Stallknechtsdienste mußte er da zuerst verrichten, und nebenher mochte er sich mit den Rüden herumbalgen, oder im ritterlichen Vorspiele mit seinen Kammeraden abkloppen, damit seine Muskeln gestählt würden. Konnte er endlich einen Streithengst tummeln, eine Lanze brechen und einen tüchtigen Hieb führen, so ward er mit großen Solemnitäten wehrhaft gemacht. Der Pfaff las dabei eine feierliche Messe, und dem jungen Kämpen wurden die Pflichten seines neuen Standes kurz und kräftig eingeschärft. Ihr Katechismus war so einfach, daß selbst der beschränkteste Verstand ihn leicht auswendig lernte. Der Junker bekam nun seine eigenen Pferde, er durfte mit auf den Strauß reiten, und erhielt, war sein Vater Herzog oder Graf, auch wol eine Art von Mitverwaltung des väterlichen Landes.

Man sollte meinen, dazu hätten doch allerlei Regierungskenntnisse gehört! Aber Regieren war damals das einfachste Ding von der Welt. Die Finanz-, Polizei- und Kammeral-Wissenschaften, welche dazu gehörten, waren gewiß nicht der Rede werth. Wenn der Graf oder Herzog auf der Dingstett in seinem Gau- (oder Herzogs-Bezirk) zu Gericht saß, so wiesen ihm die Schöppen das Recht. Verwickelte Fälle gab es nicht viele und kam ja einer vor, so that

gesunder, schlichter Menschenverstand dabei das Beste. An schriftliche Kontrakte dachte niemand. Die Subtilitäten des Römischen Rechts kannte man noch nicht. Ein Handschlag von ein Paar Zeugen, galt statt Brief und Siegel, — und wenn endlich alle Stricke rissen, so wurden durchs Schwerdt Sachen auf frischer That und mit schneller Faust ausgemacht, über welche unsere Juristen wochenlang brüten.

Kurz, regieren hieß damals nichts, als richten und Krieg führen. Die den Herzögen und Grafen anvertraute Oberaufsicht des Landes läßt sich recht gut mit der Verwaltung eines großen Meierhofes vergleichen; denn alles beschränkte sich darauf seine Vasallen zu wissen, Heerbann auszurufen, mit dem Kaiser nach Italien zu ziehen und dafür zu sorgen, daß man auf seinen Zügen Nahrung für sich und seine Dienstmannen, nebst Futter und Stallung für seine Pferde vorfand. Auf die Weise war es gar nicht beschwerlich, daß ein Fürst seine Erbgüter an der Leine und sein Herzogthum an der Donau hatte.

Biedersinn und Tapferkeit zeichnete diese braven Kämpen aus; aber feine Sitten und höflicher Umgang mit dem schönen Geschlechte, war eben ihre Sache nicht. Dergleichen sahen sie weder an ihren Vätern noch an ihren Lehrern. Man höre ein Beispiel statt vieler Erörterungen!

Auf jener Zusammenkunft der Sassen zu Werla, wo Otto's III. Schwestern ihrem Vetter Heinrich die Krone verschafften, kamen eines Tages der Herzog Bernhard von Sachsen, Eckard, Markgraf von Meißen, und der Halberstädter Bischof Arnulph in einem Saale, wo für die Prinzessinnen die Tafel bereitet war. Die hungrigen Herren setzten ohne Anfrage sich nieder, aßen alles rein auf, und giengen dann ihres Weges. Die guten Prinzessinnen weinten darüber ihre bittern Thränen, und vielleicht gab dies (wie Ditmar vermuthet) sogar Veranlassung daß Eckard von den Nordheimern erschlagen wurde. — Dennoch waren solche ungeschlachte Bengel stets bereit die zweideutige Ehre der Damen mit dem Schwerdte zu vertheidigen. Denn als Otto I. einst fragte: ob nicht jemand die vom Grafen Kuno angetastete Ehre seiner Tochter Luitgard verfechten wolle? — trat Graf Burchard hervor, übernahm den Kampf für die Prinzessinn und hieb ihrem Verläumder die Faust ab. Bald nachher stürzte er selbst durch zwei Kopfhiebe tödtlich verwundet, und verschied auf dem Kampfplatze! *)

Uebrigens heirathete jeder Ritter seines Gleichen. Aber wenn auch der Kaiser eines gemeinen

*) *Ditmar* Lib. II. p. 339.

Edelmanns Tochter geehlicht hätte, so wäre sie noch immer seines Gleichen gewesen. Denn von gebornen Fürsten wußte man damals nichts, und Aemter, (wie des Herzogs- und Grafen-Amt) machen ja keine besondere Stände. Mißheirathen konnten überhaupt nicht leicht statt finden; denn die völlige Scheidung des Adels von dem unfreien Theile der Nation, machte das Verliebtwerden eines Ritters in ein gemeines Mädchen eben so schwer, als durch das vertrauliche Zusammenleben der adlichen Buben, die Liebe zu einem Mädchen ihres Gleichen, erleichtert ward.

Man dachte auch noch gar nicht so fein, daß es gerade des Heirathens bedurft hätte, um mit seiner Trauten Kinder zu zeigen; denn in diesen Zeiten war es nur wenig Schande, ein Bastart zu seyn.

Wenn gleich der tapfere Ritter ohne großes Bedenken für die Ehre der Damen das Schwerdt ergriff, so hatte doch seine Hausfrau nicht sonderlich auf seine Artigkeit zu rechnen! Er regierte wirklich im Hause mit alttestamentlichem Despotismus. Gabs einen Zug nach Italien oder sonst wohin, so wurde die Hausfrau zitirt, um das Geräth auszubessern, um es zu flicken und zu nähen, daß es die Reise aushielt. In der That war die vornehmste Dame nichts mehr als eine gewöhnliche Hausfrau. Ihre Geschäfte bestanden in Kochen, Spinnen und Nähen.

Was sollt's auch sonst seyn? Von Schöngeisterei und Lektüre, — ein paar fromme Legenden ausgenommen, — wußte man ja noch nichts. Das beliebte Volksliedchen gieng von Mund zu Mund; aber derb mußte es seyn und verständlich, wenn es solcher Ehre theilhaft werden sollte. Erst das folgende Zeitalter erzeugte die beliebten Troubadours und Minnesänger. So standen Mann und Weib selbst im höchsten Adel auf einer Stuffe der Kultur. Ihre Unterhaltungen mochten wortarm genug seyn; aber desto fruchtbarer waren die Ehen, und es fehlte ihnen nie an einer kraftvollen Sippschaft! — Was wir oben von Roswithens seltenen Talenten erwähnten, macht nur eine Ausnahme. — Roswithe war ja auch eine Nonne!

Immer gabs einen Sturm im Hauswesen, wenn der Kaiser nach Italien ziehen wollte und seine Vasallen dazu aufbot. That auch der Kaiser den Vasallen auf den Zug etwas gut; so konnten doch dadurch die großen Kosten einer oft jahrelangen Abwesenheit von Haus nicht bestritten werden. Denn der Herzog oder der Graf mußte seine Dienstleute, die er mitnehmen wollte, selbst ausrüsten. Sobald er nun außerhalb Landes keinem seiner Höfe, also auch weder Futter noch Atzung für Pferde und Leute ohne Bezahlung vorfand, hörten fast alle seine Einnahmen auf. In solcher Verlegenheit machten reiche Stifter und Klöster

gewöhnlich die Lombards. Auf Versatz liehen die geistlichen Herrn gar gern, denn das Wiederbezahlen hielt so hart, daß die versetzten Ländereien gemeiniglich für immer in ihren Händen blieben.

Uebrigens mochte jedes Dynasten Hauswesen im Kleinen eben das seyn, was des Kaisers Hofstaat im Großen war. Der Hauspfaff erscheint gewöhnlich als Geheimerath und Schreiber oder Kanzler. Fürs Heergeräthe, den Maarstall, die Küche und den Keller sorgten die Ministerialen. Marschalk, Schenk, Truchseß und Kämmerer kennen wir schon als die Vornehmsten derselben. Der Sohn erbte das Amt von dem Vater, und lernte von ihm die zu demselben nöthige Geschicklichkeit.

Wie in seinem Hauswesen, so stand auch in seinen Vergnügungen der Herzog und Graf, ja selbst der Kaiser, mit dem gemeinen Ritter auf einer Linie. Jagd und Kriegsübungen waren die Hauptsache bei allen Vergnügungen und Freuden der Großen. Städte schienen den freien Ritter zu eng, darum haßte er die Wohnung in denselben, und zog seiner Genossenschaft nach. Wo es ein Ritterspiel, eine große Bären-, Wolfs- oder Sau-Hetze gab, dahin war ihm kein Weg zu weit. Als Sachsen durch die Ottonen in fortdauernde Verbindung mit Italien, dem Vaterlande der Gauckler und Schwänkemacher

gekommen war, fieng es auch an zur Tagesordnung zu gehören auf großen Gelagen ein Paar Possenreisser zu haben. In den verschiedenen Provinzen Deutschlands war wegen der beständigen Hin- und Herzüge des Kaisers und seiner Vasallen, eine fortwährende Ebbe und Fluth. Ritter aus dem Hartin- oder Lies-Gau, trafen bald hier, bald da mit Rittern von der Donau, vom Rheine u. s. f. zusammen. Der Provinzialunterschied schmolz also in diesem Stande allmählig weg, und die Großen rieben sich gleichsam an einander ab, während die Masse des übrigen Volks, die alte Provinzialverschiedenheit in Sitten, Denkart und Temperament erhielt.

Diese ewigen Zusammenkünfte der Großen mit ihren Dienstmannen, hatten sehr bedeutenden Einfluß auf die Kultur der höheren Stände. Unleugbar wären tausend Fakta der Geschichte für uns verloren gegangen, wenn man bei jenen Zusammenkünften einander nicht erzählt hätte, was in jeder Provinz vorfiel, wenn nicht Pfaffen und Mönche, welche doch auch dem Küchendampfe nachzogen, die Ritter hätten erzählen hören, und dem Chronisten im Kloster das Gehörte wieder berichtet hätten.

Ueberdem waren für Knappen und adliche Waffenjungens solche Gespräche alter benarbter Haudegen eine wahre Schule. Denn daraus vernahmen sie was Deutsche Sitte sey und was rit-

terliches Herkommen fodere! Dort erhielt sich auch ohne genealogische Tafeln das Andenken an Stammverwandte und Verschwägerungen. Bei allen solchen Gelagen blieb aber Essen und Trinken, bis zum Erstaunen anderer Völker, — welche die Deutschen für wahre Freß- und Sauf-Maschinen hielten — die Hauptsache. Je öfterer der volle Becher im Kreise herum gieng, desto froher war jeder, und die Freude reizte wieder zum Saufen. Da erzählte nun ein alter beredter Ritter von seinen Kriegszügen und Abenteuern; — mit brennenden Wangen und funkelnden Augen horchten die adlichen Jungens, und unwillkührlich fuhr jede Hand zum Schwerdt dem erzählenden Helden es gleich zu thun. Wenn nun vollends ein Sänger aufstand, hoch den Pokal erhob, und sein heißes Lied zum Lobe Hermanns des Römerbesiegers, oder die Weise vom großen Roland dem Drachenbekämpfer, anstimmte, — welches Freudengeschrei, welches Donnergebrüll des Beifalls erhob sich dann unter den fröhlichen Zechern!

Also blieb einfach das Hauswesen, roh die Erziehung, und ungekünstelt die Freude der Großen damaliger Zeit. Geschäftlos war der Adel wol nie. Gabs keinen Krieg, und war kein Gau- oder Bot-Ding zu halten; so schweifte er umher in düstern Forsten, wo Elent, Bär, Wolf, Eber und Raubvögel in Menge unter sei-

ner Faust fielen; oder er ritt im Lande herum zu Gelagen und Ritterspielen; oder er besuchte seine Meier und ließ auf ihren Höfen seine Pferde und Dienstleute ausfüttern.

Sollen wir Ditmars Berichten unbedingt glauben, so müssen schon am Ende des zehnten Jahrhunderts, Luxus und Ueppigkeit unter den Großen eingerissen gewesen seyn. Denn der gute Bischof klagt, daß das adliche Frauenzimmer sich höchst unzüchtig kleide und einen großen Theil desjenigen, was an ihm feil sey, seinen Liebhabern ungebeten zeige, ja seine verborgenen Reize sogar dem Volke zur Schau ausstelle! Guter Ditmar könntest du einen Blick auf unsere Schönen werfen, wie herzlich würdest du deine Zeiten zurück wünschen!!

Ein sonderbarer Beweis der Freßlust damaliger Zeiten war es, daß bei Leichenbegängnissen gewöhnlich mehr, als selbst bei Hochzeiten aufgieng. Man überließ sich also dem Genusse nie mehr, als wenn ein Todter beweint wurde!

Es ist endlich nöthig einen Blick auf die Amtsverhältnisse jener Dynasten zu werfen, über deren Entstehung in dem vorigen Kapitel bereits Licht verbreitet worden ist.

Eigentlich war unter dem gemeinen Edelmann, welcher frei auf seinem Gute lebte, und unter dem Herzoge der die Provinz verwaltete gar kein Unterschied des Standes. — Der völlig freie

Adel, sah noch im Anfange dieser Periode mit Verachtung auf den begünstigten großen Lehnsträger herab, welcher von dem Könige unter der Bedingung Vasallendienste zu leisten, Güter angenommen hatte. Der Unterschied unter den freien Allodienbesitzern, und den königlichen Vasallen hob sich aber immer mehr, und so konnte auch dies keinen wesentlichen Unterschied des Standes begründen, da die Herzogs- Mark- und Pfalzgrafen-Stellen unter den Edeln der Nation so häufig wechselten, daß sich keine regierende Familie ausschließlich über die andere emporzuheben im Stande war.

Die größte Dunkelheit in Ansehung der Abstammung der Verwandtschaft und der bürgerlichen Verhältnisse jener Dynastenfamilien, entstand aus der Gewohnheit: daß der junge Graf, Fürst oder Ritter, vorzüglich bei seiner Verheirathung, eine eigene Wohnung, ein abgesondertes Stück der väterlichen Erbgüter zum Unterhalt, und zugleich eine Art von Mitregierung des väterlichen Amtsbezirks erhielt. Der junge Herr nannte sich nun gemeiniglich von seiner Burg. Man hieß ihn Herzog oder Graf, wenn es sein Vater war, und gewöhnlich behielt er auch den Namen, wenn gleich nach seines Vaters Tode der Kaiser das Herzogs- oder Grafenamt ihm nicht wieder verlieh. So erklärt sichs leicht, daß es in einer Reihe von Jahren gänzlich ins Vergessen gerathen

konnte, wie gewisse gräfliche und adliche Familien eigentlich zusammenhiengen. Das Wappen allein, welches der Sohn gewöhnlich vom Vater beibehielt, konnte noch einige Auskunft darüber geben!

Daß Aemter erblich wurden, war zwar (wie wir gesehen haben) Gewohnheit, aber nicht Regel. Man kann also eigentlich gar nicht sagen: daß damals ein Fürst, als solcher geboren worden sey. Wie der candidatus juris ein Justizamt erhält, so wurde auch der Sohn des Fürsten damals erst Herzog oder Graf, wenn ihm das Amt vom Kaiser übertragen ward. Die väterlichen Erbgüter blieben ihm von Rechtswegen; — das fürstliche Amt wurde ihm durch Gnade des Kaisers. Ueber seine Provinzialuntergebenen hatte er gar keine Gewalt als Landesherr; sondern eine solche stand ihm nur gegen seine Leibeigenen und Dienstmannen zu. Die Einkünfte aus der Provinz waren rechtmäßig (wenn er sie nämlich nicht durch Plackereien der Gemeinen vermehrte) sehr unbedeutend. Alle Regalien, als Bergwerke, Salzquellen, Zölle auf Landstraßen und Strömen, Juden-Schutzgeld, Strafgelder für Heerbanns- und Friedensbruch, — ja selbst ein Theil des Wehrgeldes sollten in die kaiserliche Kasse fliessen. Mit Einziehung der kaiserlichen Kammerrevenüen hatte kein Herzog und Graf als solcher nichts zu schaffen. Alles was von den großen Villis erhoben wurde, nahm der Pfalzgraf

ein und berechnete es. War der Kaiser im Lande so hörte des Herzogs und Grafen Gerichtsbarkeit von selbst auf. Der Kaiser hielt dann als Ober-Richter selbst die Obesale, oder das Oberlandgericht. Der Fürst stand auch dem Kaiser so gut als der gemeine Edelmann zu Recht, und wurde, hatte er sich vergangen, des Amts entsetzt, oder wol gar zum Hundetragen verurtheilt. Indessen boten sich den Herzögen und Grafen doch tausend Gelegenheiten bei dem immer mehr geschwächten Ansehen der Kaiser dar, Regalien an sich zu bringen, gemeine Steuern in ihre Kassen zu ziehen, ja selbst die mindermächtigen Edeln zu ihren Lehnsträgern zu machen, und durch Familienverbindungen die Hausmacht zu erhöhen. Die Karolingischen Kapitularen galten nur noch als alte Gewohnheiten, das Sachsenrecht langte in vielen Fällen nicht mehr zu, und nach Zersprengung des Heerbanns waren auch die Gemeinrechte sämtlich wankend geworden. Also konnte es keinem klugen Fürsten an Gelegenheit fehlen, einen Schritt nach dem andern zu einer Art von landesherrlicher Gewalt zu thun, oder sonst manches als Recht zu fodern, was eigentlich auf freiwilliger Nationalbewilligung, oder auf kaiserlicher Huld und Gnade beruhete. Auch darf nicht vergessen werden, daß persönliches Ansehen und eine tapfere Faust damals viel mehr vermochten, als jetzt. Man muß bedenken, daß ein Fürst, welcher Tapferkeit mit

bedeutender Hausmacht vereinigte, eine desto entscheidendere Sprache führen konnte.

Familiengeschichte der Billunger.

Am Stübeckshorner Walde in der Lüneburger Haide unfern Soltau, wo die Böhme und Soltau sich vereinigen, hatte ein freier Sasse, Namens Billung, sein von den Vätern ererbtes Wehrgut, unbelastet mit irgend einer Lehnspflicht, in stiller Einfalt bewohnt, als Schöppe oder Gaurichter das alte Recht auf der Mahlstatt gewiesen, und seinen reinen Adel unbefleckt erhalten.

Zwei Söhne gebar ihm sein Weib. Der ältere, Wigmann, ein feuriger, auf Krieg und Kriegsruhm erpichter Bube, suchte durch Waffen seines Stammes Glanz zu erhöhen. Der jüngere, Hermann, zeichnete sich noch mehr durch seltene Anlagen und Talente schon als Jüngling aus. — Seine Gestalt war so edel, sein Anstand so lieblich und reizend, daß Otto I. mit Wohlgefallen den Jüngling bemerkte und ihn in seine persönlichen Dienste zog, damit er durch seine Tugenden ein Muster zur Nachahmung und ein treuer Führer des kaiserlichen Prinzen Ludolf werde. (I.)

Hermann entsprach allen Erwartungen, und ward zur Belohnung treuer Dienste zum königlichen Voigt oder Richter im Saltowe Gau ernannt. In der Führung des neuen Amts bewährten seine strenge Redlichkeit, sein Biedersinn und seltener Scharfblick sich nur noch mehr. — Ihn liebte Otto, ihn schätzten die Edeln im Gau, ihn verehrte, als Bewahrer des alten Rechts, das Volk, und alle Stimmen vereinigten sich zu seinem Lobe. — Otto war daran gelegen, bei den Unruhen, welche Thankmar und Eberhard anzettelten, einen verständigen und treuen Stellvertreter in Sachsen zu haben. Seine Wahl fiel auf Hermann, und er bestellte ihn wirklich zum Statthalter Sachsens. Er vermehrte durch freigebige Schenkungen sein Erbgut und gab ihm einen großen Strich des Lüneburger Landes, nämlich den Bardengau, zu Lehen. Wohl gefiel das den mächtigen Dynasten im Lande der Sassen nicht, denn nur unmittelbar dem Könige wollten sie gehorchen. Ihre Würde schien ja durch Erhöhung eines Mannes, welchen sie höchstens für ihres Gleichen erkennen mochten, verletzt! Selbst Wigmann, der sich durch Tapferkeit und Heldenmuth bereits zur Ehre eines Oberbefehlshabers bei'm königlichen Heere emporgeschwungen hatte, fühlte durch des Bruders Erhebung sich beleidigt. Er verließ mißmuthig das Heer und trat auf die Seite der unzufriedenen Sächsischen Großen, obgleich er

durch seine Gemahlin Fredegunde selbst mit dem Könige verschwägert war.

Hermann gieng seinen Gang muthig fort. Er verwaltete mit Eifer und Gerechtigkeit das ihm anvertrauete Amt und gewann dadurch, während der fünfjährigen Abwesenheit des Königs, dessen Vertrauen so ganz, daß ihn dieser, bevor der wichtige Zug nach Italien angetreten wurde, zum wirklichen Oberstatthalter oder Herzog von ganz Sachsen ernannte, und sogar des Herzogs nahe Verwandtin, Oda, seinem damals einzigen Sohne Ludolf zur Gattin gab.

Nun boten sich, trotz der Scheelsucht anderer Sächsischer (sowol geistlicher als weltlicher) Großen, dem klugen Hermann tausend Gelegenheiten dar, die Macht seines Hauses zu vergrößern. — Schon war diese durch die Lüneburgschen Besitzungen, worin Bardewick den Hauptort und Hermanns gewöhnliche Residenz abgab, sehr beträchtlich geworden. — Das Heirathsgut seiner Gemahlin Hildegard, aus dem Geschlechte der Dynasten von Westerburg, vermehrte sie ansehnlich, und ein glücklicher Krieg gegen Wenden und Slaven brachte ausgedehntere Landstriche, durch das Recht der Eroberung, unter seine Botmäßigkeit. Alles sollte sich endlich vereinigen, um dem neuen Sprößlinge des altadlichen Stammes schnellen Wachsthum zu verschaffen. Denn als thörichter Weise seines Bruders Wigmanns Söhne, Eck-

bert und Wigmann der jüngere, sich zu des unzufriedenen Prinzen Ludolfs Parthei schlugen, entzog ihnen der Kaiser die Reichslehen und übertrug diese dem treuen Hermann. — Bei seiner Zurückkunft aus Italien schenkte er ihm (J. 963.), nach Markgraf Gero's Tode, auch das Schloß Gersdorf bei Quedlinburg und die Burggrafschaft Magdeburg. — Wie viel Hermann durch Nöthigung der Gemeinen unter seine Lehnsherrschaft gewann, läßt sich nicht genau bestimmen; doch ist sehr wahrscheinlich, daß seine Hände von dergleichen, damals durch kaiserliches Stillschweigen fast rechtlich gewordenen Usurpationen nicht ganz rein blieben!

Gestützt auf eigene Macht und seines Kaisers Gunst suchte Hermann nun die Gewalt des alten Herzogthums (wie es unter Otto dem Erlauchten und Heinrich I. bestand) wiederherzustellen, also auch die geistlichen Herren unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Er ließ sich von dem Magdeburger Erzbischofe bei angezündeten Lichtern und unter Zusammenläutung aller Glocken in die Kirche führen, ja er setzte sich bei Tische, als sey er hier völliger Oberherr, in die Mitte der Bischöfe. Aber selbst Otto nahm das übel, und strafte den Erzbischof für die dem Herzoge übermäßig erzeigte Ehre. Den übrigen geistlichen Herren verschnupfte auch jenes hochfahrende Wesen dergestalt, daß sie auf

alle Weise Hermanns Anmaßungen herabzustimmen strebten.

Da mochte nun der treffliche Mann das schon früher angefangene Michaelskloster auf dem Kalkberge vor Lüneburg noch so schön ausbauen, eine Festung zu dessen Schutze auf jenem Berge anlegen, und der heiligen Stiftung den Zehnten von Bardewick und von dem Lüneburger Salzwerke zuwenden: so war doch sein eigener Vetter Bruno, als Bischof von Verden, dergestalt ergrimmt, daß er ihn unter hartem Kirchbanne hielt, und deswegen sogar der herzoglichen Leiche ein christliches Begräbniß zu versagen drohte. — Indessen wurde die Sache noch ausgeglichen (denn der Tod versöhnt Alles), und Hermann Billung ward, nach seinem zu Quedlinburg im J. 973. erfolgten Tode, im Michaelskloster auf dem Kalkberge vor Lüneburg begraben. *)

Er hatte mit seiner Hildegarde zwei Söhne und zwei Töchter erzeugt. Suanhilde und Mathilde wurden die letztern genannt, und mit mächtigen Dynasten vermählt. — Der älteste Sohn war Benno oder Bernhard I., welchem des Kaisers Gunst seines Vaters herzogliches Amt verlieh. — Der jüngere hieß Ludger, und wurde

*) Man sehe *Ditmar* ap. *Leibnit.* Scrip. Br. Tom. I. pag. 337.

im Lande der Wenden jenseit der Elbe mit reichen Besitzungen ausgestattet. Zuweilen findet man ihn als Herzog genannt, — richtiger aber heißt er Graf von Wagrien, Dithmarsen und Stade.

Bernhard I. blieb Otto II. völlig so treu, als Hermann dessen Vater Otto I. gewesen war. — Kaiserliche Gunst trug also fortwährend das Ihrige bei, seine Hausmacht zu vergrößern. Er selbst scheint auch in Ansehung des gemeinen Reichsguts schärfer als sein Vater zugegriffen und den schutzlosen Wehren manche neue Last aufgebürdet zu haben. *)

Bernhard hatte während seiner ganzen Regierung mit den Wenden Krieg zu führen, und wie leicht gehen im vieljährigen Kriege gemeine Rechte und Freiheiten verloren! — Die große Empörung der Slaven, die Verwüstung Havelbergs und Brandenburgs und die blutige Fehde mit dem Dänischen Könige Harald beschäftigten ihn als Oberfeldherrn in Sachsen so sehr, daß er seinen Vorsatz, den Kaiser nach Italien zu begleiten, nicht ausführen konnte. Doch kannte Otto II. seinen treuen Eifer und bestätigte für ihn den Zoll von der Lüneburger Sülze, welcher eigentlich

*) Man muß dies schließen aus dem *Chron. Slav.* cap. XII., wo es heißt: — — excepto quod degeneratus a patre populum rapina gravavit.

ein kaiserliches Regal war. — Als Otto starb, widersetzte sich Bernhard, einverstanden mit dem Mainzer Erzbischof Willigis, den unrechtmäßigen Anmaßungen des Bairischen Herzogs Heinrich. Er begleitete auch den jungen Otto III. nach Italien, und leistete ihm dort treffliche Dienste wider den aufrührischen Krescentius. — Nach Otto's Tode widersetzte er sich, im freundschaftlichen Einverständnisse mit dessen Schwestern, denen er zwar ihr Mittagsbrod unhöflich genug zu Werla aufzehrte, den Absichten Eckhards von Meißen, und starb, geehrt und mächtiger als sein Vater, im Jahre 1011. — Während seiner Regierung wurden in Braunschweigs Nähe die Klöster Steterburg von der Olsburger Gräfin Frederunde, — und Heiningen von der Gräfin Hildeswinde gestiftet. — Auch fällt wahrscheinlich die Stiftung des Klosters Stöterlingenburg in diese Zeit.

Von seiner Gemahlin (einer Tochter Graf Heinrichs von Stade,) hatte er zwei Söhne, Bernhard II. und Ditmar, welcher letztere im unglücklichen Zweikampfe blieb. — Die Seitenlinie von Hermanns Bruder Wigmann war schon mit Wigmann dem jüngern, der nur zwei Töchter hinterließ, ausgegangen.

Bernhard II. entschloß sich endlich, (um das Herzogthum zu erhalten,) die Heerbannsämter, welche in bischöflichen Sprengeln gelegen

waren, nicht mehr von dem Kaiser, sondern von den Bischöfen zu Lehen zu nehmen. — Nun wurden die geistlichen Herren, welche seinem Vater und Großvater (die ihren Heerschild nicht unter dem bischöflichen hatten erniedrigen wollen) so aufsätzig waren, sogar seine Fürsprecher, und Bischof Meinwerk emfahl ihn dem Kaiser gar dringend zum Herzogsamte. *) — Er scheint jedoch ein Fürst von schlechtem Charakter gewesen zu seyn, und der Kaiser hatte große Ursache, seine Bestätigung zu bereuen. — Denn Bernhard lehnte sich, sobald er fest saß, selbst gegen das kaiserliche Ansehen auf. Er erfüllte ganz Sachsen mit Unruhe und strafte nun selbst die eigennützigen Fürsprecher, welche es nicht mit ihm gegen den Kaiser halten wollten, durch mancherlei Plackereien. Am meisten mußten die unglücklichen Wenden den unerträglichen Druck seiner Habsucht empfinden. Sie wurden dadurch so erbittert, daß sie wiederum zum Heidenthume sich wandten und in offenbare Rebellion ausbrachen.

Die Sage will, daß dieser Krieg durch

*) Wie fein doch die geistlichen Herren waren! Man lese: *Vita Meinwerci.* apud *Leib.* Tom. I. pag. 524. wo es heißt: Bernhardus favente sibi Meinwerco episcopo amicisque suis, ducatum obtinuit, et homo episcopi factus, juge obsequium in omni fidelitate sibi exhibuit.

Bernhard's Treulosigkeit gegen den Wendischen Fürsten Mistowi, dem er seine Tochter zur Ehe versprach und nachmals aufs schimpflichste wieder versagte, noch grimmiger angefacht worden sey. — Die Erbitterten fielen nun (die inneren Sächsischen Unruhen und Bernhard's Empörung gegen den Kaiser benutzend,) über die Elbe, verwüsteten das Nordalbingische Gebiet mit Feuer und Schwerdt fürchterlich, zerstörten Hamburg, ließen viele tausend Sassen über die Klinge springen, führten noch mehrere in schimpfliche Sklaverei und wütheten vorzüglich gegen die Geistlichkeit mit unsäglicher Grausamkeit.

Das allgemeine Elend bewog endlich die Sächsischen Großen zu einem festen Vereine. Nun wurden die Feinde leichter besiegt. — Bernhard ließ zum Schutze Hamburgs ein festes Kastell an der Alster erbauen, und nahm sich, — was vielleicht das einzig Lobenswürdige in seiner Amtsführung ist — der Aufnahme jener wichtigen, binnen 100 Jahren sechs Male von den Wenden zerstörten Stadt, sehr eifrig an. Mit dem Kaiser Konrad II., und vorzüglich mit Heinrich III., scheint er in besserem Vernehmen gelebt zu haben. — Er leistete dem Letztern kräftigen Beistand gegen die Böhmen, und widersetzte sich nach dessen Tode den unrechtmäßigen Anmaßungen des Bremer Erzbischofs während Heinrichs IV. Minderjährigkeit. Sein unruhiges Leben endete im

Jahre 1061. und er wurde in seiner Familie Erbbegräbniß zu Lüneburg begraben.

Am Fuße des Brockens ward während seines herzoglichen Regiments das Kloster Ilsenburg gestiftet. — Seine Gemahlin Betrada war eine Tochter des Dänenkönigs Harald, und er zeugte mit ihr zwei Söhne, Ordulph und Hermann.

Ordulph folgte dem Vater im Herzogthume, und ließ seinem Bruder die Nordalbingschen Länder. Diese wurden aber von den erbitterten Slaven und Wenden so fürchterlich mitgenommen, daß mehrere hundert Familien über die Elbe nach Sachsen flüchteten und sich einen ruhigern Wohnplatz am Harze suchten. Ordulphs zehnjährige Regimentsverwaltung war eine nie abreißende Kette von Unglücksfällen. Der schändliche Führer des unmündigen Königs Heinrichs IV., jener wohlbekannte Bremensche Erzbischof Adalbert, hatte auch Ordulph so treulos begegnet, daß dieser in sein Stift fiel, Bremen ausplünderte und nach damaliger Sitte, zur Befriedigung seiner Rache, viele Grausamkeiten verübte. Seiner Reichslande ward er dafür eine Zeitlang beraubt und zum hinlänglichen Schadenersatz angehalten. Der letzte Schlag, welcher ihn traf, war die Gefangenschaft seines trefflichen Sohnes Magnus. — Ordulph hatte mit seiner ersten Gattin Gisela, einer Dänischen Prinzessin, diesen einzigen Sohn erzeugt;

aber seine zweite Ehe mit Gertrud, des Markgrafen Konrads von Brandenburg Tochter, blieb unfruchtbar. Als er im Jahre 1072. starb, war sein Sohn noch ein Gefangener auf der Harzburg. Die Geschichte dieses letzten Sprößlings aus Billungs Mannsstamme greift aber in die Nationalgeschichte der Sächsischen Unruhen unter Heinrich IV. so genau ein, daß wir sie mit derselben zugleich erzählen müssen. Die Billunger Erbgüter waren nicht nur im Lüneburgschen, sondern auch auf beiden Seiten der Weser, im Engergau und in Westphalen selbst, außerordentlich vergrößert und zu einem bedeutenden Fürstenthume erhoben worden.

Familiengeschichte der Brunonen oder Braunschweigschen Grafen.

Heinrich der Zänker, Otto's I. Bruder, hinterließ zwei Söhne, deren ältester Heinrich, mit dem Zunamen Hezilo, ihm in Baierns Herzogthume folgte. Der jüngere, Otto, mußte erst durch seines kaiserlichen Oheims Gnade mit Land und Leuten bedacht werden. Als tapferer Anführer diente er dem großen Otto auf seinen Zügen, und erhielt dafür von den großväterlichen Erbgü-

tern die Mark an der Ocker nebst zwo Burgen, Melverode und Hohenwort. Damit kam zugleich der Flecken Brunswyck in seine Gewalt. Bruno that etwas zum fernern Anbau des Orts, und nannte sich, weil Hermann Billung das herzogliche Amt verwaltete, schlechtweg Graf. Seine Gemahlin war eine edle Dame aus Kroazien, Namens Hildeswinde. (II.) Mit ihr zeugte er einen Sohn, der seinen Namen fortführte.

Bruno II. suchte den vom Vater ererbten Stammsitz zu verbessern. Er legte dort einen Hof an, und bauete für seine adlichen Dienstmannen die (noch jetzt durch ihren Namen auf den Grund ihres Ursprungs zurückweisende) Ritterstraße und das Herrendorf. Nach Gewohnheit seiner Zeiten nannte er sich nun einen Grafen oder Markgrafen von Brunswyck, und spielte unter den Sächsischen Großen schon eine bedeutende Rolle. Daß er wirklich von königlichem Geblüte gewesen sey, beweiset seine Mitbewerbung um den durch Otto's III. frühen Tod erledigten Thron. Denn nach damaligem Herkommen pflegten die Deutschen nicht gern vom königlichen Hause abzugehen. Indessen war seines Vaters Brudernsohn, Heinrich Hezilo, glücklicher durch Fürsprache der Aebtissinnen von Gandersheim und Quedlinburg. Bruno mußte sich mit seinem Erbgute begnügen.

Ihm hatte seine Gisela, Hermanns von Schwaben und Werla Tochter, einen Sohn, Namens Ludolf, geboren. Nach Bruno's Tode heirathete sie den nachmaligen Kaiser Konrad.

Als Stiefsohn des Kaisers Konrad und Stiefbruder Heinrichs III. gewann Ludolf hohes Ansehen unter Deutschlands Fürsten. — Die mächtige Verwandtschaft vermehrte seine Erbgüter, und er selbst bemühete sich seinen Stammsitz Brunswyck emporzubringen, da ihm endlich auch die Burg Tanquarderode zufiel. Hart an dieser Burg erbauete er zur Ehre der Apostel Petri und Pauli eine Kollegiatkirche, auf deren Stelle nachmals der Dom errichtet wurde. Die bisherige Jakobskapelle ward, wegen zunehmender Bevölkerung der eingepfarrten Orte Melverode und Hohenwort, in eine Kirche verwandelt. — Ludolf bewies sich nicht minder freigebig gegen die neu erbauete, von einem gewissen Hatehart mit seinem Hofe dotirte Magnikirche; denn er legte ihr mehrere Dörfer und Höfe zu. — Kurz vor seinem Tode weihete der Hildesheimer Bischof auch die Ulrichskirche ein, und man ersieht aus dem Allen, daß Brunswyck durch schnell zunehmenden Anbau und steigende Bevölkerung damals schon ein bedeutender Flecken gewesen seyn müsse.

Ludolf hatte mit seiner Gattin Hilda, Graf Balduins von Flandern Tochter, zwei Söhne, Namens Eckbert und Bruno, erzeugt, welche

nach seinem im Jahre 1038. erfolgten Tode bedeutende Rollen in den Sächsischen Händeln während Heinrichs IV. Minderjährigkeit spielten. — Ein gewisser Otto, der sich von Jugend auf in Böhmen aufgehalten hatte, kam nach seines Bruders Wilhelm Tode nach Sachsen, um das erledigte Markgrafthum von Thüringen an sich zu bringen. — Kühn, unternehmend und hochfahrenden Sinnes, war er der rechte Mann für die schwürigen Sachsen, welche ihn aufhetzten, nach der Krone zu langen, und feierlich zu deren Gewinnung ihm ihre Hülfe zusagten. — Aber die Braunschweiger vermeinten nähere Ansprüche auf das Nordsächsische Markgrafthum zu haben, und waren schon darum Otto's erbittertste Gegner. — Agnes, Heinrichs IV. kluge Mutter, schrieb eine Versammlung nach Merseburg aus, um die gefährliche Empörung der Sächsischen Großen in der Geburt zu ersticken. — Otto machte sich wirklich mit starkem Gefolge dahin auf den Weg, aber bei Niendorf an der Saale stieß er auf die Braunschweiger Gebrüder. Bald kam's zum Gefecht, worin beim ersten Angriffe Bruno und Otto sich durchbohrten. Eckbert ward zwar auch schwer verwundet, doch hieb er sich durch und machte mehrere Gefangene, die sich mit großen Summen lösen mußten.

Eckbert erhielt nun das Thüringer Markgrafthum und nannte sich mit Recht einen Markgra-

fen von Sachsen. Er half dem Kölner Erzbischofe Hanno den zehnjährigen Heinrich seiner Mutter entführen, und spielte eine nicht minder zweideutige Rolle als Kumpan des Hildesheimer Bischofs Ethylo, bei dem skandalösen Rangstreite mit dem Fuldaer Abte im Dom zu Goslar. Ethylo's Nachfolger mochte die zugesagte Belohnung nicht geleistet haben. Eckbert verwüstete daher die Hildesheimschen Stiftslande mit Feuer und Schwerdt. Zu der Burg am Damme bei Wolfenbüttel legte er den Grund und starb im Jahre 1068., nachdem ihm seine Gattin Irmengard eine Tochter Namens Gertrud und einen Sohn Namens Eckbert II. geboren hatte. — Eckberts (des letzten männlichen Sprößlings vom Stamme der Brunonen) Leben und Thaten greifen, wie die des Herzogs Magnus, zu genau in die Geschichte der Sächsischen Händel, als daß wir sie davon trennen könnten.

Familiengeschichte der Nordheimer.

Auf der Scheidung des alten Hassingau, welcher vormals wahrscheinlich zu Thüringen gehörte und seine unbestimmten Gränzen ins Land der Sassen hineinstreckte, hatte schon lange vor der Ottonen Zeiten ein mannliches Geschlecht freier Dynasten gehauset, und seine Besitzungen an der Werra hinauf, dann wiederum seitwärts durch den Pagus Auga, durch den Liesgau und selbst am Gebirge fort durch den Hartingau bis zur Teufelsmauer unweit Blankenburg, ausgedehnt.

Da saßen sie im Kreise der Schöppen als Gaurichter, späterhin als kaiserliche Edelvoigte, und wiesen das Recht den Gemeinen. — Da wehete ihr Banner, zu sammeln die Wehren und Dienstmannen im Kampfe für vaterländische Freiheit. Da donnerte ihrer Rosse Huf durch den düstern Forst, zu erjagen und zu fällen im schnellen Lauf den mächtigen Uhr, den wilden, grimmigen Wolf, das leichtfüßige Elent und den räuberischen Bär.

Bomeneburg im Salzgow (in der Gegend, wo jetzt Nordheim und Göttingen liegen) prangte als ihr Stammhaus. Wild und waldig war die Gegend umher, wie der rohe Jäger sie wünscht. Voll Ehrfurcht betrachteten die Sas-

sen in den nachbarlichen Marken die mächtigen Stammhalter des alten Geschlechts, dessen Ursprung in die finstere Nacht der Zeiten (III.) zurückweicht.

Die Geschichte erwähnt eines Grafen von Bomeneburg und Nordheim, Namens Otto. Unter des großen Otto Regierung soll er geblüht haben. Gewisser aber ist's, daß Graf Hermann, vielleicht ein Sohn des ebengenannten Otto, um's Jahr 997 unter Otto's II. Regierung bekannt war. Das Land an der Werre gehörte unter seinen Grafenbann. Vielleicht war er auch kaiserlicher Pfalzgraf zu Grona, und konnte als solcher sein Erbgut beträchtlich vermehren, oder die Gemeinen unter seinen Heerschild nöthigen.

Ihm gebar sein Weib einen Sohn Namens Siegfried, der ward des väterlichen Stammguts Erbe. Dieser war dem Sächsischen Kaiserhause mit Treue ergeben, focht tapfer in seinen Kriegen, hielt streng über das alte Recht in den Gauen, denen er als kaiserlicher Landrichter vorstand, und erzog vier Söhne, welche ihm sein erstes Weib Mathilde, eine Gräfin von Katlenburg, gebar, in festgewurzelter Anhänglichkeit gegen den Sächsischen Regentenstamm. Vier rasche Buben waren es: Siegfried und Benno, Heinrich und Udo, nennt sie Ditmar, der Sassen genauausführlicher Geschichtschreiber.

Vielleicht schon durch jugendlich angereizte Feindschaft gegen den hochfahrenden Eckard aufgebracht, erwachte ihr Grimm noch mächtiger, als er zu Werla die kaiserlichen Prinzessinnen gröblich beleidigte, und mit drohenden Worten die Versammlung verließ. Eckard, der Gastfreundschaft heiligen Rechte vertrauend, kehrte zu Nordheim bei dem Grafen ein. Ethelinde, des Grafen zweite Gemahlin, welche der rachsüchtigen Stiefsöhne Anschlag ahnete, warnte den sichern Fürsten, mit dem sie selbst nahe verwandt war. Eckard achtete das wenig, denn gegen die Buben meinte er sich wohl schützen zu können. Er ritt noch bis Poelde, einem zwei Meilen von Nordheim entlegenen Kloster, und übernachtete da in voller Sicherheit. Die Nordheimer stöhrten aber blutig des Sichern Schlaf. Eckards Begleiter wurden zum Theil niedergehauen, und ihn selbst traf Siegfrieds des jüngern mörderischer Spieß ins Genick, worauf die Ergrimmten den Gefällten jämmerlich zudeckten. Ungeahndet blieb die blutige That, denn sie war dem neuen Kaiser, obwohl er der Heilige hieß, viel zu vortheilhaft. Auch hatte Siegfried an dem Hildesheimer Bischofe einen sehr beredten Fürsprecher. Bald nach des ältern Siegfrieds, im Jahre 1004, erfolgtem Tode, ward die Freundschaft des jüngern Siegfrieds mit dem Kaiser sehr erschüttert, vermuthlich, weil es dem stolzen

Grafen einfiel: er selbst hätte sich nach Eckards Ermordung wohl auf den Kaiserthron schwingen können, welchen durch seine Beihülfe Heinrich besaß.

Seine stolzen Entwürfe endete ein früher Tod, und der ihn überlebende Bruder Benno erhielt die väterlichen Stammgüter ganz. Er hatte sich schon vorher, da er noch Wiershausen im Pagus Auga bewohnte, Graf von Nordheim genannt. — Tapfer und kriegerisch spielte er in den Sächsischen Fehden mit den räuberischen Wenden eine nicht unberühmte Rolle, aber sein Sohn Otto hob den Glanz des Nordheimer Geschlechts höher als er je gewesen war. — Manche Schriftsteller nennen diesen Otto einen Herzog von Sachsen an der Weser, und man hat daher vermuthet: das Sächsische Herzogthum sey damals unter ihn und die Billungern getheilt gewesen. In der That war aber Otto nie Herzog zu Sachsen, sondern bloß Herzog von Baiern und ein treuer Genosse des Billungschen Herzogs Magnus, dessen Schicksale mit den seinigen aufs genaueste verflochten sind, und daher gleichfalls in den folgenden Zeitraum gehören. Schon während Heinrich IV. Minderjährigkeit ward Otto's Einfluß sehr groß. Er half den Prinzen der Aufsicht der mit dem Augsburger Bischofe im vertraulichen Umgange lebenden Kaiserin Agnes entreißen, und wußte sich bei dem jungen Heinrich

sehr beliebt zu machen. Er regte aber auch dadurch den Haß der Bischöfe und mehrerer Sächsischen Großen dergestalt auf, daß er eines höchst verruchten Verbrechens gegen seinen Kaiser beschuldigt wurde und bald von seiner glänzenden Höhe herabstürzte.

Das Stammhaus der Süpplingenburger.

Ein mächtiges Geschlecht vom uralten Sächsischen Adel, hauſete noch im waldigen Darlingau, welcher die nördlichste Spitze des Drömlings berührte und von dem Gau Osterwalde begränzt wurde. Der hohe Elm, der düstere Dorm, die Harpkeschen, Marienthaler, Weferlinger und Sommerschenburger Forsten, gehörten sämtlich zum Jagdreviere jener mächtigen Dynasten, welche ihren Stammbaum bis zum berühmten Albin, der Ostphäler Anführer gegen Karl den Großen, hinaufführten, und mit jenem Assic, der in der Gegend um Wolfenbüttel hauſete, nahe verwandt waren.

Hoch am Walde lag die Sommerscheburg und ihre Thürme blinkten drohend ins Thal bis zum Elmwalde hinüber. Im düstern Forst erhob

sich die Feste Walbeck unfern des heiligen Doms, welchen Luitharis stiftete, den der gelehrte Ditmar als erster Probst zierte und den kaiserliche Gnade so reichlich beschenkte. Am Fuße des Doms, wo die vom Elmwalde herabschlängelnde Schunter den berüchtigten Schambach und das den heidnischen Sassen heilige Osterbeck aufnimmt, wehete von den Zinnen der Süpplingenburg das Banner der Schirmvoigte St. Ludgeris und Helmstädts.

Waldig aber nicht unangebaut war die Gegend, welche jene Dynasten beherrschten. Die Dörfer: groß und klein Seedorf, Zezingeroth, Strevelingerode, Krispenrode und Wurmstorf unfern Helmstädt, sind längstens verschwunden; aber es sind noch genug andere vorhanden, welche in jenen Zeiten schon blüheten. Walbeck, Skaningen (oder Schöningen) die berühmtesten Oerter jener Gegend, und der dortige kaiserliche Kammerhof Ketil, sahen oft die Ottonen und den heiligen Heinrich in ihren Gefilden. Dann kamen dahin die Dynasten von der Sommerschenburg, Walbeck und Süpplingenburg, um ihren kaiserlichen Oberherrn persönlich zu ehren.

Das zweifelhafte Stammregister dieser mächtigen Familie, die unter ihren Ahnen Bischöfe, Pröbste, Burggrafen zu Magdeburg, Pfalzgrafen und Herzöge zählte, anzuführen, gehört nicht zu unserm Zwecke. Es ist genug, zu bemerken daß

die Dynasten von Süpplingenburg, Walbeck und Sommerschenburg zu einer Familie gehörten; daß nach Erlöschung des ältern Süpplingenburgschen Stammes die Burg an die Dynasten von Haldensleben, und nach deren Abgang an Markgraf Konrad von Brandenburg kam, welcher sie seiner Tochter Gertrude, der Gemahlin Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg, zum Brautschatze gab. Die einzige Tochter dieses Friedrichs heirathete Gevehard II., Grafen von Querfurt, wodurch die Süpplingenburger Stammgüter eine noch weitere Ausdehnung erhielten.

Den Grafenbann im Darlingau hatten die Dynasten von Süpplingenburg längstens besessen, wahrscheinlich manche Edelvoigteien an sich gezogen, dem Ludgeri Kloster die Vogtei abgetrotzt, und die freien Wehren meistens zu ihren Mund- und Mahlleuten, oder gar zu ihren Eigenen gemacht.

Gevehard, Graf von Süpplingenburg und Querfurt, Pfalzgraf zur Sommerschenburg, Herr zu Walbeck und Schirmvoigt zu Helmstädt, nahm sehr ernsthaften Antheil an der Empörung der Sächsischen Großen gegen Heinrich IV., und fiel in dem unglücklichen Treffen an der Unstrut bei dem Kloster Hohenburg mit vielen Sächsischen Fürsten und Edeln. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, den nachmals als Sachsens

Herzog und Deutschlands Kaiser so berühmt gewordenen Lothar III.

Laßt uns jetzt noch einen Blick auf die Theilung des Vaterlandes unter die Familien der genannten mächtigen Dynasten zurückwerfen! — Die Billunger, zugleich im Besitz des Herzogthums, beherrschten fast das ganze Lüneburgsche von der Elbe bis zur Aller. Von den Wittekindschen Erbgütern auf beiden Seiten der Weser war gleichfalls ein beträchtlicher Theil in ihre Hände gekommen, und durch der Ottonen Gnade fielen manche einzelne Besitzungen im jetzigen Magdeburgschen ihnen zu.

Ein großer Theil des jetzigen Wolfenbüttelschen Bezirks, besonders die Gegend vom Elm und der Asse über die Ocker hin, bis an die Hildesheimschen Stiftslande, gehörte als Erbgut den Brunonen. Der größere Theil des jetzigen Weser- und Harzdistrikts, nebst einem beträchtlichen Strich des jetzigen Fürstenthums Göttingen oder Grubenhagen, stand unter der Nordheimer Botmäßigkeit. Der Schöninger Distrikt, ein großer Theil des Amts Kampen, die westliche Kante des Herzogthums Magdeburg und des Fürstenthums Halberstadt, gehörte zu den Erbgütern der Süpplingenburger. Doch waren alle diese Länder mit unmittelbaren königlichen Gütern

sehr untermischt. Die Bremenschen, Magdeburgschen, Halberstädtschen und Hildesheimschen Stiftslande, machten in Ostphalen, und die Paderbornschen, Osnabrückschen und Korveischen geistlichen Besitzungen in Westphalen bedeutende Landstrecken aus. Noch war auch viel freies Allode in diesen Gegenden. Allein die Verwirrung der nächsten Zeiten warf alles durch einander.

Anmerkungen
zum zweiten Buche.

Erstes Kapitel.

(I.)

Die Meinungen der älteren Schriftsteller über dieses Götzenbild sind unendlich verschieden, wie schon die Namen Irminsul, Hermensoul, Hormensul, Odormensul u. s. f. zeigen. Das meiste findet man gesammelt in Meiboms tractat de Irmensula Saxonica. Nach Cranz in Saxon. lib. 2. cap. 9. sollte man fast vermuthen, die Irmensul sey ein Denkmal des Cheruskischen Helden Hermann gewesen, und Schurzfleisch hat diese Meinung in Schutz genommen. Etwas Sicheres läßt sich hierüber wol nicht ausmitteln! Daß aber die noch jetzt im Dom zu Hildesheim vorgezeigte Irmensoul, die wahre nicht sey, ist aus allen Umständen klar. Woher sollten wohl die Sachsen vor Karls des Großen Zeiten die Bildnerkunst erhalten haben, die sich an dieser Säule findet? Die lateinischen Verse an derselben beweisen gleichfalls ihre Unächtheit zur Genüge. — Der Ort, wo der Götze stand, war Heres- oder Ehresburg, und ich glaube nicht zu irren in der Meinung: daß der Name

nichts anders bedeute als Herthsburg. Der Dienst der Herth oder Mutter Erde war aber bei den Sassen uralt und mit besonders ominösen Ceremonien verknüpft. Vergl. Tacit. Germ. cap. 40.

Der Sage vom Götzen Krodo, welcher auf der Harzburg gestanden haben soll, scheint doch auch etwas Wahres zum Grunde zu liegen. Man sehe Leibnitz Introd. in hist. Brunsv. — Die genaueren Abbildungen und Beschreibungen jenes Götzen, welche Cranz und Letzner gegeben haben, gründen sich wol nur auf das Chronicon. Pictur. wo es heißt: Ick vinde in der Schrift dat hyr in Ostsassen to ter Hartesborch gestond hadde eyn Affgode na Saturn, und den beten de Lüde unde dat meyne volk Krodo u. s. f. Die natürlichste Ableitung des Namens Krodo ist: von Odin oder Wodan; — dey grote Odin, Krodin, nachher Krodo.

Die Ableitung des Namens Mägdeburg, vom dort üblichen Venusdienste und dem daselbst zerstörten Venusbilde, ist ein albernes Mährchen, welches sich gleichfalls nur auf das Chron. pict. ad an. 771. gründet. Die lieblichen Abbildungen der Venus mit ihren Mädchen auf einem von Schwänen gezogenen Wagen, so wie den auf einem Fisch stehenden Krodo, kann man im Chron. pict. apud Leib. Script. Brunsv. Tom. III. p. 286 sq. beschauen.

(II.)

Die erste Nachricht von Bruns-wyks Existenz vor Karl dem Großen, findet sich in der Le-

gende des heil. Schwibert: migravit cum suis in Sax. et pervenit in grandem vicum dictum Brunswick. Script. Bruns. ap. Leib. Tom. II. p. 234. — Diese Legende ist aber sicher erst ums Jahr 1100 von einem elenden Schriftsteller geschmiedet.

Ein anderes Zeugniß steht in Joh. von Essendia historia belli a Carol. M. contra Saxones gesti. — Joh. von Essendia lebte aber erst in der Mitte des 15ten Jahrhund. und schrieb ohne Kritik.

Das Merkwürdigste ist wol in Bothos schon angef. Chron. picturat. ad ann. 861. — Brunswyk wort begunt to buoven in dussem Jare van den tweien broderen Hertoghen to Sassen Bruno unde Dankwort. So vinde ick in der Schrift, dat dar gelegen hadde eyn torppe dar nu de olde wyck leiht, unde dat hadde Konigh Karle vorherdet. — Diese Erzählung hat gar nichts Unwahrscheinliches, wenn man nur annimmt daß unsere Gegenden damals schon angebauet gewesen sind!

(III.)

Diese Inschrift lautet folgendermaßen: Monumentum Witechindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis XII Saxoniae procerum ducis fortissimi. — Daß sie albern sey, sieht man auf den ersten Blick. — Beim Kalvör, Letzner und Falk findet man sogar eine Stammtafel aus einem altsächsischen Chron. wonach Wittekind von Hengist abstammen soll. Ob es aber, wie mit dem Wappen Wittekinds, welches ein sprin-

gendes schwarzes Roß war, seine Richtigkeit habe, ist wohl schwerlich auszumitteln. Aus Meginh. in trans. S. Alex. bei'm Scheid. bibl. Goetting. n. I. sieht man, daß Wildeshausen in Wittekinds Vaterlande lag. Die Sage giebt ihm auch eine Widekindsburg und Güter zu Rulle und Wallenhorst. Wie dem auch sey, so war er kein Herzog in unserm Sinne des Worts. Erwählter Feldherr war er, und seine Feldherrnschaft hörte von selbst mit dem Kriege auf. Man sieht also wie albern es sey, wenn Letzner ihn zum Großherzog von ganz Sassenland macht. Vid. Rethm. Brschw. Chron. pag. 123 sq. sq. Der poeta Saxo sagt's indessen deutlich genug, daß Karl den ersten Schritt zur Aussöhnung gethan, woraus man sieht wie groß Wittekinds Anhang und Einfluß im Lande gewesen sey:

— — mittens propriis de civibus ipsis
Legatos, hortatur eos, quo flectere tandem
Colla sibi fideique suae se credere vellent
Commissi veniam nec non et *Proemia*
Spondens.

(IV.)

Es ist wohl nicht undienlich, wenn ich den ältesten vaterländischen Geschichtschreiber, den poeta Saxo, hier selbst reden lasse, weil von diesem Friedensschlusse die ganze nachmalige Verfassung des Landes abhieng. Vid Script. Bruns. ap. Leib. Tom. I. pag. 153.

Nobilis hic annus longi certamina belli
Tandem, Saxones inter Francosque peracti,
Firmo perpetuae conclusit foedere pacis.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — has pacis leges inierunt:
Ut toto penitus cultu rituque relicto
Gentili, quem Daemonica prius arte colebant
Decepti, post haec fidei se subdere vellent
Chatolicae, Christoque Deo servire per aevum.
At vero censum Francorum regibus ullum
Solvere nec penitus deberent neque tributum
Cunctorum pariter statuit sententia concors:
Sed tantum Decimas *divina lege* statutas
Offerrent ac presulibus quas rex imponeret ipsis
Legatisque suis permissi legibus uti
Saxones patriis et libertatis honore,
Hoc sunt postremo sociati foedere Francis
Ut gens et populus fieret concorditer unus
Et semper regi parens aequaliter uni.
Haec igitur pacis sub conditione fideles
Se Carolo natisque suis stirpique nepotum
Ipsius, juraverant per secla futuras.

Diese Friedensbedingungen hat der poeta Saxo übrigens aus Eginhard genommen, der kürzer sagt: ea conditione pax a rege proposita et ab illis suscripta, tractum per tot annos bellum constat esse finitum, ut abjecto Daemonorum cultu et rejectis patriis cerimoniis Christianae fi-

dei atque religionis Sacramenta perciperent, et Francis adorati unus cum eis populus efficerentur. —

Man braucht übrigens nur ein wenig weiter zu lesen im poeta Saxo, um den Hebel zu sehen, womit endlich Karl alles zwang.

— — — ubi primores donis illexerat omnes
Subjectos sibimet reliquos obtriverat armis.

(V.)

Man sieht dies aus dem letzten Titel der Sächsischen Gesetze, wo es heißt: Solidus est duplex, unus habet duos tremisses, qui est bos anniculus XII mensium, vel ovis cum agno: Alter solidus tres tremisses, id est bos XVI mensium. Majori solido aliae compositiones, minari homicidia componuntur. Westfalajorum et Angrariorum et Ostfalajorum solidus est: secalis sceffalia XXX, ordei XI; avenae LX; apud utrosque duo, si de mallis sol, quadrinus bos duo solidi, duo boves, quibus arari potest 5, soli bos bonus III solid. Vacca cum vitulo solidi II et senus.

Zweites Kapitel.

(I.)

Die meisten Stammtafeln leiten Ludolfs Abkunft in gerader Linie von Wittekind ab, aber dieses Stammregister kann durchaus nicht erwiesen werden. Es beruhet bloß auf einer Verwechselung Eckberts, Ludolfs Vater, mit Wickbert, dem Sohne Wittekinds. Auch ist jene Abstammung schon darum nicht wahrscheinlich, weil der Korveische Mönch Wittichind ausdrücklich bemerkt, Heinrichs I. Gemahlin sey aus des großen Wittekind Stamme gewesen, welches er gewiß auch von Ludolf bemerkt haben würde, wenn dieser in gerader Linie zu derselben Familie gehört hätte. Meine Angabe gründe ich auf Leibnitz Urtheil, welches in der Einleitung zu seinem Script. R. Br. Tom. I. Nro. IX, weitläufiger nachgelesen werden mag.

(II.)

Wie hart überhaupt der Druck gewesen sey, sieht man aus vielen Stellen der Karolingischen Kapitularen. Hier nur eine der stärksten zum Beweise. Capit. III an. 811. — Pauperes se reclamant expoliatos esse de eorum proprietate, et hoc aequaliter clamant super Episcopos, et Abbates et eorum advocatos, et super comites et eorum centenarios. — Indessen war doch immer die Lockung für die Wehren, sich in bischöfliche Dien-

sie zu begeben, sehr groß; denn alles was sie hier als Mund- oder Mahlmänner auszustehen hatten, war in keinen Vergleich mit dem zu setzen, was die unter den Grafen Stehenden leiden mußten. Denn von den Grafen heißt es: Occasionem quaerunt super illum, quomodo eum condemnare possunt, et semper in hostem faciunt ire, usque dum pauper factus, nolens volens suum proprium tradat aut vendat. Capit. III. §. 3. ibid.

(III.)

Ueber den Ursprung und das mannichfaltige Verhältniß der Ministerialien, welches hier nur flüchtig angedeutet werden konnte, sehe man vollständiger die sehr gründliche Abhandlung im Braunschweig. Mag. vom J. 1747. N. 23.

(IV.)

Heinrichs ernsthaften Ton sieht man aus Witich. annal. ap. Meib. Tom. I. p. 640, wo es heißt: Necesse est ut contra communes hostes, pariter consurgamus. Vos hucusque filios, filiasque vestras expoliavi; nunc templa, templorumque ministros ut expoliem cogor, absque nudis corporibus nulla alia nobis relicta pecunia. Consulite igitur vobis ipsis, et quid faciendum eligite. — Das Volk stimmte gern bei, daß die geistlichen Herren auch einmal herausrücken sollten. Dextris in coelum elevatis.

(V.)

Wie die Sachsen das Billungsche Herzogthum ansahen, merkt man leicht aus Adam. v. Brem. lib. II. c. 86. Ex illo tempore, quo Dux constitutus est, in hac regione nunquam discordia inter geminas domus, scilicet Archiep. et ducis cessavit, illis impugnantibus regem et ecclesiam, illis pro salute ecclesiae certantibus. Die Hauptsache war wol, daß die Bischöfe nicht unter dem Herzogthume stehen wollten, welches sie schärfer im Zaume hielt, als der meistens entfernte Kaiser.

(VI.)

Konrads Wahl war schon nicht mehr die Sache der Nation, sondern ihrer Großen. Wippo sagt zwar in vita Conrad. Salic. ap. Pistor. Tom. III, cuncti Primates, et ut ita dicam vires et viscera regni, hätten ihn gewählt, aber das Volk hatte doch keine Stimme mehr, denn es steckte schon in den Dienstgefolgen der Großen. — Die Sachsen hatten ihren Schluß bereits zu Werla gefaßt. Vid. vita Meimverci ap. Leib. Tom. I. p. 557.

Drittes Kapitel.

(I.)

Es ist eine wunderliche Grille mehrerer Schriftsteller, Hermann Billung zu einem (nach unserer Ansicht) vornehmen Manne von Geburt ma-

chen zu wollen. Auch Leibnitz hat sich Mühe gegeben, den vermeinten Schandfleck gemeiner Geburt von Hermann Billung abzuwischen. Introd. Sc. B. Nro. 29, und Meibom hat eine ganze Abhandlung: Vindiciae Billingianae betitelt, geschrieben, um zu beweisen, daß Hermann Billung von gräflicher Geburt gewesen sey. — Es mag wohl seyn, daß viele Chronikenschreiber den Umstand: Billung sey schlechten Herkommens gewesen, dem Adam von Bremen hist. eccl. II. 4. nachgeschrieben haben. Indessen ist doch sonderbar, daß alle, die ich selbst gelesen habe, als: Helmold. Chron. Slav. cap. X. 2, ferner: Compil. Chronol. apud Leib. Tom. II. pag. 64, — das Chron. Rhytmit. Leib. S. B. Tom. III. pag. 21. v. 65 sq. — das Chron. Lüneb. Leib. Tom. III. p. 173, Chron. picturat. Both. l. c. ad an. 968, wie aus einem Munde Hermann Billungs Geburt und Vermögensumstände als gering schildern. — Das Räthsel, wie eben diesen Mann der gleichzeitige Wittichind einen virum nobilem nennen konnte, löset sich aber leicht durch die einzige Bemerkung: daß damals Niemand Graf von Geburt seyn konnte, indem zwischen einem gemeinen Edelmann, der frei auf seinem Allode saß, und dem Herzoge der Provinz, gar kein wesentlicher Unterschied des Standes obwaltete, ja zu den Zeiten Heinrichs I. nicht einmal die Gränze zwischen dem bloßen Ingenuo und dem Adel bestimmt war. Wer völlig frei auf seinem Gute lebte, war vir egregiae libertatis, und diese gab Adel. Ein solcher Mann war Billung. Also weder ein Bauer noch ein Graf, in unserm Sinne des Worts. Alle jene Schriftstel-

ler können recht wohl mit Wittichind vereint werden.

(II.)

Ich folge, wie Crantz, hiebei Botho's Chron. pict. ad an. 987, wo es heißt: Dusse greve Brun (Hertogen Hinrikes Sone to Beyeren) de gaff syk by sinen vedderen Keyser Otten, do stelde he sick so manliken in stryde, so dat se öme gheven wat Landes in Sassen by Brunswick, alse Welverode de hoghen Wort u. s. f. — Auch sagt Leibnitz selbst, Intr. S. B. Tom. III. Nro. XIV. von dieser Angabe: non fuisse destitutum autoritate anteriorum, neque aliquid occurrit, unde certo refutari possit. — Bruno's Stammregister von Henrico rixoso zu liefern, gehörte aber nicht in meinen Plan.

(III.)

Der Ursprung des Nordheimschen Geschlechts liegt durchaus im Dunkeln. Man kann indessen aus Mabill. de re diplom. IV. n. 64, und aus D. Joach. Meyer in orig. et antiq. Pless. schließen, daß das Nordheimsche Geschlecht schon zu Karls des Großen Zeiten bekannt gewesen sey, und zu den ältesten Edelingen der Sassen gehört habe. — Aus den Orig. Guelf. Tom. IV. p. 475. sieht man, daß Graf Hermann unter Otto II. gelebt habe. Nur das Gewisse ist in meiner Darstellung bestimmt angegeben, übrigens ein etwas blühenderer Styl gebraucht worden, um diese trockenen Familiengeschichten den Lesern genießbar und angenehm zu machen.

(IV.)

Ich mag nicht unbedingt dem Stammregister beistimmen, welches Falke in den Braunschw. Anzeigen Jahr 1748 S. 77. 78. 80 ꝛc. ꝛc. liefert, und im Jahrgange 1750 gegen Abel vertheidigt. Indessen stimme ich doch bei, daß jene Familie der verschwägerten Dynasten von der Sommerschenburg, Walbeck, Süpplingenburg, Haldensleben und Querfurt uralt gewesen, und wahrscheinlich von dem Ostphälinger Herzog Albin, einige nennen ihn Abbo, herstamme. — Ueber die spätere Verschwägerung der Familie berichtet auch Botho Chron. piot. ad an. 1090. was ich angeführt habe.

Drittes Buch.

Die Sassen

im

letzten Kampfe für altväterliche Freiheit und Recht,

von

den Zeiten der Sächsischen Unruhen

unter

Heinrich IV. und Heinrich V.

bis

zur Zersprengung des Großherzogthums Sachsen

durch

Heinrich des Löwen Sturz.

Inhalt des dritten Buchs.

Erstes Kapitel.

Empörung der Sassen gegen Heinrichs IV. Unterjochungs-Entwürfe. Völlige Zerrüttung der Karolingischen Verfassung. Neuer Heerbann. Städte und Handel. Eingeflochtene Familiengeschichte der Sächsischen Großen.

Zweites Kapitel.

Vereinigung der Billungschen, Brunoschen, Nordheimer und Süpplingenburger Erblande unter Lothar von Süpplingenburg, und Heinrich den Großmüthigen, aus dem Stamme der Welfen.

Drittes Kapitel.

Fall und Zernichtung des Großherzogthums Sachsen. — Heinrich der Löwe. Seine Größe, seine Thaten und sein Unglück.

Anmerkungen, historische Kritik betreffend.

Erstes Kapitel.

Empörung der Sassen gegen Heinrichs IV. Unterjochungsplane. Völlige Zerrüttung der Karolingischen Verfassung. Neuer Heerbann. Städte und Handel. Eingeflochtene Familiengeschichte der Sächsischen Großen. Vom Jahre 1056 — 1106.

Nicht alles hatte Heinrich IV. verschuldet, was ihm zur Last gelegt ward. In manchen Stücken trug er die Sünden seiner Väter; denn im Lande der Sassen waren die Gemüther schon von langer Hand gegen einander gereizt und erbittert. Bereits die Ottonen scheinen sich dort eines Aufruhrs vermuthet gewesen zu seyn. Heinrich der Heilige und der Salische Konrad, konnten nur durch behutsames Nachgeben dem Auflodern der wilden Flamme wehren. Der staatskluge Heinrich III. hatte endlich durch seinen willkührlichen Despotismus, den heimlichen Brand so mächtig angeschürrt, daß es nur eines Windstosses zum verheerenden Ausbruche desselben bedurfte.

Seitdem die Ottonen das Herzogthum an die Billunger abgaben, rieben sich die bischöfliche und herzogliche Macht unaufhörlich gegen einan-

der. Der Herzog, welcher das außerordentliche kaiserliche Kommissariat (oder die Sendgrafschaft) in ein fortwährendes und erbliches Ober-Landesdirektorium zu verwandeln strebte, kränkte stets den Bischof, indem er ihm wehrte seinen geistlichen Sprengel in eine Landeshoheit umzubilden. Ihm verdroß es wol am meisten, daß er seine Macht nicht nach Belieben durch Einziehung der Grafschaften, Edelvoigteien und anderer Heerbannsgüter schließen konnte, weil die geistlichen Herren ihm nicht nur dabei beständig im Wege standen, sondern selbst manche Grafschaft an sich brachten, und viele Wehren unter das Kirchenbanner, oder in der Heiligen Schutz lockten. Wo der Bischof solche Heerbannsämter in seinem Stifte einmal an sich gebracht hatte, mußte meistens der Herzog nachgeben, und sichs wol gar gefallen lassen seinen Heerschild hinter den des Bischofs, welcher nun selbst stattlich gerüstet mit ins Feld zog, zu stellen.

Beide Mächte arbeiteten also mit höchster Anstrengung auf eine geschlossene Verfassung los. Sie besserten so viel sie nur konnten, um die Kette desto stärker zu machen, an ihren Hof- und Lehns-Rechten, und giengen auf nichts geringeres aus, als ihrem Kaiser den leeren Namen eines Oberherrn zu lassen. Allein sie stießen dabei auch alle Augenblick scharf an einander. Je höher die Herzöge ihren Ton stimmten, um so

gefährlicher wurden sie der bischöflichen Reichs-Unmittelbarkeit. Sie reizten den geistlichen Stolz durch jede Behauptung ihrer Rechte als Ober-Landesdirektoren.

Aus dieser allgemeinen Quelle der Zwietracht und Erbitterung, entsprangen mehrere Nebenquellen von eben so giftiger Art. Das Herzogthum konnte seinen Zweck, (den einer geschlossenen Verfassung) nicht ohne Verschlingung, oder wenigstens Beeinträchtigung der Grafschaften und Edelvoigteien erreichen. Waren Grafen und Edelvoigte einmal in das herzogliche Lehns- oder Dienstmanns-Kataster gezwungen, so hielt die höhere Macht sie darin gewiß fest. Uebergaben sie sich aber einem Stifte zur Lehnspflicht, so blieb doch große Hoffnung, an der bischöflichen Landesregierung wesentlichen Antheil zu nehmen, und zuletzt wol gar, wo nicht als Schirmvoigte doch als Ministerialen über ihren Bischof den Herrn zu spielen.

Die Lockung auf der einen Seite war also eben so groß, als die Gefahr völliger Unterdrükkung auf der andern. Dies mußte nothwendig die verschiedenen größeren und kleineren Mächte dergestalt gegen einander spannen, daß es nur eines zu rechter Zeit angebrachten Stoßes bedurfte, um alles gewaltsam durch einander zu rühren. Das Volk fühlte den Druck von beiden Seiten, und war längstens schwürig. Zehnten

und Plackereien mit mancherlei Steuren, reizten es am meisten. Die besser geschützten städtischen Gemeinheiten machten es zwar allnachgerade klar, wie man sich dem empörenden Drucke entziehen könne; aber auf der andern Seite kämpfte tiefgewurzelter Nationalgeist jener, in der That anomalischen Verfassung entgegen. Die Mittelstraße zu halten war unter solchen Umständen nicht wohl möglich! — Jeder mußte Parthei nehmen und nahm auch Parthei, wie es ihn nach schneller Ansicht und Berechnung seines Vortheils am vortheilhaftesten dünkte. — Bessere Einsicht hinterher, wandte ihn dann eben so schnell von der anfänglich ergriffenen Parthei ab. — Fortwährendes Schwanken war davon der natürlichste Erfolg. — Glücklich schien derjenige, welcher aus dem furchtbaren Sturme zuletzt sein Schiffchen in einen sichern Hafen zu steuern vermochte. Allerdings war dies, wie die Folgezeit lehren wird, einigen mächtigen, die Zeitumstände wohl benutzenden Dynasten, ja so gar manchen gemeinfreien Wehren gelungen. In Westphalen standen nämlich am Schlusse dieser Periode solchermaßen die Grafen von Tecklenburg, Ravensperg und Oldenburg. Am Harz wehete das freie Banner der Herren von Blankenburg, Valkenstein, Reinstein und Wernigerode. Auf dem Solling und an der Werra hinauf, hauseten die Grafen von Everstein, Wölpe, Dassel

und Homburg. Selbst manches freie Allode hatte sich hie und da in einem waldigen Winkel des Landes erhalten.

Sauerteig genug, wie man sieht, um die große Nationalmasse von innen heraus in Gährung zu bringen. Von außen her kam auch noch viel hinzu, um jene Gährung zu vermehren! Der alte Haß zwischen Süd- und Nord-Deutschland war nicht ausgelöscht. Deutschlands Krone ward zwar vom Sächsischen Stamme wieder auf den Fränkischen gesetzt, aber der Sassen Stolz war dadurch nicht gebeugt. Die entscheidende Stimme unter Deutschlands Völkern, wollten sie nach wie vor führen, — und Deutschlands Stände blieben also getheilt. Daß Sachsen unterdrückt werde, schien der Bayern, der Schwaben, der Lothringer, und der Franken Wunsch. — Heinrich IV. wollte gern die alte Feindschaft nutzen. — Er nutzte sie wirklich; aber zu seinem eignen Verderben, weil er überall zu despotisch zugriff.

Den Standpunkt zur richtigen Ansicht des großen Gemäldes hätten wir nun wohl gefaßt. — Laßt uns also seine einzelnen Züge und grellen Schattirungen näher betrachten!

Nie war die königliche Macht in Deutschland so hoch gestiegen, als während der Regierung Heinrichs III., dessen Staatsklugheit, Tapfer-

keit, Entschlossenheit und unermüdete Thätigkeit, auch die Sächsischen Großen in den Schranken der Ehrfurcht und des Gehorsams erhielten. Allein Heinrich starb, (J. 1056) als sein zum Nachfolger auf Deutschlands Königsthrone bereits erwählter Sohn, noch ein unmündiger, fünfjähriger Knabe war. Die Sassen hoben nun schnell ihr stolzes Haupt empor. Schon der, durch des Thüringischen Ottos Tod vereitelte Anschlag auf des unmündigen Heinrichs IV. Leben und Krone, beweiset zur Genüge, wie die Gemüther in Betracht der Fränkischen Herrschaft gestimmt waren. Nach Ottos Tode wurde freilich fast 13 Jahre hindurch äußerlich Ruhe in Sachsen, erhalten; aber innerlich brannte das Feuer der Zwietracht desto heftiger fort.

Um des unmündigen Heinrichs Erziehung schlug man sich fast, und jeder, dem der unglückliche Knabe in die Hände fiel, half an ihm verderben. Seine Mutter Agnes verwaltete zuerst in traulicher Verbindung mit dem Augsburger Bischof Heinrich das Amt der Vormundschaft. Sie war, da sie die Stimmung der Sassen merckte, politisch genug sich einen der mächtigsten Großen, den tapfern Grafen Otto von Nordheim, durch Uebertragung des von ihr selbst besessenen Herzogthums Bayern zu verpflichten. Daß Otto durch diese Gunst ein so mächtiger Fürst wurde, erbitterte natürlich die

meisten Sächsischen Großen. Als man ihm in der Folge das Herzogthum wieder nahm, schuf sich die kaiserliche Macht selbst an ihm einen gefährlichen Gegner. Denn in der That war es eben so gefährlich, solch einem Manne das Herzogthum zu geben, als es ihm wieder zu nehmen.

Jeder Mächtige wünschte während Heinrichs Minderjährigkeit eine entscheidende Stimme im Reiche zu führen. Leicht gelang es daher dem Kölnischen Erzbischofe Hanno, unter den Sächsischen Großen sowohl Markgraf Eckbert von Braunschweig, als den durch Agnes Gnade hochbegünstigten Nordheimer Otto zu Helfershelfern eines von ihm entworfenen Entführungsplans zu machen. Die Sache gieng glücklich, besonders durch Eckberts Entschlossenheit, und der Prinz ward seiner Mutter entrissen. Hanno und Otto theilten nun als Vormünder des unmündigen Königs die Regierungsgeschäfte. Damit jedoch die unwürdige That etwas bemäntelt und der Verdacht eigennütziger Herrschsucht abgewandt würde, machte der Erzbischof die Verordnung: jeder Bischof, in dessen Sprengel der minderjährige König sich aufhalten werde, solle Theil an der Reichsverwaltung nehmen.

Hannos Herrlichkeit dauerte inzwischen nicht lange. Der schlauere Adelbert von Bremen wußte den königlichen Knaben seiner Aufsicht

zu entziehen, und ihn in Sachsen, wo nun das furchtbare Ungewitter bald ausbrach, festzuhalten.

Gern schloß sich der Prinz an den neuen Führer, welcher so vortheilhaft gegen den vorigen abstach. Hanno war rauh, ernst, habsüchtig und auf Erhebung seiner Verwandten einzig bedacht. Adelbert zeigte sich liberal, einschmeichelnd, nachsichtsvoll gegen alle Begierden und Leidenschaften des königlichen Knaben, und nichts weniger als knickerig oder bettelnd für seine Verwandten. Heinrich liebte ihn bald mit ganzer Seele, — wie ein zügelloser Bube den gewissenlosen Aufseher und Begünstiger seiner Unarten nur lieben kann. Der erste Kunstgriff Adelberts war: daß er den König in Sachsen festhielt, damit kein anderer Bischof sich in die Regimentsverwaltung von Rechtswegen mischen könne. — Der zweite: daß er ihn schon im vierzehnten Jahre wehrhaft — also mündig machen ließ, damit er hinter dem königlichen Schatten seine tief angelegten Plane verantwortungslos ausführen könne.

Und diese Plane waren wirklich auf nichts minder angelegt, als für sich ein Patriarchat über ganz Nord-Deutschland zu errichten, die Großherzogliche Gewalt von Sachsen in seine Hände zu bringen und dem bisherigen Herzogthume auf einmal das Garaus zu machen. In diesem Geiste und zu diesem Zwecke leitete er seinen königlichen Zögling ganz und gar. Augen-

scheinlich wars allerdings, daß des Kaisers Vortheil erheische: die Herzöge, welche ihr Amt fast rechtmäßig erblich gemacht hatten, und ihrem Oberherrn die Reichsdienste knapp genug zumaßen, abzuschaffen. Der Kaiser konnte durch seinen Einfluß auf die Stifter und durch das ihm bisher ungeschmälerte Recht die Bischöfe zu ernennen, Sachsens neuen Heerbann weit bequemer zu seinen Kriegen gebrauchen, als wenn er den Herzog dazu aufrufen mußte, welcher ernsthaft genug fragen mochte: ob denn jeder italienische Zug für eine Reichslandwehr gelten sollte? Mit des Kaisers Vortheil schien der bischöfliche aufs genaueste verbunden. Adelbert selbst, war vollends wegen seiner Kirche ein geschworner Feind der Sächsischen Herzöge. Er scheuete sich auch gar nicht dies an öffentlicher Tafel zu bekennen, und die Sächsischen Großen für Dummköpfe, für raubbegierige und heimtückische Verräther gegen den König zu erklären.

Auf die Art ward Heinrich zu sehr gegen die Sassen eingenommen, als daß er sie nicht hätte hassen sollen, aber auch die Fürsten wußten zu gut, was ihnen bevorstehe, wenn Adelbert am Ruder bliebe, als daß sie nicht alles aufgeboten hätten ihn davon zu entfernen. Das Volk — welches den Druck der ungewöhnlichen Steuern, während jenes vieljährigen Aufenthalts des Königs zu Goslar und in andern Sächsischen Reichspa-

lästen am meisten empfand — war leicht zum Ausbruche seines Mißmuths gereizt. Der König konnte von seinen Kammergütern, deren es wenige in Sachsen gab, nicht allein zehren. Man entzog nun der Hofhaltung zu Werla die gewöhnlichen Lieferungen so hartnäckig, daß selbst die täglichen Lebensbedürfnisse dort für baares Geld angeschafft werden mußten, welches die königliche Kasse nicht wenig in Verlegenheit brachte. Ernsthafter als diese Aeußerung des Volksunwillens waren die Schritte der in Verbindung mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln handelnden Großen, weil sie auf einer eigenmächtig zu Tribur angesetzten Generalversammlung den Erzbischof Adelbert für einen gemeinsamen Feind erklärten, und einmüthig beschlossen den König zu zwingen, daß er ihn von sich schaffe. Adelbert rieth zwar zur schnellen Flucht, aber schon war der Palast in der Nacht umringt. Die Waffen erklangen, und Adelbert wurde genöthigt den Hof mit seinem ganzen Anhange zu verlassen. Nicht einmal für seine Person war jetzt der stolze Prälat sicher. Er mußte sich auf einem seiner Maierhöfe vor der gereizten Sassen Wuth verbergen.

Der unglückliche König war unter seiner Führung daran gewöhnt allen Begierden den Zügel

*) Man lese *Adam Brem. Hist. Eccl.* lib. III. cap. 42. und lib. IV. cap. 7.

schießen zu lassen. Bald drückte also das Band, welches ihn mit der, schon von seinem Vater ausgesuchten Bertha, einer Tochter des Italienischen Markgrafen Otto, verknüpfte. Bertha hatte geistige Vorzüge aber keine körperliche Reize, und befriedigte Heinrichs wollüstiges Temperament wenig. Der üppige Jüngling wandte sich an den Mainzer Erzbischof Siegfried, und versprach, den von den Thüringern noch immer verweigerten Zehnten seinem erzbischöflichen Stuhle mit Gewalt der Waffen zu erringen, wenn der Prälat zur Trennung der widrigen Ehe die Hand bieten wolle.

Siegfried versprach's, getrauete sich aber ohne des Pabstes Vorwissen nicht die kitzliche Sache zu entscheiden. Der König brachte seinen Wunsch nun an die Fürsten, aber diese fanden den Antrag abscheulich und verwarfen ihn geradezu. Der Pabst stimmte bei, und Heinrich kehrte von Worms mit Grimm im Herzen und dem festen Vorsatze: sich nächstens zu rächen, nach Goslar zurück.

Der erste Schlag traf den mächtigen Nordheimer Otto, dessen Größe den Neid seiner Gesellen mächtig angeregt hatte. Ein berüchtigter Mann von adlicher Abkunft aber schlechtem Charakter, Namens Egino *), trat mit der An-

*) *Lambert. Schaffnol.* adan. 1070, nennt ihn: homo ingenuus, sed omni flagitiorum genere infamatus.

klage hervor: Otto habe ihn durch große Versprechungen zum Königsmorde bewegen wollen. Er zeigte den dazu erhaltenen Dolch, und erbot sich zum Beweise seiner Aussage. Ottos Wandel war nicht ganz ohne Makel, und er gehörte ja zu den Sächsischen Großen, welche sämtlich gegen den König aufgebracht waren. — Dies drückte ihn am meisten! Heinrich berief eine Fürstenversammlung nach Mainz. Otto leugnete dort das angeschuldigte Verbrechen ab. — Aber Heinrich entschied: daß er zu Goslar sich stellen und seine Unschuld durch einen Zweikampf gegen den Ankläger erhärten müsse. Ein Fürst sollte sich also mit einem, durch Dieberei und Straßenraub berüchtigten Taugenichts messen! — Doch erschien Otto zur gesetzten Zeit vor Goslar mit ansehnlicher Bedeckung, und verlangte nur, sich vor den versammelten Fürsten, ehe der Zweikampf begönne, rechtfertigen zu dürfen. Heinrich schlug das geradezu ab. Nun gieng Otto zurück, und der König nützte den Neid der versammelten Großen gegen den mächtigen Angeklagten. Man sprach ihm als überwiesenen Majestätsverbrecher das Leben ab. — Die Reichslehen waren dadurch von selbst verwirkt, und wer nur irgend Privathaß gegen den hochfahrenden Nordheimer nährte, überfiel nun seine Erbgüter, raubte, sengte und mordete darin nach Herzenslust. Ja zuletzt erschien selbst der König mit einem starken

Heere, um den Greuel der Verwüstung zu vollenden.

Allein der tapfere Otto hatte auch ein 3000 Mann starkes Heer zusammengebracht und sich mit Magnus, des Sächsischen Herzogs Ordulfs Sohne, vereinigt. Schnell brach er in Thüringen, hauſete dort mit Feuer und Schwerdt und faßte sogar den kühnen Entschluß, Goslar, welches gleichsam zur beständigen Residenz des Königs geworden war, zu überfallen und es in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Baiern ward inzwischen an Otto's Schwiegersohn, Welf IV., einen Sohn des Italienischen Markgrafen Azzo, vergeben. Der Niederträchtige verstieß nun, — um der königlichen Huld sich desto würdiger zu machen, — sein edles Weib. Jetzt beschloß Otto das äußerste zu wagen und dem Könige unmittelbar zu Halse zu gehen. Doch wußte Graf Eberhard von Nellenburg den Ergrimmten noch zu bewegen, daß er einen Stillstand eingieng und den versammelten Fürsten seine Sache zur Entscheidung anheimstellte. Diese verurtheilten ihn und seine Bundesgenossen zur freiwilligen Unterwerfung. Vertrauend auf Heinrichs Großmuth kamen Otto und Magnus mit ihren vornehmsten Anhängern nach Halberstadt, wo Heinrich damals hauſete. Sie wurden aber in gefängliche Haft gebracht und einigen Fürsten zur Verwahrung übergeben.

Otto löſete ſich zwar nach einjähriger Gefangenſchaft durch Aufopferung einiger Erbgüter; aber Magnus wurde zu höheren Zwecken feſtgehalten. Unſtreitig war dieſes heimtückiſche Verfahren das Werk Adelberts, welcher ſich wieder bei Hofe eingefunden hatte und den verblendeten König nach wie vor leitete. Der ſchlaue Pfaff machte nämlich ſeinem Zöglinge bemerkbar, daß er jetzt durch Magnus Gefangenſchaft die ſchönſte Gelegenheit in Händen habe, ſeinen Plan zur Abſchaffung der Sächſiſchen Herzöge durchzuſetzen. Heinrichs Deſpotismus und Erbitterung gegen das verhaßte Volk folgte dem tückiſchen Rathgeber leicht. Adelbert ſtarb jedoch im Jahr 1072., ehe ſeine weitausſehenden Entwürfe in Erfüllung gehen konnten. Hanno übernahm nun wieder die Reichsverwaltung, ließ auch, um die ſchwierigen Gemüther der Saſſen zu beruhigen, den berüchtigten Egino mit öffentlicher Schandausſtellung ſtrafen; aber der deſpotiſche Heinrich konnte ſich zu wenig mit dem rauhen Führer vertragen. — Hanno ſelbſt ward über das Mißlingen ſeiner beſten Entwürfe verdrüßlich, foderte ſeine Entlaſſung und erhielt ſie gern. Nun konnte Heinrich, — wie er wähnte, — ganz nach Willkühr regieren und die von Adelbert eingeſogenen Grundſätze in Ausübung bringen. — Sachſen ſollte ſich nun beugen unter ſeinem eiſernen Scepter, ſcharf im Zaume wollte er halten das ſtörriſche

Volk. Bald erhoben sich nun auf den das Land beherrschenden Höhen drohende Burgen, deren Besatzungen über die umliegenden Gegenden herfielen, die nöthigen Lebensmittel dem armen Landvolke mit Gewalt entrissen, und tausend strafbare Ausschweifungen begiengen, ohne daß der König es hinderte.

Unfern des scharf eingeschnittenen Ockerthals, wo alle Schrecknisse einer öden, sich selbst überlassenen Natur herrschen, erhoben sich nach Heinrichs Befehl auf einem Vorberge des Harzes, wo der finstere Aberglaube verflossener Jahrhunderte am ersten Mai das heilige Fest des Götzen Krodo feierlich begieng, die Zinnen einer, mit aller Kunst jener Zeiten befestigten Burg und eines prächtigen Doms. Die Asseburg hielt die Gegend um Wolfenbüttel in Furcht und stand, wie das Lichtenberger Schloß, mit der Harzburg in Verbindung. Die Hoimburg blinkte unfern der Teufelsmauer drohend ins Land. Moseberg, Sassenstein, Wigantenstein, — kurz, die meisten Höhen in Nordsachsen und Thüringen waren zu gleichem Zwecke furchtbar befestigt und mit Oberdeutschem Kriegsvolke besetzt. Fortwährend hauste der König zu Goslar und erschöpfte das Land. — Fortwährend hielt er auf der Harzburg den Erben des Sächsischen Herzogthums Magnus gefangen, und plagte das Volk mit Frohnen zur Erbauung verhaßter Schlös-

ser. — Ordulf starb, und nun drangen sowol dessen hinterlassener Bruder Hermann, als auch Otto von Nordheim in den König, Sachsens rechtmäßigen Herzog frei zu geben. Sie boten zum Lösegelde für ihn ansehnliche Geldsummen und Grundstücke an. Ja Otto war bereit, sich selbst zum Einlager für den unschuldigen, nur um seinetwillen leidenden Freund zu stellen. Nichts erweichte den Despoten. Alle Güter des gefangenen Otto, antwortete er, wären der königlichen Kammer zugefallen. In der That waren auch die Lüneburger Hauptbesitzungen der Billungschen Familie schon in des Königs Händen. Magnus sollte nie losgelassen werden, wenn er nicht feierlich auf das Herzogthum und den größten Theil seiner Erblande Verzicht leistete. Nicht minder hart wurden durch furchtbare Drohungen die Thüringer zur Entrichtung des Zehnten gezwungen, wie bündig sie sich auch auf ihre alten Freiheiten beriefen.

Heinrichs Absichten waren klar. Das Aufgebot der vorgeblich zum Zuge gegen die Polen erfoderlichen allgemeinen Reichshülfe wurde von den Sächsischen Großen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf ihren nahen Untergang gedeutet. Da steckten, entschlossen Alles zu wagen, Otto von Nordheim, Hermann, des gefangenen Magnus Oheim, und Bucco, Bischof von Halberstadt, die Fahne der Empörung auf. Patriotis-

mus und Privathaß trieben den Braunschweiger Eckbert, Dedo von Meißen, Udo, Markgrafen von Nordsachsen, Friederich, den Sächsischen Pfalzgrafen, Gevehard von Süpplingenburg und mit ihnen eine zahlreiche Schaar anderer Sächsischer Grafen und Dynasten, unter das aufgepflanzte Panier. Der Sturm riß auch die geistlichen Herren mit fort; denn es standen auf Seiten der Verbündeten der Erzbischof von Magdeburg, nebst den Hildesheimer, Merseburger, Mindener, Paderborner und Meißener Bischöfen. Nur der Erzbischof von Bremen und die Bischöfe von Zeitz und Osnabrück weigerten sich dem Bündnisse beizutreten. Dafür mußten sie aber auch sogleich flüchtig ihre Stifter verlassen und sich dem Könige in die Arme werfen.

Trotzend auf ein schnell zusammengebrachtes Heer von 60000 Mann, schickten jetzt die Verbündeten Abgeordnete nach Goslar und verlangten: der König solle die gefangenen Großen freigeben, die zum Verderben des Landes angelegten Burgen schleifen und nicht ferner durch beständigen Aufenthalt in Sachsen das Land erschöpfen, sondern auch andere Reichsprovinzen besuchen. Die verderblichen Rathgeber müsse er von sich schaffen und die Reichsgeschäfte vielmehr mit denen theilen, welche dazu ein gegründetes Recht hätten. Ueberhaupt solle er seine bisherige unwürdige Lebensart ändern und die liederlichen Weibsbilder entfernen. Im Wei-

gerungsfalle kündigten sie ihm hiemit Treue und Gehorsam auf, und würden ihre Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen wissen.

Heinrich erschrak über die trotzige Sprache, doch schickte er auf Versicherung seiner Rathgeber, daß die erste Hitze bald verdampfen würde, die Abgeordneten mit verächtlicher Antwort zurück. Nun erschien der Verbündeten gewaltiges Heer in Goslars Nähe und drohte die Stadt zu erstürmen. Da rettete sich Heinrich auf die nahe gelegene Harzburg. Das Schloß wurde umringt. — Heinrich sandte, um die Wüthenden zu beruhigen, den Osnabrücker Bischof Benno II., den Zeitzer Bischof Ezzo und den Herzog von Kärnthen an sie ab. Doch bestanden sie fest auf ihren Foderungen. Benno rieth zum Nachgeben; aber Heinrich flüchtete lieber heimlich aus der belagerten Feste, wanderte drei Tage lang in dem ungeheuern Harzwalde ohne Obdach und Speise herum, und gelangte endlich mit seinem treuen Begleiter Benno nach Eschwege an der Werra.

Von da eilte er nach Hersfeld und bat die dort zusammenkommenden Oberdeutschen Großen flehentlich, daß sie ihm gegen die Aufrührer beistehen möchten. Man versprach: sich zu Anfang des Oktobers bei Bredingen zu versammeln, und Heinrich gieng unterdessen nach Tribur.

Die Sassen hatten gehofft den König in ihre Gewalt zu bekommen. — Jetzt aber war ein

langwieriger Krieg zu fürchten, und man mußte sich um Bundesgenossen bewerben. Dazu waren die Thüringer, als gleich hart Bedrückte, sofort bereit, und der Mainzer Erzbischof, welcher sich nicht offenbar gegen den König erklären wollte, wurde wenigstens zur Neutralität gezwungen.

Inzwischen fiel das wüthende Landvolk, verbunden den Dienstmannen seiner Großen, über die verhaßten Burgen her. Die meisten wurden erobert und geschleift; andere, mit welchen das nicht so gelang, wenigstens aufs genaueste eingeschlossen. Das härteste Loos traf endlich die verhaßte Harzburg, deren Besatzung sogar einen Theil der (dem königlichen Interesse ganz ergebenen) Goslarischen Bürger während des Waffenstillstandes vor den Thoren der Stadt ermordet hatte. Auch das Heiligthum konnte nun der gereizten Wuth des Landvolks nicht entgehen. Der prächtige Dom ward zerstört und die Gebeine der darin ruhenden königlichen Todten wurden mit frevelnden Händen zerstreuet. *)

Auf Wiedereroberung der Erbgüter seines Hauses bedacht, war unterdessen Markgraf Hermann mit einer Abtheilung des Heers nach Lüneburg gezogen. Er hatte die Stadt erstürmt und

*) Heinrich hatte nämlich seinen Bruder und Sohn darin begraben lassen.

die dortige Besatzung mit ihrem Anführer, dem Sohne des so hoch in königlicher Gunst stehenden Grafen Eberhard von Nellenburg, zu Gefangenen gemacht. Diese Gefangene drohete der ergrimmte Sieger hinrichten zu lassen, wofern Heinrich seinen Neffen nicht sofort der Haft entließe. Die Drohung wirkte; — Magnus ward frei. — Damit mußten zugleich Heinrichs Lieblingsplane, Sachsen zu unterjochen, oder es an sein Haus zu bringen, vorerst aufgegeben werden.

Der neue Herzog fand gleich volle Arbeit gegen die Slaven, welche nach alter Weise die Verwirrung benutzten. — Heinrich hatte auch die Oberdeutschen Fürsten gegen sich aufgebracht. — Als vollends einer seiner Vertrauten, Namens Reginger, mit der Anklage hervortrat, er sey vom Könige gedungen, die Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden, wuchs den Sassen der Muth dergestalt, daß sie geradezu erklärten: sie würden für sich selbst einen neuen König wählen, wenn die Franken nicht zur Wahl schreiten wollten. Schon hatte der Erzbischof Siegfried die Wahlversammlung nach Mainz ausgeschrieben, als Heinrich mit einem in der Eil geworbenen Heere unfern der Stadt erschien, und die meisten Wähler dadurch zurückschreckte. Auch befreiete ihn jetzt ein glücklicher Zufall von dem zu seiner Ehrenret-

tung übernommenen gefährlichen Zweikampfe mit Reginger, durch dessen (wahrscheinlich mit Gift bewirkten) Tod. — — Aber die Sassen legten sich darum nicht näher zum Ziele. Sie fuhren fort die Bergschlösser zu bestürmen, verwarfen sogar die von den Mainzer und Kölner Erzbischöfen angetragenen Friedensbedingungen, und wollten durchaus einen andern König haben.

Heinrich beschloß, wüthend über der Empörer Starrsinn, sein Heil gegen sie mit den Waffen zu versuchen, und rückte ihrem 40000 Mann starken Heere mit einem unbedeutenden Haufen im härtesten Winter bis an die Werra entgegen. — Aber der sichtbare Ungehorsam seiner eigenen Truppen und das Zureden seiner Getreuen nöthigten ihn endlich zu dem Versprechen: die harten Foderungen der Sassen erfüllen zu wollen.

Die verbundenen Fürsten folgten ihm nach Goslar. — Noch immer zögerte der König, sein Wort zu halten. Aber das Heer der Verbündeten war nachgerückt und bereits ein großer Haufe desselben in den Hof des Reichspalastes Werla gedrungen. Da mußte der Gedemüthigte sich endlich bequemen, und im März des Jahres 1074. kam wirklich der Goslarsche Vertrag zu Stande. Nur die Festungswerke der Harzburg sollten nach diesem geschleift werden, — aber das wilde Volk zerstörte, wie schon gesagt, auch das Heiligthum und beschimpfte die Asche der Todten.

Heinrich kamen diese Vergehungen nicht ungelegen; denn obgleich die Fürsten den Verdacht der Theilnahme an jenen Greueln durch Bestrafung der Thäter abzulehnen suchten, so hörte doch der Ergrimmte darauf nicht. Er sandte den Osnabrücker Bischof nach Rom, um dort die Sassen überhaupt als Kirchenschänder anzuklagen. — Er söhnte sich mit den Oberdeutschen Fürsten, wie auch mit dem Mainzer Erzbischof schnell wieder aus. Er wußte durch Versprechen: Sachsen und Thüringen gänzlich unter die Oberdeutschen Großen zu vertheilen, ihre alte Eifersucht dergestalt in sein Interesse zu ziehen, daß ihm Alle einmüthig die kräftigste Hülfe zusagten.

Schimpflich wurden Sachsens Fürsten von der Feier des Osterfestes zu Worms zurückgewiesen, und im Junius des J. 1075. versammelte sich ein so zahlreiches und wohlgerüstetes Heer bei Bredingen, wie noch nie ein Deutscher König unter seinen Befehlen vereint gesehen haben mochte.

Die Sassen standen an der Unstrut bei'm Kloster Hohenburg, vermutheten keinen Feind und jubelten bei frohen Zechgelagen. — Da kam ihnen Heinrichs Heer mit starken Märschen auf den Hals, und Rudolfs von Schwaben Rath: die Feinde ohne Verzug anzugreifen, erhielt Heinrichs Beifall. Kaum hatten die Sassen Zeit, ihre Pokale wegzuwerfen, ihre Waffen

anzulegen und sich in Ordnung zu stellen, so schmetterten schon die Trommeten des königlichen Heeres zum Angriff. — Otto's von Nordheim schnell zusammengeraffte Schaaren warfen sich wüthend auf Rudolfs (das Vordertreffen bildende) Schwaben, und sprengten sie nebst den zur Hülfe eilenden Baiern auseinander. Allein Böhmen und Franken drangen jetzt in der Sassen geöffnete Reihen. Das Fußvolk gerieth in Verwirrung und fiel zu Tausenden unter dem metzelnden Schwerdte der Franken. — Endlich wandte sich auch nach neun Stunden langem Gemetzel die Sächsische Reiterei zur Flucht. Eine zahllose Menge von Todten von beiden mit größter Erbitterung kämpfenden Heeren bedeckte den Wahlplatz.

Heinrich nutzte als kluger Feldherr den Sieg, und drang verwüstend den Flüchtigen bis Magdeburg und Halberstadt nach. Wahrscheinlich hoffte er durch Grausamkeit die Sassen zur Unterwerfung zu nöthigen. Aber diese wollten lieber mit Ehren im Kampfe erliegen, als sich zu schimpflicher Gefangenschaft, oder gar zur Todesstrafe dem wilden Sieger ergeben. — Nur Udo von Nordsachsen und der Merseburger Bischof demüthigten sich mit ihren Dienstmannen. Die andern halfen selbst das Land verwüsten, um dem grausamen Feinde alle Nahrungsmittel zu entziehen. Wirklich mußte Heinrichs Heer, aus Mangel an Proviant, Sachsen verlassen und bis Esch-

wege in Hessen zurückgehen; aber die Sächsischen Fürsten hatten nicht bedacht, daß sie durch solches Verfahren ihr eigenes unglückliches Volk gegen sich reizten.

Obgleich nun durch Rudolfs von Schwaben, Welfs von Baiern und Berthold's von Kärnthen Zurückbleiben Heinrichs Heer bei'm zweiten Aufgebot im Oktober desselben Jahres dergestalt geschwächt war, daß die Sächsischen Fürsten sich gar wol mit demselben hätten messen können; so bewog sie doch die Furcht vor ihren eigenen Hintersassen, dem Könige Abgeordnete mit Friedensvorschlägen bis Gerstungen (im Eisenachschen) entgegen zu schicken. — Heinrich nahm einen sehr hohen Ton an und verlangte unbedingte Unterwerfung. Dies verwarfen die Sächsischen Großen geradezu. Sie legten sich aber doch endlich zum Ziele, als die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Augsburg und Würzburg die heilige Versicherung gaben: keiner sollte an Leib, Leben und Freiheit, noch an seinen Gütern im geringsten gefährdet, vielmehr jeder nach der Unterwerfung sogleich freigelassen werden.

Vertrauend dem königlichen, durch vier Bischöfe eidlich bestätigten Worte, demüthigten sich nun die bereits namhaft gemachten geistlichen und weltlichen Fürsten der Sassen, Angesichts des königlichen Heeres, auf einer großen Ebene zwischen Kindelbrück und Greußen (im Thü-

ringischen Amte Weißensee). Da ließ, verachtend Deutsche Redlichkeit und Treue, der wortbrüchige Heinrich die Gedemüthigten zur engen Haft in verschiedene Provinzen vertheilen und ihre Erbgüter seinen getreuesten Anhängern übergeben. Es wurde gegen Ende des Jahrs ein Reichstag nach Goslar angesetzt, wo man über das fernere Schicksal der Gefangenen berathschlagen wollte. Dort ward jedoch nichts von Bedeutung beschlossen. Nur Otto von Nordheim bekam seine Freiheit wieder und der König versprach, um eine feste Stütze in Sachsen zu haben, goldene Berge. Den Nordheimer ernannte er wirklich zum Statthalter des Landes, aber der Braunschweiger Eckbert hatte sich bei Kindelbrück nicht mit unterworfen, und war auf freien Füßen geblieben.

Was bis jetzt nur Empörung der Sächsischen Großen gewesen war, verwandelte sich urplötzlich in allgemeinen Volksaufstand. Heinrich kannte auf dem Gipfel der Größe und des Sieges keine Mäßigung. Das Land wurde von neuen mit Schlössern bedeckt, wozu die umliegenden Ortschaften steuern, frohnen und schanzen mußten. Was sich vom Volke in Waffen fand, wurde gleich dem Viehe niedergehauen. Grausamer als jemals hauseten die königlichen Burgmänner in der umliegenden Gegend.

Dadurch brachte Heinrich Alles, was noch Waffen führen konnte, gegen sich auf. Keiner

foderte Sold, Jeder focht für seine Freiheit, für sein heiligstes Recht, für sein Leben. Der gemeine Haufe zwang sogar seine Obern, welche sich ihm sowol durch unbesonnenen Aufstand, als durch schwache Unterwerfung verdächtig gemacht hatten, öffentlich die Fahne der Freiheit aufzustecken. — So brachen des verwüstenden und alles durcheinander rüttelnden Krieges Flammen furchtbarer als jemals hervor. Gegen die verhaßten königlichen Schlösser bauete nun jeder Ritter, der's vermochte, auf seinem Grunde und Boden ähnliche Zwinger. Die Gemeinen selbst thaten sich zusammen und errichteten Warten, deren Besatzung die umliegende Gegend benachrichtigen mußten, wenn die königlichen Burgmänner einen Streif- oder Plünderungszug ins Land unternehmen wollten. Dann strömte, mit Sensen, Prügeln und andern bäurischen Werkzeugen bewaffnet, das wüthige Landvolk aus seinen niedrigen Hütten und focht in Verzweiflung gegen die Räuber seines kümmerlichen Eigenthums. Die Denkmale des unglücklichen, fast funfzigjährigen Krieges erblickt ihr noch in den Trümmern jener zahlreichen Warten auf den Vorbergen des Harzes und auf manchen andern Höhen unsers Vaterlandes. — Wo ihr die Spuren ehemaliger Bebauung gegenwärtig brachliegenden, oder mit Holz bewachsenen Landes, an den langen Rücken, die der Pflug vormals emportrieb, gewahr werdet,

da predigt euch sogar die versäumte Natur, wie viele Aecker durch Zerstörung und Entvölkerung damals verlassen seyn mögen!

Otto selbst wurde durch verzweifelte Gegenwehr des Volks verhindert, die verhaßte Harzburg wieder in vorigen Stand zu setzen. — — Indessen würde doch Heinrich seinen Unterjochungsplan endlich ausgeführt haben, wenn nicht durch weit gefährlichere Händel mit dem nach Alexanders II. Tode zum Pabst erwählten Hildebrand (Gregor VII.) seine ganze Aufmerksamkeit nach Italien gezogen und den Sassen dadurch Luft gemacht worden wäre. Jene Händel gehören nicht in den Umfang unserer Geschichte. Indessen müssen wir nothwendig bemerken, daß Heinrich durch den Verlust der Bischofswahl und des Investiturrechts seine besten Kräfte zur Unterjochung der Sassen, welche sich mit der Klage über seinen Despotismus politisch genug nach Rom gewandt hatten, einbüßte. — Hildebrand ergriff sogleich die herrliche Gelegenheit zur Vermehrung der päbstlichen Gewalt. Die Sassen fanden an ihm einen sehr bereitwilligen Beförderer ihrer Empörung, und als vollends der furchtbare Bannfluch auf Heinrich vom Kapitol herabdonnerte, da standen, durch St. Peters heiliges Schild, als Verfechter der Freiheit und als Strafwerkzeuge der göttlichen Gerechtigkeit gedeckt, die

Sassen muthiger als jemals wider den Verbannten auf.

Heinrich hätte durch Mäßigung seines Hasses gegen die Sassen und durch schnelle Versöhnung mit ihren despotisch behandelten Fürsten das furchtbare Ungewitter noch abwenden und sich aller Deutschen gegen des stolzen Römischen Bischofs Anmaßungen versichern können. Aber seine Leidenschaften waren stärker als die Vernunft. Schändliche Rathgeber kamen hinzu, und hartnäckig auf den alten Plan der Unterjochung Sachsens bestehend, gab er nicht nur Befehl, die zerstörten Bergschlösser schnell wieder aufzubauen, und durch deren Besatzungen die Gemeinen härter als vorher zu drücken; sondern er schärfte auch die erlassenen Befehle zur genauern Verwahrung der gefangenen Sächsischen Großen auf das nachdrücklichste.

Da erwachte — sey es aus innerem Gefühle der Vaterlandsliebe, oder aus Furcht vor dem wüthenden Volke — des Nordheimers entschlummerter Patriotismus. Er trat der Parthei seiner Landsleute wieder bei und ließ sowol von der Harzburg, als von dem neuen bei Goslar erbaueten Bergschlosse Stein die Besatzungen abziehen. — Magnus Oheim, Hermann, ward nebst mehreren Sächsischen Großen, gegen des Königs Willen, in Freiheit gesetzt. — Selbst Bucco von Halberstadt, Heinrichs gefährlichstem Feinde, ge-

lang es, der Haft zu entrinnen und wiederum in Sachsen zu erscheinen. — Nun schürrten die, durch lange Gefangenschaft doppelt erbitterten Feinde den verheerenden Brand eifrig an. — Heinrich zog jetzt zu spät gelindere Saiten auf, indem er alle bis dahin gefangen gehaltenen Fürsten (selbst den Sächsischen Herzog Magnus) unter der Bedingung: ihm gegen die Aufrührer beizustehen, freigab. — Hildebrand hob inzwischen durch eigenhändige Schreiben an die Fürsten jede ihrer Bedenklichkeiten. — Heinrich wurde suspendirt und mußte sich zu der schimpflichsten Erniedrigung (aus Furcht, die Krone zu verlieren) verstehen. Dennoch ward während seiner Buße zu Kanossa Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig in Deutschland gewählt, nachdem er den Stellvertretern des Volks feierlich versprochen hatte: den Thron weder erblich in seinem Hause zu machen, noch die Wahlfreiheit der Stifter zu beschränken.

Rudolf fand, als Heinrich mit neuen Kräften aus Italien zurückkehrte, die thätigste Hülfe bei den Sassen. — Sie entschieden vorzüglich den Kampf mit Heinrich in mehrern Schlachten zu Rudolfs anfänglichem Vortheil. So geschah es, daß die fürchterliche Schlacht bei Mellrichstadt im Würzburgschen, wo Heinrichs rechter Flügel schon gesiegt, und den Mainzer Erzbischof, den päbstlichen Legaten und den Grafen Hermann

bereits zu Gefangenen gemacht hatte, — durch des Nordheimers Otto und des Sächsischen Pfalzgrafen Friederich Tapferkeit für Rudolph doch noch gewonnen wurde (den 7ten Aug. 1078.). — Hermann starb an seinen Wunden, und weil er selbst keine Kinder hatte, fielen die Erbgüter an seinen Neffen, den Sächsischen Herzog Magnus.

Eben so glücklich befreieten im Jahre 1080. die Sächsischen Schaaren unter Otto von Nordheim den Gegenkönig Rudolf von verderblicher Niederlage bei Fladenheim in Thüringen, obgleich Heinrich den Sieg bereits in Händen hatte. Ja selbst in dem letzten Treffen beim Thüringschen Städtchen Mölsen an der Elster, wo Rudolf die rechte Hand verlor und wo Gottfried von Bouillion ihm den Schaft der Reichsfahne dergestalt in den Unterleib stieß, daß er am dritten Tage nach der Schlacht verschied, — hatten die Sassen das Schlachtfeld behauptet und in Heinrichs Lager unermeßliche Beute gemacht.

Auch jetzt legten sie sich noch nicht zum Ziele. Dennoch gieng Heinrich nach Italien, um seinen furchtbarsten Gegner zu züchtigen. — Unstreitig machte sich Otto jetzt selbst Hoffnung zur Krone, und verweigerte darum dem neuen Gegenkönige Hermann von Luxemburg seine Zustimmung. — Dieser wußte ihn indessen zu gewinnen, denn er machte den mächtigen Geg-

ner zum Reichsverweser in Sachsen, und ward nun wirklich zu Goslar vom Mainzer Erzbischof Siegfried, gekrönt.

Bald fiel sein Ansehen, da Otto, welcher es am meisten unterstützte, durch unglücklichen Sturz mit dem Pferde das Leben einbüßte (J. 1083). Tapferkeit, Muth und Beharrlichkeit zeichneten diesen Fürsten vortheilhaft aus. Oft rissen ihn zwar die Zeitumstände zu verderblichen Maasregeln hin; aber sein Heldengeist blieb im Glücke wie im Unglücke derselbe. Das von ihm zu Nordheim gestiftete Kloster St. Blasii, erhält dort sein Andenken in Ehren. Seine Gemahlin Richenza, Graf Hermanns von Werln Wittwe, gebar ihm mehrere Söhne und Töchter, deren wir nachmals gedenken werden, hier aber nur bemerken: daß der älteste Sohn Heinrich mit dem Zunamen der Dicke, des Vaters Namen und Stammgüter ererbte.

Hermann galt nach Ottos Tode bei den Sassen nichts mehr. — Der unruhige Braunschweiger Eckbert, der Erzbischof Hartwig von Magdeburg, und der Bischof Bucco von Halberstadt, waren nun die Wortführer, nach deren Willen sich alles fügen mußte. In der That konnte auch jeder Mächtige für seine Anmaßungen einen Schein Rechtens anführen. Der Kaiser war allgemein verhaßt, und der langwierige Krieg hatte Recht, Freiheit und altes Her-

kommen des Volks dergestalt durch einander geworfen, daß die ganze so sehr gespannte Verfassung ihrer Auflösung nahe zu seyn schien.

An auswärtigen Fehden mit Slaven und Wenden mangelte es gleichfalls nicht. Krieg und Kriegsgeschrei ertönte von innen und außen der Sächsischen Gauen. — Das unglückliche Volk sehnte sich herzlich nach Ruhe, die ihm doch noch nicht zu Theil werden sollte. Heinrich war nach Gregors Demüthigung aus Italien zurückgekehrt, um seinen neuen Gegner Hermann zu verdrängen. Günstiger schien ihn jetzt das Glück anzulächeln, da der Mainzer Erzbischof Siegfried gestorben, der mächtige Otto vom Schauplatze verschwunden, der neue Erzbischof von Mainz, und der Hildesheimer Udo, auf seine Seite übergetreten, mehrere Sächsische Große ihm zugethan worden, und viele Gemeinen zum endlichen Frieden gestimmt waren.

Dennoch ließen Hartwig, Bucco und Eckbert ihren Starrsinn nicht beugen. Die von den Sächsischen Bischöfen zu Quedlinburg, und von des Kaisers Anhängern zu Mainz, gehaltenen Synoden, verdammten einander gegenseitig. — Udo von Hildesheim warf sich endlich zum Vermittler auf, und versprach den Sassen unter feierlicher Gewährleistung: sie sollten auf keine Weise an ihren Freiheiten und Rechten gekränkt werden. Dies machte, da schon so viele

im Herzen sich zum Frieden neigten, Eindruck. Auch erschien Heinrich bald darauf selbst, und sein ganzes Betragen war verändert. Statt des jugendlich-leidenschaftlich handelnden Bedrückers, sah man jetzt einen herablassenden, wohlthätigen Herrscher, den Unglücksfälle und herbe Leiden gebessert zu haben schienen. Viele Herzen schlugen ihm freudig entgegen; aber Hartwigs und Bucco's tiefgewurzelter Haß hinderte die völlige Versöhnung. Beide flüchteten mit dem Gegenkönig über die Elbe ins Gebiet der Dänen, und ihre Länder wurden verwüstet. — Da aber der abgesetzte Wolf von Baiern den Kaiser nöthigte Sachsen zu verlassen, so kehrten sie wieder zurück, um neue Zwietracht anzuschürren. Bei einem Auflaufe zu Goslar ward inzwischen Bucco von einem seiner eignen Landsleute ermordet, — und jetzt nahm die Sache eine andere Wendung. Eckbert demüthigte sich, der Erzbischof Hartwig gelobte Gehorsam, und der verlassene Hermann legte endlich, ihrer Unterstützung beraubt, eine Krone nieder, welche er nicht ferner behaupten konnte. Allein eben diese Krone reizte den unruhigen Eckbert von neuen zur Empörung. Sein erster Angriff geschah auf des Kaisers Freund Udo, dessen Stiftslande er verwüstete, und ihn endlich selbst in Hildesheim gefangen bekam. — Der Kaiser entsetzte Eckbert darauf des Markgrafthums Thüringen, sammelte in der Eile ein

Heer und rückte vor die markgräfliche Burg Gleichen unweit Göttingen. Eckbert hoffte durch Belagerung Quedlinburgs, worin die Kaiserin hausete, den Kaiser nach Sachsen zu locken. Als dies nicht gelang brach er zum Entsatz der Burg Gleichen auf, und schlug die Kaiserlichen dergestalt, daß Heinrich mit Verlust der Reichsinsignien eiligst nach Bamberg entfliehen mußte. In diesem Treffen zeichnete sich des an der Unstrut gebliebenen Süpplingenburgers junger Sohn Lothar, durch seltene Tapferkeit unter des Braunschweigers Fahnen aus. Im folgenden Jahre (1090) fand aber doch der unruhige Eckbert, durch meuchelmörderische Anstiftung der Abbatissin von Quedlinburg (des Kaisers Schwester) auf der Mühle zu Eisenbüttel unweit Braunschweig seinen Tod. Die Sage will, daß man noch im Jahre 1542, wo seine Gebeine aus der von ihm gestifteten Cyriaks Kirche in den Dom gebracht wurden, an der Hirnschale eine tödtliche Verletzung habe wahrnehmen können. Heinrich fuhr zu und belegte die Schlösser Hohewort, Melverode und Tanquarderode mit Besazzungen. Er vertrieb Eckberts einzige Schwester Gertrud, die rechtmäßige Erbin seiner Stammgüter aus Brunswick, und zwang sie nach Scheverlingenburg, den jetzigen Walle (unweit Vechelde) zu flüchten. Bald wurden jedoch Brunswicks Bewohner der räuberischen Gesellen über-

drüssig, warfen bei nächtlicher Zeit Feuer in die Burg, jagten die Besatzung von dannen und holten Gertrud wieder, welche, einer Vision zufolge, dem heiligen Autor auf dem Köppen-Berge, wo nun die Egidien Kirche steht, ein Kloster erbauete. — Um sich gegen die Kaiserlichen schützen zu können, machten die Brunswicker ein Bündniß mit Wittekind, edlem Herrn von Wolfenbüttel. Ihre Sicherheit ward bald durch Gertrudens Vermählung mit dem mächtigen Nordheimer Heinrich, (welcher die Braunschweigschen mit seinen Stammgütern verband) noch mehr befestigt. (J. 1092.)

Mit Eckbert war der kräftigste Vereinigungspunkt der unzufriedenen Sassen dahin. — Sie verglichen sich also unter einander, und Heinrich konnte ohne Sorge wieder nach Italien ziehen, um seine dortigen Händel auszufechten. — Bald sollte er jedoch als Vater noch härtere Streiche empfinden, wie ihn als König getroffen hatten.

Die Ruhe im Lande gewährte jetzt dem Sächsischen Herzoge Magnus bessere Hülfsmittel Sachsens alten Ruhm gegen seine auswärtigen Feinde zu behaupten. Die Wenden hatten ihren Fürsten Heinrich vertrieben; dieser floh zu Magnus und bat um Hülfe. Mit einem mächtigen Heere brach nun der Herzog ins Land der Wenden, schlug sie in einer hartnäckigen Schlacht,

eroberte vierzehn befestigte Orte jenseit der Elbe und setzte den verjagten Fürsten wieder ein, welcher sich dafür feierlich als Lehnsmann des Sächsischen Herzogs anerkennen und den Vasalleneid leisten mußte. Zuvor waren auch vom Markgraf Udo die Slaven nach langem Kampfe gedemüthigt worden.

Inzwischen hatte die Politik der Römischen Kurie erst des Kaisers Sohn Konrad, und nach dessen Tode den neuen Thronerben Heinrich gegen den Vater aufgewiegelt. Heinrich der jüngere wußte, daß in Sachsen genug alter Groll gegen seinen Vater gähre. Er erschien also auf der Synode zu Nordhausen (J. 1105) bestätigte der Sassen alte Freiheiten und Rechte, zog sie dadurch auf seine Seite, und betheuerte mit thränenden Augen: daß er um des Reichs Besten willen seinem im Banne liegenden Vater, die Regierung abdringen müsse. Die Versammlung billigte des jungen Königs Gesinnungen, und die unglückliche Fehde zwischen Vater und Sohn entbrannte mit neuer Kraft. — Heinrich fiel in seines heuchlerischen Sohnes Hände, entfloh wieder, und würde vielleicht, da die Rheingegend sich für ihn erklärten, doch noch obgesiegt haben, wenn nicht eine kurze Krankheit am 7. August 1106, seinem mit unendlichen Mühseligkeiten durchflochtenen Lebenspfade im 56. Jahre ein Ende gemacht hätte.

Für unser Vaterland war Heinrich IV. in jeder Hinsicht ein wichtiger Fürst. Denn während seiner unruhigen Regierung ward alles durch einander geworfen, was noch von der alten Karolingischen Verfassung bestand. Das dem Kaiser entrissene nunmehr freie Wahlrecht der geistlichen Stifter, brachte insbesondere höchstmerkwürdige Veränderungen in ihren Verhältnissen zu den weltlichen Großen und zur Nation hervor. Des Pabstes langer Arm reichte jetzt auch über Sachsen hinaus, und die Keime der weit aussehenden Händel Heinrichs des Löwen mit seinen geistlichen Widersachern, wurden jetzt ausgesäet. Noch einen Blick laßt uns auf Heinrichs Gemälde werfen, ehe wir fortfahren den verworrenen Knäuel der Ereignisse zu entwickeln.

Wäre das Bild Heinrichs, welches der geistvolle Bruno, einer der merkwürdigsten Schriftsteller jener Zeiten, von ihm entwirft, richtig; so müßten wir den unglücklichen Fürsten als den lasterhaftesten und ungerechtesten Tirannen verabscheuen. Aber Bruno war ein Sasse, den, als er die Geschichte des unglücklichen, sein Vaterland zerfleischenden Krieges niederschrieb, Rachsucht und tödtlicher Haß gegen den Mann beseelten, welchen er für des Elends einzigen Stifter ansah. — In Heinrich vereinigten sich große Anlagen, und mit Recht kann man ihn nicht für einen schwachen, unfähigen

und unbesonnenen Fürsten ausgeben. Seine Erzieher verdarben ihn, die Zeitumstände stürmten mit Riesengewalt auf ihn ein, und er mußte Rechte durch blutigen Kampf behaupten, die unter keinem seiner Vorgänger angetastet worden waren. Im Alter ward er ein ganz anderer Mann, als er in seiner Jugend gewesen war. Schwer seufzte unser Vaterland unter der Geißel des durch seinen Starrsinn erhaltenen Krieges. Dennoch gräbt der Geschichte unpartheiischer Griffel auf seinen Grabstein die Inschrift: dieser Fürst blieb immer größer als sein Unglück. —

Das echte Eigenthum war sämtlich von den Hauptherren, während der langen Unruhen, verschlungen worden. Alles, was noch von den mächtigern Grafschaften bestand, konnte nur durch kluge Nachgiebigkeit seiner dermaligen Besitzer erhalten werden. Der bischöfliche Kriegsstaat zum Dienste der Kirche und des Reichs, war bereits zu hohem Glanze gediehen, und des Herzogs Heerschild kam daher häufig in Zwiespalt mit dem bischöflichen. Selbst im Kampfe gegen Heinrichs Unterjochungsplane, wo die herzogliche und bischöfliche Macht zuweilen freundschaftlich neben einander standen, suchte doch jede ihren besonde-

ren Vortheil. Schnell zerriß das Band der periodischen Freundschaft, sobald der Privatvortheil des Herzogs von dem des Bischofs abwich. Vom alten Heerbann waren nur noch kümmerliche Trümmern vorhanden. Diese hatten sich in die Städte geflüchtet, und hier bildete sich zuerst aus ihnen ein kraftvoller Mittelstand zwischen Herren und Knechten.

Die Befugniß Stadtrecht zu ertheilen, betrachtete man in dieser Periode als ein unbezweifeltes kaiserliches Reservatrecht, welches die Kaiser auch mit sorglicher Eifersucht aufrecht zu erhalten suchten. Unter Nordsachsens Städten genoß Goslar vorzüglich eines unmittelbaren kaiserlichen Schutzes. Es war keineswegs, wie die meisten anderen Städte, einem Herzoge oder Bischofe unterworfen, denn es wurde durch diese ganze Periode von kaiserlichen Voigten administrirt. Als in der Folge das Amt des kaiserlichen Voigts von der Bürgerschaft käuflich erstanden war, konnte sich die Stadt als unmittelbares Reichsglied betrachten, ja sie konnte mit eben dem Rechte, dessen Herzöge und Bischöfe sich bedienten, zur Landeshoheit emporklimmen.

Goslars Bergwerke erscheinen vorzüglich um diese Zeit als der Centralpunkt, von welchem Nordsachsens Reichthum, Wohlstand und Handel ausflossen. Daher müssen wir ihnen besondere Aufmerksamkeit widmen, bevor wir den Geist der

damaligen städtischen Verfassungen näher beleuchten.

Heinrich IV. hatte ums Jahr 1076 das Bergwerk zu vier Theilen unter das Kloster Walkenried, die Stifter St. Petri und Matthiä, und die Stadt vertheilt. Letzterer wurden dabei allein die Hütten und Forsten übergeben. Bergwerke gehörten überall unter die kaiserlichen Regalien. Jeder Besitz eines Bergwerks mußte sich demnach auf kaiserliche Belehnung gründen. Auch hatte Heinrich sich und seinen Nachfolgern den Zehnten des Ertrags ausbedungen, und dieser Zehnte mußte für Rechnung des Kaisers abgeliefert werden. Er bestand aber nach altem Herkommen nur im 13ten Kübel.

Die belehnten Eigenthümer des Bergwerks (man nannte sie die alten Gewerke) hatten wiederum andere mit Grubentheilen beliehen. Diese baueten nun die Gruben auf ihre Kosten. Sie hießen Bergherren, und waren meistens Goslarsche Einwohner. Fiel ja durch Erbschaft einem Auswärtigen Antheil am Bergwerke zu, so mußte er doch wenigstens Goslarscher Bürger werden. Die gewonnenen Erze überließ man den Hüttenherren, in der Sprache jener Zeiten Waldlüde genannt. Sie machten das Erz zu Gute und waren gehalten es an sogenannte Münzherren zu verkaufen, welche eine eigene Gilde bildeten, und Namens der Stadt das Recht zu münzen ausübten.

Mit diesen drei Klassen der Bergwerksinhaber stand eine Menge Arbeitsleute in Verbindung, und solchergestalt floß durch mancherlei Kanäle der Reichthum des Bergwerks auf alle Bewohner Goslars hin. Er hob den städtischen Wohlstand und wirkte sowohl mittelbar als unmittelbar zum Emporkommen vieler, Industrie und Thätigkeit befördernder Nahrungszweige. Unstreitig ward auch das Bergrecht in Goslar am frühesten ausgebildet, und der Rath daselbst hatte den größten Einfluß darauf.

Es mußte demnach in Goslar eine städtische Administration entstehen, welche in mancher Hinsicht etwas Eigenthümliches behielt.

Nach Abgang des Grafenregiments wurden in allen Städten Voigt und Schuldheiß die ersten obrigkeitlichen Personen. Sie zeichneten sich in den unmittelbaren königlichen Städten vor ihren Amtsbrüdern in den mittelbaren Städten durch den Titel Reichs-Voigt und Reichs-Schuldheiß aus.

Die Voigte waren Meister von Mauern und Thoren, und sorgten als Stadtkommandanten überhaupt für Schutz und Sicherheit. — Ferner gehörten alle Gegenstände der höhern Polizei und die Aufsicht über das Zunftwesen, worauf sich bald die ganze städtische Verfassung gründete, zu ihrem Geschäftskreise. Endlich kam ihnen auch die Ausübung des Blutbannes oder der peinlichen Ge-

richtsbarkeit sowol in der Stadt, als in deren Feldmark und Weichbilde zu. Man nannte ihr Amt Voigtei, Pflege und Advokatie.

Das Schuldheißamt beschränkte sich auf Beitreibung der öffentlichen Abgaben und auf Verwaltung der Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Sachen. Der Name selbst zeigt das; denn ohne Zweifel kommt Schuldheiß von Schuld und heißen, d. i. fodern oder eintreiben, her. Im Geiste damaliger Zeiten wurden beide höchst wichtige Aemter häufig zu Lehen gegeben, und mußten, nach dem noch nicht ausgetilgten Grundsatze des alten Sächsischen Rechts der Genossenschaft, mit Zuziehung der Schöppen verwaltet werden. Den Städten wurden aber doch die Voigte und Schuldheißen bald so beschwerliche Hofmeister, daß sie alle Kräfte aufboten, sich derselben zu entledigen. Dies wird der folgende Zeitraum zur Genüge lehren, weil da die ganze städtische Regimentsverwaltung sich mehr ausbildete. Hier ist nur gesagt, was in diese Zeiten gehört. Der größern Freiheit und Sicherheit des Eigenthums ungeachtet, war doch innerhalb der Mauern jener ersten Städte so wenig glücklicher Lebensgenuß, daß bloß die äußerste Noth Menschen auf die Art zusammentreiben konnte. Aermlich eng ward alles zusammengebauet. Kein Weg war gepflastert, keine Symmetrie der Gebäude beobachtet. Sie waren sämtlich mit Stroh gedeckt, und wenn man ein Uebri-

ges thun wollte mit hölzernen Kaminen versehen. Hinter oder vor dem Hause verbreitete ein großer Misthaufen seine mephitischen Dünste. Menschen und Vieh, deren Haushalt kaum durch eine bretterne Wand geschieden wurde, brachten dort zur Düngung des Ackers in traulicher Eintracht ihre Ersparnisse zusammen. So ward natürlich, was vormals zerstreut lebenden Menschen unschädlich gewesen, den eng zusammen Wohnenden eine Quelle mancherlei Unglücks und pestartiger Krankheiten. Selten gieng Feuer auf, daß nicht ein Drittheil der Stadt aufbrannte. Selten kam eine Krankheit ins Land, die nicht dem Stadtvolke wie eine Pest gefährlich geworden wäre. Die Anstalten zur Krankenpflege und Abwendung der Feuersgefahr, waren anfänglich höchst unzureichend, und ein großer Theil der städtischen Gesetze beweiset zur Genüge, wie tief man bei der Gesetzgebung ausholen mußte, um Menschen, die an zerstreuete Wohnungen, freie Natur u. s. f. gewohnt waren, zusammenzuzwingen. Jahrhunderte giengen hin, ehe man nur anfieng Straßen zu pflastern, oder wenigstens Steinwege, welche vor den Häusern herliefen, anzulegen. Noch weit später kam die Gewohnheit auf, an den Häusern Kamine zu haben, um den Rauch eines jeden Heerds über die Stadt wegziehen zu lassen.

Die Gesetzgebung mußte sich nothwendig än-

dern, als viel Volks in einem engen Bezirke zusammen wohnte. Denn die alten Gaugerichte, wo fast alles mit schneller Faust auf frischer That ausgemacht ward, reichten nicht mehr zu. Häufigere Händel über mein und dein entstanden jetzt nothwendig, und die bisher geltenden Gesetze wollten auf keine Weise auslangen. Auch war nun Landeigenthum gar kein sicherer Maßstab zur Ausmittelung der Strafe. Gleich in den ersten Stadtgesetzen findet man daher genauere Bestimmungen für das sogenannte Kriminalrecht. Leibesstrafen kamen an die Tagesordnung und der alte Begriff von Ehre und Freiheit verschwand nach und nach gänzlich. Gleichheit der Rechte war noch nicht in der städtischen Verfassung vorhanden; denn nur der Freigeborne galt als eigentlicher Bürger. Die Freigelassenen und deren Söhne wurden anfänglich als bloße Einwohner betrachtet, und viele von ihnen waren ihren vorigen Herren zu bestimmten Diensten und Zinsen verpflichtet. Schlechter blieb lange noch der Zustand der Leibeigenen; denn sie wurden von den Voigten, den Bischöfen, oder wer sonst das Stadtregiment handhabte, hart gedrückt. Ja der Voigt hatte das Recht, sich den besten Theil der Verlassenschaft eines solchen Unglücklichen, nach seinem Tode unter dem Namen des Budtheils zuzueignen. Erst Heinrich V. gab der Stadt Speier im J. 1111 einen Freibrief, wo-

durch Freigelassene und Leibeigene mit dem freigebornen Bürger gleiche Rechte und Freiheiten erhielten. Allein auf diesem Wege entstand auch eine Abtheilung in alte und neue Bürger, wodurch Eifersucht und Haß in eben dem Maße heftiger angeregt wurden, als sich die neuen zu den alten Bürgern emporbrängten. Nicht Humanität war die Quelle jener kaiserlichen Begünstigungen, sondern vielmehr die Absicht: sich durch Begünstigung der Stadtbewohner eine desto stärkere Stütze gegen den unruhiger und mächtiger werdenden Adel zu verschaffen. Unstreitig begünstigten aus eben diesem Grunde die Kaiser das städtische Gewerbe und die Handlung; aber sie wußten den trefflichen Faden zur Befestigung ihrer Macht nicht konsequent genug zu verfolgen.

Heinrich hatte jedoch seinen Vortheil recht gut begriffen. Dem im Jahre 1077 bestand der größte Theil seines Heers, gegen seinen Feind Rudolf, aus Kaufleuten. Bremen und Hamburg blieben in Sachsen die bedeutendsten Handelsplätze. Vorzüglich zu Adalberts Zeiten kamen in Bremen Kaufleute aus allen Weltgegenden, und mit allen Gattungen von Waaren zusammen. Der Druck raubsüchtiger, in Abwesenheit des Bischofs die Regierung besorgender Voigte, trieb aber die Ausgeplünderten davon. — Lange Zeit konnte nun Bremen nicht wieder emporkommen. Der größte Handel war unstrei-

tig an den Küsten der Ostsee. Besonders pflegte dort im Anfange Novembers eine große Anzahl Kaufleute und Schiffer zum Heringsfang zusammenzukommen. Da jedoch bei den Sachsen noch immer das alte Vorurtheil in Ansehung der Handlung herrschte, so blieb der Gewinn meistens in den Händen der Wenden, Slaven und Juden, welche letzteren, wegen ihres großen Reichthums bei dem ersten fanatischen Kreuzzuge, am Rhein zu Tausenden niedergemacht wurden, obwol die Kaiser jene Unglücklichen auf alle Art schützten, wofür sie eine beträchtliche Abgabe alljährlich an die kaiserliche Kammer zahlen mußten.

Wir finden in diesem Zeitraume auch schon der Kaufmannsgilden oder Hansen *) erwähnt, indem die Kaufleute mehrerer Städte eine gesellschaftliche Verbindung unter sich schlossen, und darüber bereits im Jahre 1127 kaiserliche Bestätigung erhielten. Ohne Gewinnung der Gilde durfte Niemand, weder auf öffentlichem Markte Waaren feil haben, noch ins Ausland handeln. Fremde Kaufleute mußten sich an den Orten, wo sie handeln wollten, in die Kaufmannsgilde aufnehmen lassen, oder das Privilegium erhalten ha-

*) Es ist jedoch hiebei noch an keine Entstehung des späterhin so furchtbaren Hanseatischen Bundes zu denken. Vor dem 13ten Jahrhundert ist die wahre Deutsche Hanse gewiß nicht entstanden.

ben, eine eigene Gilde oder Hanse zu besitzen, wofür sie gewisse Abgaben entrichteten. Auf großen Messen hatte jede kaufmännische Landsmannschaft ihren eigenen Vorsteher, Richter oder Hansgrafen, welcher die Gerichtsbarkeit in streitigen Fällen handhaben und für den öffentlichen Kredit der Landsmannschaft sorgen mußte.

Es könnte scheinen, als wenn die in jenen Zeiten so gewöhnlichen Fehden und Straßenräubereien einerseits, andererseits aber auch die Menge der Zölle, wegen so naher Zusammendrängung vieler kleinen Gebiete, dem Handel große Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Indessen hob er sich doch selbst während Heinrichs unruhiger Regierung. Gegen den raubbegierigen Adel schützte sich der Kaufmann durch das Geleite, wofür er den Herzögen und Grafen eine bestimmte Abgabe entrichtete. Bei allgemeinen Kriegen genoß er durch die Gottestreugen *), welche ihn besonders mit befaßten, hinlängliche Sicherheit. Wenigstens war dadurch der reisende Kaufmann in der beschlossenen Zeit, nämlich vom ersten Sonntage des Advents bis zum Feste der Erscheinung, an allen Fest- und Sonntagen, an allen Apostelntagen und deren Vigilien, ja an allen

*) Von den Gottestreugen, Treugis Dei, muß man *Du Fresne Treva Dei* nachlesen. Sie kamen aus Frankreich nach Deutschland.

Quatembern und gebotenen Festtagen völlig sicher, weil alsdann alle Fehden, bei Strafe der Exkommunikation oder des Kirchenbanns, ruhen mußten.

Gegen die vielen Zollplackereien schützte man sich durch Zollfreiheiten, wofür eine gewisse Abgabe entrichtet wurde. Meistens reiseten die Kaufleute unter kaiserlichem Geleite. Ueberhaupt durften reisende Handelsleute, wenn sie einen kaiserlichen Geleitsbrief hatten (eben wie die Wallfahrer), unterweges nicht einmal in gerichtlichen Anspruch genommen, sondern erst zu Hause belangt werden. Ueberdem waren sie selbst immer wohlbewaffnet und hatten meistens eine Anzahl eigener Kriegsleute bei sich. Eine neue Richtung gaben dem Sächsischen Handel auch die Wallfahrten und Kreuzzüge nach Palästina. Es ist aber hier noch zu früh darüber zu reden. — Die Sache gehört in den folgenden Zeitraum.

Bei dem allen machte doch die Gesittetheit der Nation keine sonderlichen Fortschritte. Die Aufklärung blieb zu gering und die Geistlichkeit war zu verdorben. Rohe Tapferkeit galt immer noch als die schätzungswürdigste Tugend! Nie waren Raub, Plünderung, Mord und Verwüstung unter den Sassen so gänge und gebe gewesen. Der Adel saß auf seinen Raubnestern und plagte die umliegende Gegend. Ganze Landstriche sahen Einöden gleich. Die Menschenzahl mußte nothwendig durch zunehmende Möncherei, durch Leib-

eigenschaft und durch ansteckende Seuchen, welche bei der großen Unreinlichkeit in den Städten unvermeidlich waren, verringert werden.

Alles arbeitete unter solchen Stürmen einer neuen Ordnung der Dinge entgegen. Rechte und Freiheiten waren fast alle dahin. Manche Edele ließen sich sogar, der größeren Sicherheit wegen, in den Städten nieder. Die Hauptherren des Landes suchten sich immer unabhängiger zu machen. Der Mittelstand drängte sich dabei allmählig in die Klasse der Freien empor, und begann gegen das Ende dieser Periode, Waffen und Kriegsfähigkeit auf eigene Gefahr zu behaupten. — Was aus diesem Chaos für unser Vaterland hervorgieng, wird die Folgezeit lehren!

Zweites Kapitel.

Vereinigung der Billungschen, Brunoschen, Nordheimschen und Süpplingenburgschen Erblande unter Lothar von Süpplingenburg und Heinrich dem Großmüthigen aus dem Stamme der Welfen. J. 1106. bis 1140.

Bald nach Heinrichs IV. unruhiger Regierung brachte das Aussterben des Billungschen und Nordheimer Geschlechts in Sachsen Veränderungen von höchst wichtigen Folgen hervor, welche jedoch der Nationalfreiheit und den noch übrigen Trümmern des ächten Eigenthums nicht vortheilhaft seyn konnten, sondern ihnen vielmehr den letzten entscheidenden Stoß gaben.

Des berühmten Nordheimers Otto Sohn und Erbe, Heinrich der Feiste, hatte sich im J. 1092. mit des unruhigen Braunschweigers Eckberts II. einzigen Schwester und Erbin, Gertrud, vermählt, wodurch die Brunoschen und Nordheimer Stammgüter zusammen vereint wurden. — Heinrich, der zum Markgrafen von Friesland ernannt war, blieb im Kriege gegen die Normannen, und hinterließ seine Gertrud als Mutter zwoer Töchter, Richsa und Gertrud. Die reiche Wittwe verband sich wieder

mit Graf Dieterich von Katlenburg, der in der Belagerung Kölns 1104. den Tod fand und seinen Stamm beschloß. Die älteste ihrer Töchter ward des tapfern Süpplingenburgers Lothar, und die jüngere nachmals des Pfalzgrafen Siegfried's Hausfrau.

Richsa (oder Richenza), Haupterbin der väterlichen und mütterlichen Stammgüter, brachte ihrem Gatten, welcher schon den größten Theil des Schöningenschen und Wolfenbüttelschen Distrikts (d. h. den Darlingau nebst Haldensleben, Königslutter und einen beträchtlichen Theil des jetzigen Magdeburger Holzkreises) besaß, den jetzigen Göttingenschen Distrikt, einen großen Theil des Braunschweigschen Harz- und Weserbezirks, nebst Blankenburg, wie auch die Gegend um die Ocker, wo jetzt Braunschweig und Wolfenbüttel liegen, zum Brautschatze mit.

Lothar ward dadurch ohne Zweifel der mächtigste Dynast im Lande der Sassen. — Da er schon in frühesten Jünglingsjahren unter Eckberts Fahne Beweise der Tapferkeit, bei reiferem Alter aber noch mehrere Proben seiner Klugheit gegeben, auch dem jüngeren Heinrich bei seiner Empörung gegen den Vater treue Dienste geleistet hatte: so bestellte ihn jener (Heinrich V.), nachdem der letzte Billunger, Magnus, im J. 1006. ohne männliche Erben gestorben war, zum Herzoge von Sachsen.

Magnus hinterließ von seiner Gemahlin Sophie, einer Ungarischen Dame, zwei Töchter. Die älteste, Wulfhild, wurde des mächtigen Welfs, Heinrichs des Schwarzen von Baiern, Gattin; — die jüngere, Elike, vermählte sich mit Otto dem Reichen, Grafen von Ballenstedt. Durch diese Verbindungen kamen die Billungschen Erblande, bestehend aus einem Theile des jetzigen Herzogthums Lüneburg, einem bedeutenden Landstriche an beiden Seiten der Weser bis nach Bremen und an die See, wie auch die Güter an der Leine, nebst den jetzigen Hildesheimschen und Kalenbergschen Landen, an das Welfische und Ballenstedtsche Geschlecht. — Also hatten — was höchst wichtig für die folgende Geschichte des Vaterlandes ist — die Welfen in Sachsen festen Fuß gefaßt, wiewol noch kein Recht an das Herzogthum erhalten.

Lothar trat als Herzog von Sachsen in die Fußstapfen seiner Vorgänger, und suchte das kaiserliche Ansehen möglichst zu beschränken. Ueber die erledigten Grafschaften schaltete er, als stehe ihm die Landeshoheit derselben zu, und ganz in diesem Geiste gab er die, durch Graf Gotfrieds Ermordung *) erledigte Grafschaft Holstein Adol-

*) Slavische Räuberschaaren hatten das Hamburger Gebiet verwüstet. Gottfried verfolgte sie, ward in einen Hinterhalt gelockt und elendiglich ermordet. *Helmold.* I. 35.

phen von Schaumburg zu Lehen. Der Kaiser mochte dazu scheel genug sehen, doch beschäftigten ihn jetzt wichtigere Händel mit dem Pabste wegen des Investiturrechts. Bischöfen und sämtlichen geistlichen Magnaten drohete nämlich damals ein furchtbares Ungewitter, indem Pabst Paschal auf den unvermutheten Gedanken fiel, dem Kaiser zur endlichen Schlichtung des Investiturstreits anzubieten: er solle, da es ihm doch wol nur um seine Regalien zu thun sey, Alles, was die Kirchen von den Kaisern bekommen hätten, zurücknehmen, und die Geistlichen möchten sich in der Folge mit Zehnten, Opfern und denjenigen Gütern, welche sie von Privatpersonen geschenkt bekommen oder erkauft hätten, begnügen.

Der Kaiser schien nicht abgeneigt, den herrlichen Vorschlag, wodurch die ganze kaiserliche Macht auf einmal in ihren alten Glanz wieder hergestellt werden konnte, mit beiden Händen anzunehmen. — Allein selbst die, sonst in ewigen Streitigkeiten mit den Stiftern verwickelten weltlichen Fürsten widersetzten sich der Ausführung jenes Anerbietens mit aller Macht, weil des Kaisers Gewalt dadurch ein solches Uebergewicht bekommen haben würde, daß ihren Widersetzlichkeiten nun gar bald ein entscheidendes Ziel gesteckt worden wäre.

Den zerschmetternden Schlag fürchtend, schmiegten sich auch die Sächsischen Bischöfe an ihren

Herzog. — Heinrich V. bekam an dem Halberstädter Reinhard einen fast gefährlichern Feind, als sein Vater vormals an Bucco gehabt hatte.

Anlaß zur Empörung fand sich bald. Der Pfalzgraf Friedrich war bei Heinrichs Regierungsantritt angeklagt worden, als habe er einen Anschlag auf den Thron gefaßt. — Heinrich ließ den Angeklagten in Verhaft nehmen und zwei volle Jahre festhalten. Endlich bot sich aber dem Beleidigten die Gelegenheit dar, seinen tiefen Grimm gegen Heinrich auszulassen. — Graf Ulrich von Weimar, aus dem Hause Orlamünde, war nämlich ohne Nachkommen gestorben und Siegfried machte Anspruch auf die erledigten Lande, weil seine Mutter eine Tochter des Weimarschen Grafen Otto von Orlamünde gewesen. Allein Heinrich wollte seinen Lieblingsplan, den kaiserlichen Fiskus wieder herzustellen, mit Gewalt durchsetzen, und zog jene Lande, als ein dem Reiche heimgefallenes Lehen, an sich. In der That waren jetzt Lehne und Allodien schon so sehr durch einander geworfen, daß sie nicht wohl geschieden werden konnten. Siegfried machte die Sächsischen Großen und besonders seinen Schwager Lothar aufmerksam, was sie von solchen Grundsäzzen des Kaisers zu fürchten hätten. Die Nation hatte nun keine Stimme mehr, und daher gelang es dem Pfalzgrafen leicht, so vielen Anhang zu

finden, daß er seine vermeinten Ansprüche mit Gewalt der Waffen zu behaupten wagen durfte.

Sobald Lothar, welcher doch durch des Kaisers Gunst das Herzogthum Sachsen erhalten hatte, sich laut für Siegfried erklärte, steckten auch der Markgraf Rudolf von Nordsachsen, der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen, der Thüringsche Graf Ludwig II. und der Graf Wiprecht von Groitzsch, — keck die Fahne der Empörung auf. Niemand war aber geschäftiger, das Volk selbst in Aufruhr zu bringen, als Reinhard von Halberstadt.

Heinrich berief die Aufrührer nach Erfurt, und als keiner derselben erschien, ließ er ihre Güter verwüsten, gieng selbst auf Halberstadt los, belagerte des Bischofs festes Schloß Hornburg, und zwang den Empörer, seine Sache dem Ausspruche der Fürsten zu unterwerfen. — Zu eben der Zeit überfiel Heinrichs Feldherr, Graf Hoyer von Mannsfeld, den Pfalzgrafen Siegfried, welcher mit seinen Verbündeten, den Grafen Wiprecht und Ludwig, bei Warenstädt unweit Quedlinburg stand. Siegfried blieb im Gefechte, Ludwig entkam durch die Flucht, Wiprecht aber wurde gefangen und sollte hingerichtet werden, welches sein Sohn durch Abtretung des Schlosses Groitzsch, nebst allem Zubehör, kaum abzuwenden vermochte.

Nun merkte auch Lothar, daß er sich de-

müthigen müsse, wenn nicht das Ungewitter allein über ihn losbrechen solle. Er kam also nach Mainz, wo der Kaiser sein Vermählungsfest feierte, unterwarf sich und erhielt Gnade. Da aber der Kaiser den Grafen Ludwig, obgleich er sich losgekauft hatte, ins Gefängniß werfen und seine Absichten, den Fürsten überhaupt schärfere Zügel anzulegen, deutlich merken ließ; so ward noch während der Vermählungsfeierlichkeiten eine neue Verbindung eingeleitet, und die Sassen brachen in furchtbarere Empörung als vorher aus.

Heinrich glaubte die rauhe Seite zeigen zu müssen. Er setzte also im December des Jahrs 1114. einen Hoftag zu Goslar an und that dort den Bischof Reinhard von Halberstadt, den Herzog Lothar, den Pfalzgrafen Friedrich und den Nordsächsischen Markgrafen Rudolf in die Reichsacht. Er erklärte sie ihrer Würden und Reichslehen verlustig, und bestellte sogar an Lothar's Stelle den Grafen Hoyer von Mannsfeld zum Herzoge von Sachsen.

Dies erbitterte die Verbündeten nur noch mehr. Sie befestigten das, zu den Süpplingenburgschen Stammgütern gehörige Schloß Walbeck, verwüsteten von da aus die Güter des Grafen von Mannsfeld aufs fürchterlichste, und ließen sich auch dadurch, daß der Kaiser Brunswick und Halberstadt wegnahm, gar nicht irre machen.

Durch fortgesetzte Verwüstungen stieg die ge-

genseitige Erbitterung aufs höchste, und beide Heere rückten mitten im Winter (Febr. 1115.) gegen einander. Die Kaiserlichen standen bei der Pfalzstätte Wallhausen, die Sassen an der Wipper bei'm Welfesholze. Von hier aus schickten sie Abgeordnete an den Kaiser und boten ihm einen Vergleich an. — Heinrich brach eiligst auf, um die Verbündeten zu überfallen, fand sie aber völlig gerüstet und in Schlachtordnung zwischen Heckstädt und Sandersleben im Mannsfeldschen an der Wipper. Ihre rechte Flanke deckte das Welfesholz, ihre linke ein tiefer Grund. Hoyer von Mannsfeld griff, um sich des erlangten Herzogthums würdig zu zeigen, mit ungestümer Hitze an, fand aber an dem jüngern Grafen Wiprecht von Groitzsch einen Gegner, den Rache und Wuth über seines Vaters hartes Schicksal mit doppelten Kräften belebten. Hoyer sank unter des jungen Helden gewaltigen Hieben, und nun stürmten die Sassen mit geschlossenen Schaaren unter fürchterlichem Schlachtgeschrei auf die Kaiserlichen ein. Alles focht durch einander. Der Sassen Streichen konnte nichts widerstehen, und die Kaiserlichen, obwol fünf Male stärker als die Verbündeten, wurden gänzlich geschlagen und zerstreuet. Heinrich selbst mußte durch schimpfliche Flucht sich der Sieger Wuth entziehen. *)

*) Es sollen in dieser mörderischen Schlacht, nach

Nun hoben die Sassen ihr Haupt noch kekker empor, und errichteten — weil an demselben Tage Graf Otto von Anhalt bei Köthen 1700 Wenden erschlagen und 300 gefangen genommen hatte, zum Gedächtniß des doppelten Sieges, eine Säule, auf welcher ein geharnischter Mann mit emporgehobener Keule stand. Dieses Gedeute des Sieges ward nachmals Sanct Induten Säule genannt, und aus Mißverstand von dem Pöbel fast abgöttisch verehrt.

Bedenklicher war der Schritt, daß man den päbstlichen Legaten aus Ungarn nach Goslar einlud, und von ihm den drei Jahre vorher gegen den Kaiser ausgesprochenen Bannfluch in Sachsen bekannt machen ließ. Lothar nahm den heiligen Mann mit nach Brunswick, und ließ in seiner Gegenwart von dem Halberstädter Bischof Reinhard, die durch Eckberts Schwester Gertrud dem heiligen Autor errichtete Kirche auf dem Köppenberge einweihen.

Das Kriegesfeuer brannte unaufhaltsam fort. Der Halberstädter Bischof eroberte Quedlinburg, Lothar nahm Dortmund weg, zwang den Münsterschen Bischof zur Parthei der Verbündeten überzutreten, und Heinrich kam dadurch

---

Angabe einer alten Versifikation die sin Rethmeiers Chron. p. 283 zu lesen ist, über 40000 Mann geblieben seyn.

dergestalt ins Gedränge, daß er sogar seinen Erzfeind Adalbert von Mainz, nach dreijähriger harter Gefangenschaft, wieder frei lassen mußte.

Dessen ungeachtet ward von vierzehn Bischöfen, in Beiseyn des Herzogs Lothar und vieler Sächsischer Großen, der Bannfluch über den Kaiser förmlich ausgesprochen, und Heinrich konnte den Frevel nicht züchtigen, weil wichtigere Angelegenheiten ihn nach Italien riefen, wo die berüchtigte Mathilde mit Tode abgegangen war.

Raub, Mord, Brand und Plünderung, worin sich besonders die Grafen von Groizsch hervorthaten, giengen nun ungehindert ihren verheerenden Gang fort, ganze Landstriche wurden in Einöden verwandelt, überall dampften zerstörte Schlösser, Dörfer und Weiler. Heinrichs wenige Anhänger konnten dem Unheil nicht steuern, und der Bannfluch gegen den Kaiser ward zu Köln und Fritzlar bestätigt. Die Gefahr, Thron und Reich zu verlieren, trieb endlich den Kaiser aus Italien nach Deutschland zurück; er versprach einem jeden ohne Ausnahme die entrissenen Güter zu restituiren, und nun gelang es ihm wenigstens, sich mit Lothar, dem Pfalzgrafen Friedrich und mit dem Nordsächsischen Markgrafen Rudolf zu versöhnen, obgleich die Sächsischen Bischöfe, aus Furcht, der Kaiser möchte Paschals Anerbieten mit Gewalt durchsetzen, nichts mehr von ihm wissen wollten, sondern einen Landfrieden unter

sich errichteten, freie Wahl in ihren Stiftern festsetzten und sich eidlich verbanden, gegen jeden, der ihre Güter antasten würde, mit gewaffneter Hand loszubrechen. (J. 1120.) Wirklich gelang es dem unversöhnlichen Adalbert von Mainz, die Sächsischen Fürsten wiederum gegen den Kaiser in die Waffen zu bringen, und schon standen beide Heere (J. 1127) gegen einander zum Treffen gerüstet, als sich der Kaiser bewegen ließ, die Sache dem Ausspruche beiderseitiger Großen (von seiner und der Sächsischen Parthei) zu unterwerfen. Man vereinigte sich nun über einen Landfrieden, den jeder bei Lebensstrafe genau beobachten solle; aber wegen der streitigen Investitur wollte man den Ausspruch des heiligen Geistes von Rom einholen. Die folgenden Ereignisse in Heinrichs Regierung treffen weniger unser Vaterland, woselbst, trotz den fast nie abreißenden Fehden, um diese Zeit mehrere geistliche Stiftungen aufblüheten. Graf Bernhard von Haldensleben erbauete 1109 das Kloster zu Lutter, welches nachmals Lothar als Kaiser im J. 1135, wegen zügelloser Lebensart der Nonnen, in ein Benediktiner Mönchskloster umschuf, die geistlichen Buhlschwestern in andere Klöster (am Harz) vertheilte, und seinem neuen Stifte den Abt Eberhard von Kloster Bergen vorsetzte, welcher es bald in glänzende Aufnahme brachte.

Gleichfalls ward (J. 1120) das Nonnen-

kloster St. Laurentii bei Schöningen, vom Halberstädter Bischof Reinhard, in ein Augustiner Mönchskloster verwandelt. — Das Kloster Amelunxborn wurde von des berühmten Nordheimers Sohn Siegfried errichtet, welcher dem Stifte seinen Hof Hetfelden, mit allem Nutz- und Zubehör, im J. 1140 schenkte. — Das Kloster Klus bei Gandersheim ward im J. 1124 eingeweihet, und das Stift Marienwerder bei Hannover entstand um eben diese Zeit. — Beweise genug, wie sehr die fromme Einfalt jener Zeiten sich gedrungen fühlte, die Greuel eines langen, mit roher Barbarei geführten Krieges, durch gottselige Schenkungen wieder gut zu machen.

Die Finsterniß des Zeitalters, der höchlich gespannte Zustand des Volks gegen seine Bedrücker, die Verderbtheit der Klerisei und der immer offenbarer werdende Kampf der geistlichen Großen gegen die weltlichen Fürsten, gestatteten jedoch keinesweges, daß zweckmäßige Sittenbildung durch jene frommen Anstalten bedeutend gewonnen hätte. Bei den meisten Klöstern entstanden freilich Flecken und kleine Städte, die Andacht selbst trieb mehrere Menschen dort zum gemeinschaftlichen Verkehr und Handel zusammen; aber alles war noch zu roh, zu schwankend, zu

wenig nach festen Regeln geordnet, um das Elend eines so langen Krieges wieder gut zu machen.

Heinrich V. starb am 23sten Mai 1125 zu Utrecht in einem Alter von 44 Jahren, und wahrscheinlich beugte dieser frühe Tod dem Ausbruche eines gefährlichen Mißvergnügens der Sächsischen Stände vor, da des Kaisers Vorsatz: das ganze Reich mit einer beständigen Steuer zu belegen, allmählig bekannt zu werden begann. Geiz und Vergrößerungsbegierde waren ohne Zweifel Heinrichs herrschende Leidenschaften; er verfolgte dieselben allerdings mit großer Scharfsicht, Entschlossenheit und Ausdauer; aber Sachsen stand jederzeit gegen ihn in den Waffen, sobald er sich nur den geringsten Gedanken, vermeintlich wohl gegründete Rechte anzutasten, merken ließ.

Doch was war damals Recht, und wer hatte Ursache zu klagen, der Kaiser oder die Stände? Die letzteren hatten ja selbst die Gemeinen theils verschlungen, theils unterdrückt. Eine einzige, vielleicht aus Leichtsinn oder Unverstand ihnen nachgesehene Usurpation, ward in der Folge schon als Rechtsgrund und altes Herkommen geltend gemacht. Von der alten Justiz- und Regimentsverfassung war nur noch ein schwacher Schimmer übrig. Die Hauptherren des Landes verschluckten Grafschaften, Dynastien und freie Güter, sobald nur Gelegenheit dazu sich darbot, ohne Scheu. Lehen und Allode war kaum von einander zu schei-

den, und man ertrotzte das Erstere eben so gut, als man das Letztere rechtmäßig behauptete. Der Sohn machte auf das herzogliche Amt des Vaters, wie aus einem wohlgegründeten Rechtstitel, Anspruch; sogar der entfernte Seitenverwandte foderte mit den Waffen in der Faust, was sonst der Sohn des hohen Reichsbeamten demüthig von kaiserlicher Gnade begehrte. Die Städtebewohner maßten sich, muthiger gemacht durch die Zeitumstände, das Recht der Waffen wie der adliche Dienstmann an, und man kann annehmen, daß in der Zeit durch ganz Deutschland beständig wenigstens hundert Fehden im Gange waren, die kaum auf Tage und Stunden ruheten, wenn das Klosterglöcklein den Anfang des Gottesfriedens einläutete. Die fanatische Wuth der Kreuzzüge kam hinzu; als ein herrliches Erwerbsmittel für habgierige Stifter, an welche nicht nur Weiler und Flecken, sondern oft ganze Grafschaften versetzt wurden, um Geld zum frommen Kreuzzuge zu erhalten! Eben dieses Gewirre der Zeitereignisse, jenes Emporarbeiten des Zeitalters zu einer neuen Verfassung, und das Gegeneinanderreiben alter Rechtsbegriffe, ungezügelter Vergrößerungssucht und neuer Gesetzformen, machen es fast unmöglich mit Festigkeit zu bestimmen, in wie fern damals ein Fürst gerecht und untadelhaft in seinem Betragen gegen sein Volk und das Reichsoberhaupt war. Nur so viel sehen wir mit Gewiß-

heit, es war allgemein geltender Grundsatz: so weit zu langen, als der Arm reichte, und so viel zu nehmen, als man erhalten und behaupten konnte.

Selbst der biedere und allgemein geschätzte Lothar handelte als Kaiser nach ganz anderen Grundsätzen, als die waren, denen er gehuldigt hatte. — Auch die Geschichte seiner Kaiserwahl ist ein redendes Beispiel davon, was für große Folgen bei einer noch nicht bestimmten und in ihrem Innersten gährenden Staatsverfassung eine bloß zufällige Handlung haben könne. Um das Volk (so hieß damals nur noch das Gefolge der Fürsten) desto sicherer von der Wahl auszuschließen, wurden die Berathschlagungen der vier Hauptgenossenschaften, nämlich: der Sassen, Baiern, Schwaben und Franken, nicht im Lager, sondern in der Stadt Mainz gehalten. Weil der Fürsten und Großen aber doch immer noch zu viele waren, so wurden einige von ihnen ausgezogen, die eigentlich wählen (und deren Wahl dann die anderen ihre Beistimmung geben) sollten. Das alles schien nur zufällig, und doch wurden die ausgezogenen zehn Wähler der Stamm der nachmaligen Churfürsten, welches sich damals gewiß die andern Fürsten nicht träumen ließen!

Lothars Bescheidenheit und anerkannte Ver-

dienste, des Mainzer Erzbischofs unaustilgbarer Haß gegen die Fränkische Kaiserfamilie, Leopolds von Oesterreich freiwillige Resignation, und der hochfahrende Stolz Friedrichs von Schwaben, der des Throns gewiß zu seyn glaubte, lenkten die Wahl unter den drei Thronkandidaten auf Lothar, der sich anfangs gewaltig dagegen sträubte, doch aber nachgab, als auch der Baier Fürst Welf Heinrich der Schwarze, seine Zustimmung nicht versagte. Lothar hatte sich die geistlichen Fürsten bei ihrem Streite gegen Heinrich V., und die weltlichen Großen, als Vertheidiger der vaterländischen Freiheit, gewogen gemacht, dennoch wurden, damit er nicht zu weit greife, seiner Gewalt durch eine Art von Wahlkapitulation, sowol in weltlichen als in geistlichen Sachen Schranken gesetzt.

Lothar mochte allerdings Ursach haben, die bei der Königswahl übergangenen Hohenstaufenschen Fürsten, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, welche als nahe Verwandte der Kaiser aus dem Salischen Hause, gleichsam durch Erbrecht Anspruch auf die Krone machten, als seine unversöhnlichen Feinde zu betrachten. Die Eifersucht zwischen Nord- und Süd-Deutschland war noch nicht beschwichtigt, und da jetzt wieder das Scepter in die Hand eines Sassen kam, mußte sie noch heftiger entbrennen. Klugheit rieth also, sich gegen die beiden gefürch-

teten Gegner in Verfassung zu setzen. Die Hohenstaufen hatten als Allodial-Erben des vorigen Kaisers manches dem kaiserlichen Fiscus gehörige Gut an sich gezogen, da aber Lothar den Spruch der Fürsten: daß solches nicht als Erbeigenthum des Königs, sondern als Reichsgut betrachtet werden solle, für sich hatte; so konnte er's wagen, gegen Friedrich von Schwaben auf dem Reichstage zu Goslar 1126 einen Reichszug beschließen zu lassen.

Allein die Hohenstaufen waren mit Heinrichs von Baiern Beistand zu mächtig, als daß Lothar mit eigener Kraft sie zu demüthigen vermocht hätte. Konrad von Franken warf sich keck zum Gegenkönig auf, und Lothar mußte suchen, die kaiserliche Macht durch ein Paar kräftige Stützen zu befestigen.

Unstreitig war damals Heinrich, mit dem Zunamen der Stolze (Heinrichs des Schwarzen Sohn), der mächtigste Fürst. Im Herzogthume Baiern folgte er dem Vater, seine Familie hatte reiche Stammgüter in Baiern und Schwaben, sie machte Ansprüche auf Mathildens Erbschaft in Italien, und Heinrich selbst herrschte in Baiern so hochfahrend, daß er die herzoglichen Rechte sogar über die Bischofswahlen ausdehnte. In Schwaben und Baiern zeugten viele reiche Stiftungen (besonders die des Klosters Weingarten) von der Freigebigkeit seiner Ahnherren, und eine

tapfere Faust vermehrte den Nachdruck, welchen den mächtigen Welf seine Reichthümer gaben.

Diesen königlichen Mann erkohr Lothar zum Gemahl seiner einzigen Erbin Gertrud, und da Heinrich von seiner Mutter, der Billungerin Wulfhild, mehr als die Hälfte der Billungschen Stammgüter ererbt hatte, so kam mit dem Süpplingenburgschen Heirathsgute fast ganz Ostphalen erb- und eigenthümlich in seine Gewalt.

Zu Merseburg ward (J. 1127) sein Beilager mit der kaum mannbaren Gertrud aufs feierlichste vollzogen, und bald nachher trat der kaiserliche Schwiegervater ihm auch das Herzogthum Sachsen mit allen Lehen ab, welche er von Bischöfen und Aebten besessen hatte. Heinrich war dankbar genug, seines Schwagers Parthei zu verlassen, und mit ganzer Macht für den freigebigen Vater zu fechten.

Einen fast eben so wichtigen Mann zu gewinnen und fest an sein Interesse zu knüpfen, bot sich dem Kaiser bald nachher die günstigste Gelegenheit dar. Sein alter Feind, Graf Hermann II. von Winzenburg, der die Landgrafschaft in Thüringen besaß, hatte nämlich einen kaiserlichen Vasallen, Graf Burchard von Luckenheim, meuchelmörderisch aus dem Wege geschafft. Lothar brachte die blutige That auf dem Reichstage zu Quedlinburg (1130) zur Sprache. Hermann wurde schuldig befunden, seiner Würden

und Lehen entsetzt, Winzenburg zerstört und der dort gefangen genommene Verbrecher nach Blankenburg in Gewahrsam gebracht.

Die Landgrafschaft Thüringen übergab nun der Kaiser mit vermehrten Rechten seinem treuen Anhänger und Verwandten, dem in Thüringen bereits durch große Erbgüter mächtigen Grafen Ludwig III., und hatte durch dessen und Heinrichs Beistand eine Macht, gegen welche die Hohenstaufen nicht mehr aufkommen konnten.

Wie demüthig er vorher auch bei Annahme der Krone gewesen war, so kräftig wußte er doch nun seine und des Reichs Würde in den Dänischen Händeln zu behaupten. Denn König Niels von Dänemark Sohn, Magnus, mußte ihm für seine Hülfe 4000 Mark Silber zahlen und als Vasall den Lehnseid leisten; ja es scheint sogar seine Absicht gewesen zu seyn, das ganze Königreich Dänemark dem Deutschen Reiche lehnspflichtig zu machen, welches aber durch Magnus und seines Vaters Niels bald darauf erfolgte Ermordung, rückgängig wurde.

Auch in Italien bewies der Kaiser, daß er seine Rechte zu behaupten gelernt habe, doch gehören seine Römerzüge mehr in die allgemeine Reichshistorie, als in unsere vaterländische Geschichte. Auf dem ersten Zuge hatte der tapfere Markgraf von Nordsachsen, Konrad von Plötzke, sein Leben eingebüßt, und Lothar übergab

das erledigte Markgrafthum dem Sohne Otto's des Reichen von Ballenstedt, welcher auch in unserm Vaterlande nachmals eine höchst wichtige Rolle spielte.

Dieser Fürst, Namens Albrecht der Bär, hatte von seiner Mutter Elike (Wulfhildens Schwester) fast die Hälfte der Billungschen Stammgüter ererbt, und bald darauf in den Wendenschen Landen so ansehnliche Eroberungen gemacht, daß er sich daraus ein eigenes fast souveraines Fürstenthum bildete und dieses mit der Nordsächsischen Mark vereinigte. Zu seiner Residenz wählte er die Feste Brandenburg, und nannte sich, nach Gewohnheit der Zeiten, bereits in Urkunden vom Jahre 1144, einen Markgrafen von Brandenburg, welcher Name also in die Stelle des alten Titels der Nordsächsischen Mark trat.

Eine Erbschaft, wie die der beiden Billungerinnen Wulfhild und Elike, genau zu theilen, mochte damals äußerst schwierig seyn, und so lagen gewiß schon in dieser Theilung Veranlassungen genug zu blutigen Streitigkeiten zwischen den Erben der beiden Billungschen Erbtöchter. Kam nun gar noch Streit über das Herzogthum hinzu, so mußte dies eine Quelle unseliger Fehden werden, worunter Niemand mehr als das unglückliche Volk zu leiden hatte.

Lothar dachte gewiß nicht daran, daß er den Samen künftiger Zwietracht zwischen seinem

Schwiegersohne und dem mächtiger gemachten Albrecht aussäete, vielmehr genoß er in vollem Maße jetzt des Vergnügens, die übermüthigen Hohenstaufenschen Brüder durch seinen Schwiegersohn, der ihre Hauptstadt Ulm erobert und Schwaben gewaltig verwüstet hatte, dergestalt gedemüthigt zu sehen, daß Friedrich als ein Büßender nach Fulda kommen, und durch der Kaiserin Fürsprache um Gnade flehen mußte. Sie ward ihm auf dem Reichstage zu Bamberg (1135) nachdem er sich öffentlich dem Kaiser zu Füßen geworfen und angelobt hatte, im folgenden Jahre mit nach Italien zu ziehen.

Wenige Monate nachher entsagte auch Konrad von Franken der königlichen Würde, bat fußfällig zu Mühlhausen um Verzeihung und erhielt sie. Lothar war jetzt auf dem Gipfel des Glanzes, der Pabst selbst hatte ihm durch eine eigenhändige Bulle den Genuß der Mathildenschen Güter, und sogar nach seinem Ableben dieselben Rechte dem mächtigen Heinrich zugesichert, wenn dieser sich dazu verstehen wollte, wie sein kaiserlicher Schwiegervater den Lehnseid zu leisten und der Römischen Kirche alljährlich 100 Mark Silbers auszuzahlen. — Fruchtbar glimmte aber auch der Zunder des Neides über die beispiellose Macht des Herzogs im Herzen der zurückgesetzten Hohenstaufen, und bald werden wir den verborgenen Brand in lichte Flammen ausbrechen sehen.

Die glückliche Zeit des ersten Heinrichs und der Ottonen, schien unter Lothars Regierung für unser Vaterland wieder hergestellt zu seyn. Oft sah Braunschweig den erhabenen Kaiser auf der Burg Tanquarderode. Hier ward im Jahre 1130 ein glänzender Hoftag gehalten, wobei viele stattliche Fürsten, Bischöfe, Grafen und Herren erschienen. Häufiger noch besuchte der Kaiser das berühmte Goslar, wo er im Jahre 1131 das Kloster Reichenberg freigebig beschenkte, auch ward um diese Zeit das Kloster Walkenried von neuen dotirt. Am berühmtesten unter Lothars geistlichen Stiftungen sind unstreitig die Uebergabe seines Stammhauses Süpplingenburg (mit mancherlei Zugaben von Wiesen, Aeckern, Holzungen u. s. f.) an den Tempelherren-Orden, welcher nachmals in Sachsen noch weit beträchtlichere Güter erwarb, und die neue Einrichtung des Klosters zu Lutter, welches, wie aus dem Schenkungsbriefe erhellet, bedeutende Güter zu Schickelsen, Flöte, Meerdorf, Santersleren u. s. f. wie auch den beträchtlichsten Theil des Elmwaldes erhielt. Man rühmt von Lothar, daß mehrere Städte ihm theils ihre Entstehung, theils ihre Erweiterung zu verdanken haben; dahin gehören: Verden im Stifte Bremen, Sassenburg in Westphalen, Chemnitz in Meißen, und auf seinen Betrieb gleichfalls die Erbauung der Feste Segeberg im Hollsteinschen. In den

letzten Jahren seines Lebens schien sich Sachsen überhaupt durch größere Ruhe von den Greueln eines langen Krieges erholen zu sollen, und die Natur selbst reichte durch seltene Fruchtbarkeit dem edlen Fürsten die Hand zur Beglückung seines Vaterlandes.

Durch den furchtbaren Fortgang seiner Waffen ward sein zweiter Italienischer Zug einer der glänzendsten, welchen jemals ein Deutscher Kaiser dort vorgenommen hatte; aber der Italienische Himmel ward auch ihm, wie so manchen seiner Vorgänger, tödtlich. Auf dem Rückwege nach Deutschland überfiel ihn zu Trient eine Krankheit, und da er dessen ungeachtet die Reise fortsetzte, verschlimmerte sich das Uebel so sehr, daß er in einem unbekannten Dorfe zwischen dem Inn und Lech, in einer elenden Bauerhütte (3ten Dec. 1137), seinen Heldengeist aufgab. Lothars Leiche ward nach Königslutter gebracht, dort im kaiserlichen Stifte beigesetzt, und seine Thaten verewigte man auf einer in den Sarg gelegten bleiernen Tafel, welche noch im Jahre 1620, als man das Grab eröffnete, gefunden wurde.

Nicht Schmeichelei hat ihm jenes Denkmal, wodurch seine Treue im Christenthume, seine Standhaftigkeit, Friedfertigkeit und unerschrockene Tapferkeit gerühmt wird, gesetzt. Die Schriftsteller seiner Zeit nennen ihn einen Vater des Vaterlandes, einen tapferen, unerschrockenen und

gerechten Regenten, welcher, wenn er länger gelebt hätte, dem kaiserlichen Ansehen seinen vormaligen Glanz wiedergegeben haben würde. Segen und Ruhe der Asche des Edeln, der solche Lobsprüche in einem Zeitalter verdienen konnte, wo Partheisucht überall herrschte und so giftig das Andenken manches großen Mannes beschmutzte!

Mit Lothars Tode brach der zurückgehaltene Haß der Fürsten gegen den hochbegünstigten und übermächtigen Heinrich unaufhaltsam los. Wie konnte ihnen auch ein Fürst gefallen, dessen Herrschaft (wie er mit Recht sagte) sich von der Nordsee bis an das mittelländische Meer erstreckte, der auch als Kaiser viel zu mächtig gewesen seyn würde, als daß sie ihre usurpirten Rechte und Güter gegen ihn zu behaupten hätten hoffen dürfen? Bevor wir aber das aus dem flammenden Hasse hervorbrechende Gewühl näher betrachten, laßt uns dem erhabenen Stamme des hochherzigen Fürsten, dessen Geschlecht bis auf diesen Tag beglückend unser Vaterland regierte, die gebührende Aufmerksamkeit widmen!

Das Haus der Welfen

verbirgt seinen Ursprung in der Zeiten finstere Nacht, und selbst über die Veranlassung und eigentliche Bedeutung des Namens Welf, sind nur unverbürgte Sagen, mit abgeschmackten Mährchen vermischt, aus dem Chronickenwuste des Mittelalters zu schöpfen. Die ersten bekannten Sprößlinge des uralten Stammes der Welfen, blüheten ohne Zweifel in Schwaben; denn schon zu Karl des Großen Zeiten erscheint ein Welf, der sowol in Schwaben als in Baiern bedeutende Güter besaß, und als Graf von Andex vermuthlich eine Heerbannsgrafschaft verwaltete. Heinrich der Löwe selbst, berief sich auf seine Schwäbische Abkunft, und verlangte als Schwäbischer Fürst gerichtet zu werden.

Jener erste Welf, den die Geschichte kennt, nahm ein Weib Namens Heilwich aus Sächsischem Stamme. Er zeugte mit ihr drei Söhne, und eine Tochter Namens Judith, welche als Gemahlin Ludwigs des Frommen, Karls des Kahlen Mutter wurde, und aus Partheilichkeit gegen ihre Stiefsöhne, viel Unheil in der Karolingischen Familie anrichtete.

Zwei ihrer Brüder Rudolf und Konrad, wurden durch sie an den Hof gezogen und zu hohen Ehren befördert. Ob von letzterem die Burgundschen Könige abstammen? mag dahin

gestellt bleiben. — Sicher ist es, daß der dritte Bruder Ethico, auf den väterlichen Stammgütern blieb, und die angestammte Freiheit so hoch schätzte, daß er voll Schwermuth ins Kloster gieng, als sein Sohn Heinrich aus Eigennutz das köstliche Gut aufopferte, königliche Lehen annahm und dadurch seines Stammes Adel entehrend, ein unfreier Dienstmann wurde.

Freilich war Heinrich durch die vom Könige erhaltenen 4000 Mansos*) ein mächtigerer Dynast geworden; aber er hatte doch sein freies Allode verkümmert. — Ist vollends die Sache so zu verstehen: daß Heinrich ohne des Vaters Einwilligung, sein freies Erbgut lehnspflichtig machte, und dafür die 4000 Hufen zum Geschenk erhielt, so war in der That Ethico's Unwillen gerecht. Jeder deutsche Fürst würde noch jetzt das nämliche empfinden, wenn der Erbprinz seine Landeshoheit aufopfern wollte, um als kaiserlicher Diener über einige Quadratmeilen Landes mehr zu regieren. Die bekannte Geschichte mit dem goldenen Wagen, sieht übrigens einem Mährchen zu ähnlich, als daß sie hier eingeflochten werden dürfte. — Heinrich verlegte nach seines Vaters Tode das kleine Kloster Amber-

*) Das Wort Mansus, läßt sich nicht gut übersetzen, es bedeutet wol eine Hufe Landes, einbegriffen mit den darauf eingesessenen Leibeigenen.

gen (wo der fürstliche Greis seinem Schmerze als Einsiedler fröhnte) nach Altmünster zwischen Augsburg und Freisingen. Er zeugte mit seiner Gattin Berta von Hohenvort, vier Söhne, und starb geehrt von dankbaren Pfaffen, weil er das Nonnenkloster zu Altdorf gestiftet hatte, aus welchem nachmals die berühmte Benediktinerabtei Weingarten entstand.

Von seinen vier Söhnen ward Konrad Bischof zu Kostnitz ein Heiliger, und Ethico ein Mönch. Welf starb früh. Rudolf allein pflanzte den väterlichen Stamm fort, und vertauschte seine Güter im Elsaß, gegen näherliegende Grundstücke in Schwaben. Sein Weib Itha von Oeningen gebar ihm mehrere Kinder, von welchen Welf II. die väterlichen Güter (bereits mit einigen Klosterlehen vermehrt) ererbte. Daß er des Fränkischen Herzogs Parthei gegen den Kaiser Konrad II. hielt, und den Augsburger Bischof so hart mitnahm, brachte ihm großen Schaden. Denn der Kaiser strafte ihn mit Gefangenschaft und nahm einen Theil seiner Güter zum Schadenersatz. Seine Gattin Irmgard gebar ihm einen Sohn und eine Tochter. Diese, Namens Kunigunde, ward dem mächtigen Italienischen Markgrafen Azzo von Este vermählt. — Der Sohn Welf III. erhielt vom Kaiser Heinrich III. die Markgrafschaft Verona und das Herzogthum Kärnthen. Er vermachte aber, da

er unbeerbt starb, aus gottseliger Frömmelei, alle seine Güter dem Kloster Weingarten.

Doch seine Mutter Irmgard war weniger von dem frömmelnden Geiste des Zeitalters besessen. Sie hinderte also die Ausfertigung jenes übermässigen Geschenks, und rief ihrer Tochter Sohn Welf IV aus Italien nach Deutschland, welcher auch wirklich die reiche Erbschaft in Besitz nahm.

Welfs IV. Geschlecht war von väterlicher Seite nicht minder glänzend als von mütterlicher. Denn das Haus Este stammte von den vormaligen Markgrafen in Tuscien, besonders von jenem berühmten Obbizo ab, welcher im zehnten Jahrhunderte eine so wichtige Rolle spielte. Welfs IV. Vater, Azzo, erscheint als ein Günstling des schlauesten aller Päpste, Gregors VII. — Er übergab die italienischen Güter seinem Sohne Fulco aus der zweiten Ehe, und blies dadurch den Zunder eines unnatürlichen Bruderkrieges an, welcher kaum durch des Papstes Dazwischenkunft gelöscht wurde. — Länderbegier und Vergrößerungssucht galten Welf mehr als Gattenliebe und Sohnspflicht. — Er verstieß sein edles Weib Ethelinde von Nordheim, als Heinrich IV. ihm das, dem angefeindeten Nordheimer Otto abgenommene Herzogthum Baiern übertrug. Bald glaubte er aber seinen Vortheil noch besser als päpstlicher Augendiener zu sehen und verließ den unglücklichen Heinrich

wieder, so bald von Rom aus der furchtbare Bannstrahl auf dessen Scheitel herabfuhr. Des Herzogthums ward er zwar entsetzt, er söhnte sich aber endlich mit dem Kaiser wieder aus und erhielt die Versicherung: daß einer seiner Söhne ihm in der Herzogswürde folgen solle. Italienischer Charakter leuchtet aus allen seinen Handlungen hervor. Ein Pfaffenknecht war er, und nahm doch mit der einen Hand, was er mit der andern gab. Denn er erhielt viele Lehen von geistlichen Stiftungen, beschenkte aber dafür das reiche Kloster Weingarten, und stiftete ein neues in Baiern. Zuletzt trieb der Aberglaube ihn zum Kreuzzuge ins gelobte Land, und er fand auf der Rückreise seinen Tod bei Paphos in Cypern. (J. 1101.)

Aus länderſüchtiger Politik verband er seinen ältesten Sohn Welf V., mit jener berüchtigten Mathilde, der Wittwe Herzog Gottfrieds von Lothringen. Allerdings wäre Welf V. der mächtigste Fürst in Italien geworden, wenn das zusammengekuppelte Ehepaar sich hätte vertragen können. Allein Mathildens wollüstiges Temperament fand bei Welf nicht Befriedigung genug, und der beleidigte Gatte konnte die Ausschweifungen seines buhlerischen Weibes nicht mit Geduld ertragen. Er mochte auch die Ehre, einem lebendigen Heiligen die Rechte seines Ehebettes einzuräumen, nicht genugsam würdigen. Darum verließ er sein buhlerisches Weib und kehrte nach Deutsch-

land zurück. Der Vater suchte es zwar dahin zu bringen, daß Mathilde ihre Lande seinem Sohne abtrete, aber damit gelang es ihm nicht und sein künstlich angelegter Plan scheiterte gänzlich.

In Baiern regierte Welf V. dagegen als ein Ruhe und Billigkeit liebender Fürst. Er suchte eifrig zwischen dem Kaiser Heinrich V. und den Sachsen Frieden zu stiften, starb im Jahre 1120, und hinterließ seinen Bruder Heinrich den Schwarzen, als Nachfolger im Bairischen Herzogthume. Durch Vermählung der Billungerin Wulfhilde, gewann Heinrich der Schwarze große Macht in Sachsen, und dehnte in Baiern die herzoglichen Rechte mehr als einer seiner Vorgänger aus. Seine drei Töchter wurden sämtlich an mächtige Fürsten verheirathet: Judith ward Friedrichs von Schwaben, — Sophie, erst Herzog Bernhards von Zähringen, dann Markgraf Leopolds von Oesterreich, — und Wulfhild, Graf Rudolfs von Bregenz Gattin. — Von seinen zwei Söhnen erhielt der jüngere Welf VI. den gebührenden Antheil an des Vaters Erbgütern in Baiern, und wurde nachmals in Italien ein sehr mächtiger Fürst. Wir werden ihn in Heinrichs des Löwen Geschichte eine wichtige Rolle spielen sehen. Der älteste Sohn, welcher dem Vater im Herzogthume Baiern folgte, ist unser Heinrich der Großmüthige!

Der hochherzige Fürst konnte allerdings mit Recht Hoffnung zur Kaiserkrone nähren, ohne demüthig um Wahlstimmen zu betteln; denn er hatte sich um die Behauptung der Gerechtsame des Reichs mehr als irgend einer mit tapferer Faust verdient gemacht. Von der kaiserlichen Prinzessin war schon ein Erbe vorhanden, und man pflegte sonst bei der Königswahl die Nachkommen des regierenden Hauses nicht leicht zu übergehen. Ueberdem hatte er die Reichsinsignien in Händen, welches die Hohenstauffen selbst für ein Zeichen der Nachfolge im Reiche gehalten hatten.

Allein mit Lothars Tode scheint sich die ganze Lage der Dinge völlig geändert zu haben. Papst Innozenz war schon in der letzten Zeit des Kaisers Freund nicht mehr, und seine Feindschaft traf den kaiserlichen Schwiegersohn noch heftiger, weil der schlaue Pfaffe leicht voraussehen konnte, die Mathildischen Güter würden auf beständig mit dem Bairisch-sächsischen Hause verbunden werden, sobald Heinrich den Kaiserthron bestiege.

Ein Fürst der schon als Herzog, Baiern mit fast königlicher Gewalt beherrschte, der als Sachsens Herzog zugleich fast ganz Ostphalen sein Erbeigenthum nennen konnte, und der in Italien nicht nur Garda und Guastalla, sondern sogar die große Markgrafschaft Tuscien besaß, mußte allen furchtbar seyn, besonders da ers sich (durch

seinen Stolz um keine Wahlstimme zu bitten) schon merken ließ, welchen Ton er als Kaiser anstimmen würde!

Dazu kam die Mißgunst der Franken und Schwaben gegen die Sassen, welche man jetzt zu demüthigen, denen man's wieder fühlbar zu machen hoffte, daß sie nach Heinrichs IV. Ausspruch eigentlich Knechte der Franken seyn sollten. — Konrads von Franken, durch vormaliges Unglück gewitzigte Klugheit, sein herablassendes Wesen, seine Demuth und Freigebigkeit, thaten endlich durch Beistand des Trierschen Erzbischofs Albero das Meiste, um Heinrich dem Stolzen, Krone und Scepter zu entwinden.

Bei dem allen fürchtete man, daß Heinrich durch seine Macht vordringen würde, wenn man ihn mit seinen Sassen und Baiern bei der Wahl zuließe. Diese ward also unrechtmäßig und vorschnell auf Petri Stuhlfeier zu Koblenz gehalten, der Trierschе Erzbischof lenkte (da der Mainzer Stuhl nach Adalberts Tode noch nicht wieder besetzt war) die Gemüther der Anwesenden, die meistens Hohenstaufensche Anhänger waren, und der päpstliche Legat gab im Namen des Papstes der Wahl seinen Beifall, und krönte den erwählten Konrad feierlich zu Achen am 6. März 1138.

Die Sassen waren über dieses unrechtmäßige Verfahren mit Recht unzufrieden, und Heinrich weigerte sich den neuen Oberherrn anzuerkennen.

Allein da die Sächsischen Großen und selbst die verwittwete Kaiserin Richenza, ihre Beistimmung der Wahl nicht versagten, mußte auch Heinrich sich zum Ziele legen. Er lieferte wirklich durch große Versprechungen, — ihn in seinen anderweitigen Rechten nicht zu kränken, — getäuscht, — zu Regensburg am 29. Juni 1138 die Reichsinsignien aus.

Dahin wollte man den Bethörten nur erst haben. — Der Kaiser verlangte nun (statt seine Versprechungen zu halten), Heinrich solle einen Theil der von seinem Schwiegervater erhaltenen Reichslehen ausliefern, weil es wieder alles Recht laufe, daß ein Fürst zwei große Herzogthümer besäße. — Wie unstatthaft dieser Vorwand war, konnte genugsam bewiesen werden, da selbst Heinrich III. vor seiner Thronbesteigung die beiden Herzogthümer Baiern und Schwaben besessen, auch niemand unserm Heinrich, während seines zehnjährigen Besitzes von Sachsen und Baiern, darüber zu Rede gestellt hatte.

Mit Recht weigerte sich also der Gekränkte eine so unrechtmäßige Foderung zu erfüllen. — Nun traf ihn des Reichs schwere Acht, und er wurde beider Herzogthümer, zu Goslar im December 1138, entsetzt. Freundliche Hände fanden sich genug, um die fette Beute in Empfang zu nehmen. — Auf Sachsen hatte gleich nach Lothars Tode, — denn vorher wagte er sich nicht

zu rühren. — Albrecht der Bär, wegen eines Erbrechts von seiner Mutter, der Billungerin Elike, Anspruch gemacht. — Er fand jetzt bei Konrad williges Gehör und ward wirklich zum Herzog von Sachsen erklärt. Baiern wurde bald darauf des Kaisers Stiefbruder, Leopold von Oesterreich, übertragen, dem auch die Landstände und besonders die Geistlichen so schnell zufielen, daß Heinrich seinem Bruder Welf VI. lieber die Landesvertheidigung übergab, und nach Sachsen eilte, wo zwar Albrecht das Schloß Lüneburg, und die Städte Bremen und Bardewick erobert hatte, doch aber an Adolph von Hollstein einen treuen Anhänger Heinrichs zu bekämpfen fand.

Sobald Heinrich in Sachsen erschien, erklärte sich allgemein die Stimme des Volks für ihn. Albrechts Mannen wurden aller Orten geschlagen, seine Schlösser Anhalt, Witike, Gobelitz u. s. f. erobert und zerstört, sogar seine Erbgüter weggenommen, und er selbst endlich genöthigt zum Kaiser zu entfliehen. — Obgleich Leopold, in Baiern Regensburg eroberte, schlug ihn doch bald darauf Welf mit Verlust zurück, und nun rückte Heinrich aus Sachsen, selbst dem Kaiser entgegen, welcher den vertriebenen Albrecht mit Heeresmacht wieder einsetzen wollte. Der Kaiser lagerte bei Hersfeld, — der Herzog stand wohlgerüstet mit seinen Sassen bei Kreuzburg an der Weere auf der Landstraße von

Thüringen nach Kassel. — Der Kaiser wagte es nicht den Gefürchteten anzugreifen, sondern schloß mit ihm durch Vermittelung einiger geistlichen Fürsten Waffenstillstand, und versprach: die streitige Sache sollte auf einem Fürstenrathe zu Quedlinburg völlig geschlichtet werden. Hier erschien dann der so hämisch angefeindete Fürst, voll Vertrauen auf sein Recht und auf die Treue der Sassen; aber eine plötzliche Krankheit warf ihn nieder. — Der Gewalt des, höchst wahrscheinlich ihm beigebrachten, Gifts unterlag die eiserne Natur, und er starb am 20. Oktober 1139, — einem unmündigen Sohne seine Rechte Ansprüche, Fehden und raubsüchtigen Feinde zum Erbtheil hinterlassend.

Heinrich war ein Fürst von seltener Größe. Man nannte ihm stolz, weil er seine Macht fühlte, weil er den Pfaffen nicht fröhnte, und sich nicht herablassen wollte, dasjenige demüthig zu erbitten, was er mit Recht, durch nachdrucksvolle Gewalt und eine tapfere Faust fodern zu dürfen, vermeinte. Er erscheint also groß im Geiste damaliger Zeiten, wo die Linie des Rechts so äußerst schwankend war; aber er würde auch vermöge seines Charakters und seiner Handlungsweise in jedem andern Zeitalter für einen ausgezeichneten Mann gegolten haben.

Klar wirds zur Genüge, daß jetzt bereits die Geschichte des Volks im Schatten hinter die Ge-

schichte der Fürsten zurücktritt. — Nie konnten solche Kriege, als die oben bemerkten und noch zu erzählenden waren, geführt werden, so lange die Karolingische Verfassung bestand, das Herzogthum wie die Grafschaft ein Amt, und das Volk im Besitze des Rechts blieb, seine Stimme zur Wahl seiner Beamten zu geben. War nun die neue Staatsverfassung und Politik für den Fürsten und die Nation ein Gewinn? — Gewährt es herzerhebenden Anblick so nahe Blutsfreunde wie Friedrich von Schwaben, Heinrich der Großmüthige, Albrecht von Ballenstedt und selbst Kaiser Friedrich und Heinrich der Löwe waren, sich feindselig verfolgen, gegen einander Parthei nehmen, und das Blut ihres Volks vergießen zu sehen, um Rechte zu erringen oder zu behaupten, die in mancher Hinsicht eben so viel für, als wider sich hatten? — Würde es jemals dahin gekommen seyn, daß man alle Ehre im Dienste der Großen suchte, wenn der alte Nationalgeist sich erhalten hätte, wenn die Trümmern des alten Heerbanns, das ächte Eigenthum, die Nationalehre u. s. f. nicht bei jeder Gelegenheit den Händen der Mächtigen preiß gegeben worden wären? Hätten ohne diese Verwirrung der Zeiten, die Bischöfe, dem Geiste des Stifters der christlichen Kirche so ganz entgegen, ihre heimtückisch-politischen Rollen zu spielen vermocht? — Und welchen Einfluß wür-

den wohl ohne dieses Gewirre und Gegeneinanderkämpfen der Macht, Fehdelust, Raubbegier und frömmelnden Politik, die städtischen Gemeinheiten auf die Kultur der Nation schon damals gewonnen haben? — Ich will diese sich leicht aufdringenden Fragen hier nicht beantworten, sondern nur den Leser darauf aufmerksam machen, welches Feld von Betrachtungen ihm eine pragmatische Geschichte des Vaterlandes, worin er selbst als Aktiv-Bürger erscheint, darbietet. Ich will nur einen Wink geben, wie weit umfassend der Kreis von Ideen sey, in welche uns die freie Ansicht von Ereignissen, die noch jetzt in ihren Folgen für uns fühlbar sind, versetzt. — Doch genug des Raisonnements! Wir nehmen den Faden der Begebenheiten wieder auf.

Drittes Kapitel.

Fall und Zernichtung des Großherzogthums Sachsen. Heinrich der Löwe, seine Größe, seine Thaten und sein Unglück. Jahr 1140 — 1195.

Sachsen wurde durch Heinrichs unerwarteten Tod in die größte Verwirrung gesetzt. Der Erbe des übermächtigen Herzogs war ein unmündiger Knabe, dem nur seine in hoher Achtung stehende Mutter, die Liebe der Nation, worauf jetzt fast Alles ankam, zu erhalten vermochte. In der That führten Gertrud und Richenza über den jüngern Heinrich mit solchem Nachdrucke die Vormundschaft, daß selbst des Vetters Albrecht Bär feindseligen Planen hinlängliche Schranken gesetzt wurden.

Albrecht war nicht unthätig gewesen, um von Heinrichs des Stolzen willkommenem Tode den möglichsten Vortheil zu ziehen. Er begab sich nach Bremen, um dort ein großes Botding oder eine allgemeine Ständeversammlung zu halten und seine herzogliche Machtvollkommenheit über Sachsen geltend zu machen. Allein die Sache lief für ihn gar übel ab. — Die dem Enkel ihres geliebten Lothar treuen Sassen stürmten in

hellen Haufen herbei und brachten den anmaßlichen Herzog dergestalt ins Gedränge, daß er kaum seine Person (wie durch ein Wunder *) retten und zum Kaiser Konrad entfliehen konnte. Markgraf Rudolf von Stade, ein treuer Anhänger des Welfischen Hauses, eroberte sogar von Albrechts Stammgütern einen bedeutenden Theil nebst der Feste Salzwedel. In Baiern fand der Herzog Leopold an Welf VI. einen sehr tapfern Gegner, welcher ihm mit Hülfe der Grafen von Dechau und Poley, eine harte Niederlage beibrachte, und, durch den Sieg muthiger gemacht, selbst auf Konrad, welcher damals Weinsberg belagerte, losgieng. Doch jetzt verließ ihn das Glück. Sein Heer wurde geschlagen und Weinsberg erobert. Er selbst mußte sich durch schnelle Flucht retten. In jener Schlacht entstand aus dem Feldgeschrei der beiden kämpfenden Heere die nachmals so berühmt gewordene Benennung der Welfen und Gibellinen, oder Weiblinger; — und wer kennt nicht auch die artige Sage von der Treue jener Weinsberger Weiber, die durch feine List ihre Männer der Wuth des Siegers entzogen.

---

*) Die Wundergeschichte kann man ausführlicher bei'm Annalist. Saxo ad an. 1139. nachlesen. Es gieng wirklich hart her.

Im folgenden Jahre (1141.) starb Leopold ohne Nachkommen. Der Kaiser verlieh das Herzogthum Baiern seinem Stiefbruder Heinrich Jasomergott, und vermittelte, um Welf VI. (welcher das Herzogthum aus einem Erbrechte foderte,) desto leichter beschwichtigen zu können, eine Vermählung des neuen Herzogs mit Gertrud, des stolzen Heinrichs Wittwe. Leicht mochte, um ihrem Gatten gefällig zu seyn, Gertrud den unmündigen Sohn zur Entsagung seiner Ansprüche auf das Herzogthum Baiern zu Gunsten seines Stiefvaters bewegen. *) Als aber Gertrud bald nachher im Kindbette starb und der junge Löwe Heinrich begriff, wie wichtig die aufgegebenen Rechte wären, nahm er auch sein (als Unmündiger gegebenes) Wort zurück, welches der Oheim Welf stets für ungültig erklärt und daher auf eigene Art den Krieg fortgesetzt hatte. Schon waren auch in Sachsen über die Markgrafschaft Stade, deren letzter Inhaber, Rudolf, meuchelmörderisch ums Leben kam, Streitigkeiten

*) Ich sehe nicht ein, mit welchen Gründen Koch in seiner pragmat. Geschichte des Hauses Braunschw. Lüneb. S. 27. jene Entsagung für unwahrscheinlich erklärt, da *Otto Frising* in *Chron.* l. c. 26. und *Alberici Chron. ad an.* 1141. das Faktum berichten, Koch aber für seine Meinung gar keinen Gewährsmann beibringt.

von weitaussehenden Folgen entstanden. Denn Heinrich der Löwe zog nach damals geltender, wiewol keineswegs rechtlich begründeter Sitte, das Land als ein eröffnetes Lehen an sich, fand aber darob bei dem Bremer Erzbischof Adalbert, welcher seines Stifts Rechte auf die Grafschaft geltend machen wollte, so heftigen Widerstand, daß die Zwistigkeit zur offenen Fehde gedieh, der Erzbischof gefangen genommen und nach Lüneburg geschleppt wurde.

Heinrich scheint schon im Jahre 1146. die Regierung selbst geführt zu haben. — Wenigstens findet sich aus jenem Jahre eine von ihm für das Kloster Riddagshausen ausgefertigte Schenkung. — Dieses unweit Braunschweig gelegene Kloster war von einem wohlhabenden Gutsbesitzer, Ludolf von Wenden, zuerst auf dem Kaulenfelde an der Heerstraße von Braunschweig nach Königslutter bei Kleinschöppenstädt gestiftet und Marienzell genannt worden. — Ludolfs Bruder Riddag verlegte, wegen Unbequemlichkeit der ersten Anlage, das Stift nach seinem Erbsitze an der Wabe, nannte es nunmehr Riddagshusen, bevölkerte es mit Cistercienserm önchen und gab diesen zum Vorgesetzten (auf des Halberstädter Bischofs Empfehlung) einen gelehrten Mann, Namens Robert.

In Absicht Sachsens ward der Friede dahin vermittelt, daß Albrecht Bär den Titel eines

Herzogs von Sachsen aufgab, seine Länder wieder bekam, der Kaiser aber die Markgrafschaft Nordsachsen — bald nachher Brandenburg genannt — der Botmäßigkeit des Sächsischen Herzogs entzog, sie in ein unmittelbares Reichs-Erz-Fürstenthum verwandelte und dem begünstigten Albrecht überdem noch das Schwäbische Erzkämmerer-Amt verlieh.

Heinrich war nun in Sachsens ungekränktem Besitze, aber sein Oheim focht immer noch hartnäckig für Baierns Erhaltung. Der junge Löwe erschien bereits im J. 1147. auf dem Fürstentage zu Frankfurt, und foderte vom Kaiser Baiern sehr ernstlich zurück. Der kühne Jüngling versprach ein entschlossener Mann zu werden. Seine Gestalt war edel, von mittlerem Wuchse und kraftvollen Gliedern. Lieblich weiß schien die Farbe seines Gesichts, das von dunkeln Haaren beschattet und durch ein Paar große flammend schwarze Augen belebt wurde.

Der Kaiser wand sich mit künstlichen Ausflüchten, schützte das Gewirre des nahen Kreuzzuges vor, und versprach endlich die Entscheidung der Sache zu allerseitiger Befriedigung nach seiner Zurückkunft aus dem gelobten Lande. Schon merkte Heinrich, woher der Wind blase, und begriff, daß er sich gegen die Hohenstaufen kräftiglich stärken müsse. — Diese Betrachtung bewog ihn vermuthlich am meisten zur ehelichen Verbindung mit Klementinen, einer Tochter

des mächtigen Herzogs von Zähringen, welcher eben erst gegen die Hohenstaufen gefochten und mit ihm gleiches Interesse hatte. Heinrichs des Löwen erster Zug gegen die Wenden hob den Ruhm seiner jugendlichen Tapferkeit. — Als nun Konrad aus dem heiligen Kriege zurückkehrte, und dennoch wegen Baiern nichts that, griff erst der unruhige Welf, bald darauf selbst der junge Löwe zu den Waffen. Er gieng, um sich mit seinem Oheim zu verbinden, nach Schwaben.

Konrad eilte nach Goslar und war willens, von dort aus mit schnell zusammengebrachtem Reichsheere Braunschweig zu überfallen. Der kaum 21jährige Heinrich vereitelte jedoch durch Klugheit und Entschlossenheit den verderblichen Plan. — Denn er gab — um seine Feinde sicher zu machen — vor, er wolle das Weihnachtsfest in Schwaben feiern und lud seine Freunde dazu ein, — gieng aber verkleidet durch die besetzten Pässe und durch das kaiserliche Heer, kam glücklich in Braunschweig an, mahnte seine Getreuen dort zur tapfern Gegenwehr auf und nöthigte also den Kaiser, unverrichteter Sache abzuziehen.

Braunschweig, in dessen Nähe Heinrich geboren ward, blieb ihm stets theuer. Auch scheint dort die Gegend bereits ziemlich angebauet gewesen zu seyn. Von der Burg Tanquarderode wehete der Welfen Panier. Die Peter-Paulskirche, die Jakobs-, Magni- und Ulrichskirche, waren

stark besuchte Gotteshäuser. — Das St. Cyriacistift und des heiligen Autors Kloster hatte die Frömmigkeit der Vorfahren schon erbauet, und selbst die alte Villa Brunswick mochte kein unbedeutender Ort mehr seyn. Doch lag alles noch zerstreuet, und den Anbau von Melverode und Hohenwort umschloß keine gemeinschaftliche Mauer. Heinrich faßte vielleicht damals schon den Vorsatz, die vereinzelten Weichbilde zusammenzuziehen. Aber dringendere Ereignisse verschoben die Ausführung seines Plans.

Der Streit über die Grafschaft Stade, welche des erschlagenen Rudolfs Bruder Hartwich, als Domprobst zu Bremen, seinem Erzbischofe übergab, dauerte, obgleich der gefangene Erzbischof sie nothgedrungen abgetreten hatte, fort. Sein Nachfolger, Hartwich, schürrte das Feuer von neuen an.

Wichtiger in ihren Folgen waren Heinrichs Züge gegen die Wenden, welche, des alten Drucks und ihrer grausam erzwungenen Bekehrung zum Christenthume tief eingedenk, im Jahre 1147. wieder in Nordsachsen einfielen, dort fürchterlich hauseten und Lübeck in Rauch aufgehen ließen. Heinrich zog gegen sie, verbunden mit dem Markgrafen Albrecht und dem Herzoge von Zähringen. Selbst die Dänen sandten Hülfsvölker; aber dennoch lief der Krieg, vermuthlich wegen schlechten Einverständnisses der

Heerführer, nicht glücklich. Die Sassen belagerten Dubin und Demmin an der Pene vergeblich. — Endlich ward im nächsten Jahre ein Friede geschlossen, nach welchem beide Theile ihre Gefangenen freigaben.

Ein neuer Brand flammte auf, da die Dänischen Prinzen Swen und Knut um die Krone stritten, und Adolf von Hollstein dem letztern beistand. Dafür brach Swen in sein Land, und es gelang ihm, von den Dietmarsen unterstützt, die Holsteiner von ihrem Grafen abzuziehen. — Nun kam der mächtige Löwe seinem Freunde zu Hülfe. Er zwang die Abgefallenen wieder zum Gehorsam, und setzte, um die treulosen Dietmarsen, welche den schon gedachten Grafen Rudolf von Stade, ihren rechtmäßigen Oberherrn, ermordet hatten, im Zaume zu halten, den Grafen Reinhold dort an. Knut lag dennoch seinem glücklichen Gegner Swen unter, und Adolf von Holstein hielt es für's gerathenste, sich mit diesem auszusöhnen.

Vermuthlich hatte der junge Heinrich Löwe sich den erhabenen Heinrich Finkler als Sächsischen Herzog zum Vorbilde genommen, und fieng also jetzt an, seinen Ton gegen die Bischöfe höher zu stimmen. Unter den Ottonen war das wahrhafte Herzogthum in Sachsen eigentlich verschwunden. — Die Billunger hatten mehrere Male ihren Heerschild unter den bischöflichen erniedrigt,

welches sich von dem wahren Herzogthume, das in die Stelle des außerordentlichen kaiserlichen Kommissariats trat, gar nicht denken ließ. — Heinrich der Löwe nahm aber vielmehr den Maßstab seiner Rechte nach der großherzoglichen Macht, welche Otto der Erlauchte und Heinrich I. vormals handhabten. — Durch eine Menge einverleibter Grafschaften, neu erbaueter oder gewonnener Städte, Burgen und Edelvogteien, war das Herzogthum wieder auf seine vormalige Höhe gebracht. Also gedachte er's nicht mehr zu dulden, daß der herzogliche Heerschild unter den bischöflichen erniedrigt würde.

Sieht man die Sache allein von dieser Seite, so war das Recht allerdings auf Heinrichs Seite, und er mochte die bisher von Bischöfen erhaltenen Belehnungen gar wol als eine leere Ceremonie betrachten. — Bischöfe und Aebte konnten aber dagegen sagen: wir sind von Rechtswegen dem Herzogthume nur als einem außerordentlichen Amte unterworfen, und ihm zu nichts weiter, als zur Ehre Gottes und des Reichs verpflichtet. — Auch sie hatten durch Prekarien, übertragene Lehen und vermehrte Dienstmannschaft sich allnachgerade einen Kriegsstand gebildet, der ihrem anmaßlichen Rechte Nachdruck zu geben vermochte.

Der Zunder der Feindschaft glimmte überhaupt gegen die Sächsischen Herzöge schon lange

im Herzen der hohen Geistlichkeit. Als nun gar Heinrich in den von ihm oder seinen Vorfahren eroberten Ländern (besonders jenseit der Elbe) das königliche Recht: die Bischöfe einzuführen, verlangte und sich, einverstanden mit Graf Adolf von Holstein, durchaus weigerte, den vom Bremer Erzbischofe Hartwich zum Bischof in den Wendischen Ländern ernannten Vizelin anzuerkennen; als man so hartnäckig auf dieser Weigerung bestand, daß Vizelin endlich nachgab und sich vom Herzoge mit einem Stabe belehnen ließ; da wurden alle Sächsischen Bischöfe aufmerksam. Besonders scheint aber Hartwich von Bremen aufs äußerste erbittert worden zu seyn.

In Konrads letztem Regierungsjahre 1152. ward dennoch Heinrich dem Löwen auf dem Hoftage zu Worms jenes Vorrecht bestätigt, und in der Folge durch die, von Friedrich I. ausgefertigte goldene Bulle dahin bestimmt: daß der Herzog das Recht der Belehnung von Oldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg, ja überhaupt von allen in den Wendischen Ländern gelegenen Bischofthümern behalten solle.

Schon damals würden sich die geistlichen Feinde öffentlich gerührt haben, wenn der neue Kaiser Friedrich I. die Hülfe seines mächtigen Vettern Heinrichs, zur Ausführung großer Entwürfe nicht so nöthig gebraucht und deswegen für ihn besondere Gewogenheit gezeigt hätte. Frie-

drich besaß Ehrgeiz, Klugheit und Entschlossenheit genug, um das kaiserliche Ansehen wieder auf seine vormalige Höhe zu heben. — Aber sein Charakter war versteckt, und lehrte ihn bald, daß er (um die vorliegenden Zwecke zu erreichen,) vorerst dem mächtigen Löwen liebkosen und ihn an sein Interesse zu fesseln suchen müsse. Hinterher bot sich dann wol Gelegenheit dar, auch ihm die furchtbaren Krallen zu kürzen.

Leicht fand nun Heinrich, wegen seiner Ansprüche auf Baiern, bei'm kaiserlichen Vetter geneigtes Gehör. Die Sache wurde zuerst auf dem Reichstage zu Würzburg im Oktober 1152. vorgenommen. Allein Heinrich Jasomergott entzog sich durch schnelle Entweichung dem Urtheilsspruche. Man konnte eben so wenig auf dem nächsten Reichstage in Worms zum Zwecke gelangen, weil Heinrich Jasomergott vorwandte, er sey nicht ordnungsmäßig eingeladen worden. — Als er aber auch zu Goslar 1154. nicht erschien, so sprach der Kaiser das Herzogthum Baiern unserm Heinrich zu, welcher jedoch, weil mehrere Fürsten den Spruch mißbilligten, noch nicht in Besitz kam, sondern erst mit dem Kaiser einen Zug nach Italien antrat. Auf diesem Zuge waren Heinrichs Schaaren fast eben so zahlreich als das kaiserliche Heer. — Ihrer Hülfe hatte Friedrich I. vorzüglich Mailands schnelle Eroberung zu verdanken. Wichtig erscheint der Dienst, welchen

ihm Heinrichs tapfere Faust bei'm Sturme des Lagers gegen die treulosen Römer leistete. Denn der junge Held hielt die Wüthenden auf der Tiberbrücke zurück, und rettete seinem Kaiser, der unvorsichtig in die Feinde sprengte und da mit dem Pferde stürzte, das Leben. Zwar erhielt unser Heinrich bei der ritterlichen That einen gefährlichen Hieb ins Gesicht; aber Friedrich trocknete auch mit eigener Hand das aus der Wunde rieselnde Blut, umarmte, gerührt durch so viel Treue und Muth, den Herzog, Angesichts des ganzen Heers, und ließ ihm nun freie Macht, über seiner Vorfahren Italienische Besitzungen nach Gutdünken zu schalten.

Heinrich zwang daher Fulco's Söhne, ihm bei Baragliano den 24sten Oktober 1154. wegen seiner großväterlichen und väterlichen Italienischen Lande den Lehnseid zu leisten und 400 Mark Silbers zu zahlen. So hatte er also auch in Italien die Rechte seines Hauses mit Muth und Entschlossenheit geltend gemacht, — hatte überall Ehrfurcht und Achtung erworben, — ja selbst den Statthalter St. Peters für sich eingenommen. —

Wie hart es dem Kaiser auch ankommen mochte, zu Gunsten Heinrichs gegen das Interesse des Hohenstaufenschen Hauses und seines eigenen Oheims zu handeln, so nahm er doch unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien die Ent-

scheidung über Baiern wieder vor und besprach sich selbst mit seinem Oheim in der Gegend von Regensburg. Er konnte ihn aber nicht zur Abtretung des Herzogthums bewegen. Nun versuchten mehrere Große eine Vermittlung, und als diese gleichfalls fehlschlug, gieng der Kaiser nach Regensburg und belehnte Heinrich dort 1156. über Baiern mit sieben Fahnen.

Als der vormalige Herzog den Ernst sah, legte er sich endlich zum Ziele. Auch hatte sein Neffe keineswegs vergessen, die Uebermacht des neuen Herzogs zu schwächen und den Zurücktretenden hinlänglich zu entschädigen. — Denn die Lande ob der Ems (oder die Markgrafschaft Oesterreich) welche bisher dem Bairischen Herzogthume unterworfen gewesen waren, wurden davon abgerissen, mit mehreren sehr ansehnlichen Vorrechten ausgestattet und als ein Reichsunmittelbares Herzogthum Heinrich Jasomergott überlassen.

Unser Heinrich liebte Baiern nie in dem Maße, wie sein Geburtsland. — Während er selbst in Sachsen hauste, überließ er Baierns Verwaltung dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. — In Sachsen vermehrte sich vorzüglich seine Macht durch geltend gemachte Herzogsrechte, durch Erbschaften und Eroberungen dergestalt, daß alle Norddeutsche Reichsfürsten dadurch überschwenglich beschattet wurden.

Laßt uns jene Landstriche, womit Heinrich seine Familiengüter so ansehnlich vermehrte, zuvörderst etwas genauer betrachten, und mit einem umfassenden Blicke seine gewaltige Größe überschauen!

Von Hildesheimschen Ministerialen ward der letzte Graf von Winzenburg, Hermann, nebst seiner Gemahlin Lucharda erschlagen. Seine Lande waren beträchtlich. — Die alte Grafschaft Homburg, das Amt Grene und die Voigtei über Gandersheim und Höxter hatte er besessen. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär schienen als Billungsche Erben gleichen Anspruch zu haben. Das Schwerdt sollte entscheiden, und schon war Osterode nebst mehreren nahe gelegenen Ortschaften verwüstet worden, als endlich die eröffnete Plötzkesche Grafschaft, worauf wiederum beide Billungsche Erben ein Recht hatten, auf dem Reichstage zu Würzburg ein Mittel zur Vereinigung darbot. Albrecht erhielt nämlich Plötzke, — und Heinrich bekam die Winzenburgschen Güter, wovon jedoch das Schloß Winzenburg selbst in des Hildesheimer Bischofs Händen blieb.

Nicht minder beträchtlich mag die Katlenburgsche Erbschaft gewesen seyn. Denn dazu gehörten Osterode, Einbeck, Staufenburg, ein Theil des jetzigen Grubenhagens, (wahrscheinlich auch des Eichsfeldes) nebst dem Grafenbanne im Lies-

gau und dem Forstrechte auf dem Harze. Mehrere dieser Güter hatte schon Graf Udo von Katlenburg gegen seine Besitzungen in Schwaben und am Rheine vom Kaiser Konrad III. eingetauscht, und Friedrich I. bestätigte unserm Heinrich das Forstrecht im Harzwalde.

Mit der Pfalzgrafschaft Sommerschenburg erhielt bald nachher der Herzog die Vogtei über Helmstädt und Marienthal, welches der letzte Pfalzgraf Friederich gestiftet hatte. Die ganze Gegend um den Ursprung der Aller nebst Weferlingen und Walbeck fiel ihm zu. Nur den Grafenbann, dessen Mahlstatt zu Seehausen war, erwischte der Halberstädter Bischof und verhandelte nachmals sein Recht an das Erzstift Magdeburg. Auch war dieses glücklich genug einige Allodien, welche des verstorbenen Sommerschenburgschen Pfalzgrafen Schwester Adelheid, aus der Erbschaftsmasse erhielt, käuflich an sich zu bringen.

Als die Grafen von Assel mit Otto ausstarben, kam das jetzige Amt Lichtenberg ganz an Heinrich den Löwen. Mehrere andere, zu der Erbschaft gehörige Güter theilte er mit dem Grafen von Peina. Er erhielt also dadurch das Peinsche Halbgericht, wie er denn auch die Stadt Hildesheim nebst der Oberbotmäßigkeit über das ganze Stift ohne Zweifel besaß. Der Kaiser vertauschte ihm Scharzfeld, Pölde und Herzberg,

gegen die Zähringschen Erbgüter in Schwaben, welche der Herzog mit seiner Gemahlin Klementine erhalten hatte, die aber dem Kaiser gelegener, als die Sächsischen Krondomainen waren.

Eben so glücklich kam Oldenburg durch innere Unruhen an ihn. Stade war vorher gewonnen. — Die Vogtei über Bremen, welche schon sein Großvater Lothar als Herzog von Sachsen behauptete, hatte ihm seine kluge Großmutter Richenza gegen Albrechts Anmaßungen erhalten. In Westphalen und Thüringen hatte der mächtige Löwe gleichfalls ein von seinen Vorfahren ererbtes sicheres Lager. — In den eroberten Wendischen Ländern herrschte er vollends mit königlicher Gewalt, weil er durch blutige, auf seine eigenen Kosten und mit keiner Reichshülfe geführte Kriege, die Länder von der Eider bis an die Pene, nebst einem Theile der Insel Rügen, sich unterworfen hatte.

Nimmt man zu diesen neu erworbenen Besitzungen die rechtmäßig ererbten Billungschen, Nordheimschen, Brunoschen und Süpplingenburgschen Stammgüter, die mannichfaltigen, von Bischöfen und Aebten erhaltenen Lehen, und die vielen, theils von ihm selbst, theils schon von seinen Vorgängern verschlungenen Grafschaften, Edelvogteien und gemeinen Heerbannsgüter; so stellt sich des übermächtigen Herzogs Größe im hellern Lichte dar.

Das einzige, wirklich bedeutende unmittelbare Reichsgut in Sachsen, war jetzt nur noch Goslar. Des Herzogs lüsterne Blicke scheinen auch stets auf dasselbe gerichtet gewesen zu seyn. Der Kaiser bewachte aber diesen einzigen Fleck, wo seine Macht im Herzen von Sachsen noch festen Fuß hatte, mit eifersüchtiger Sorgfalt. Denn überall am Harz, von den Schlössern Reinstein, Blankenburg, Scharzfeld, Schiltberg und Staufenburg; auf dem Solling von der Burg Wölpe, Dassel, Eberstein und Homburg; an der Leine, Ocker, Fuse, Weser und Elbe weheten des mächtigen Herzogs oder doch seiner getreuen Lehnsträger Paniere. Die alten Einwohner der Wendischen Länder waren theils ausgerottet und an ihre Stelle Kolonien aus Westphalen und Friesland geführt worden, theils wurden sie als leibeigene Knechte den Rittern, mit deren Hülfe Heinrich jene Länder eroberte, unterworfen.

Hätte der Herzog nun Goslar erhalten; so möchte es ihm nicht schwer geworden seyn, über ganz Sachsen eine wahrhafte Territorialhoheit zu behaupten, die Bischöfe insgesamt unter seine Oberbotmäßigkeit zu nöthigen, und dem Kaiser völlig nach Gutdünken Gehorsam zu leisten. — Seine Lehnsmannschaft allein machte ein gewaltiges Heer aus, und da die alten Geschlechter, welche den Grafenbann besaßen, mei-

stens ausgestorben waren, so hatten schon Lothar und Heinrich der Stolze die eröffneten Grafschaften, als z. B. Blankenburg, Scharzfeld, Lutterberg, Wunstorf, Dassel und Wölpe mit ihren Dienstmannen besetzt, welche keinen andern Willen als den ihres Lehnsherrn haben konnten.

Eine so gespannte Verfassung trug nothwendig den Keim der furchtbarsten Zerrüttung in sich. Es hieng nur vom Laufe der Zeitereignisse ab, ob aus dem Gewirre eine völlig geschlossene großherzogliche Macht hervorgehen, oder ob durch die mächtig aufgeregte Eifersucht der beeinträchtigten geistlichen und weltlichen Großen, das Chaos noch mehr durch einander gerüttelt und in viele kleine Theile zersprengt werden sollte? Nimmt man diesen Standpunkt ein; so wird in der bald folgenden furchtbaren Krisis wenig Ueberraschendes und Unerklärbares erscheinen.

Wenn einerseits unleugbar manche von Heinrich dem Löwen geltend gemachten Rechte und Ansprüche, wenig oder gar keine Bestätigungsgründe in der alten Verfassung fanden, und ganz wohl von seinen Feinden als despotische Usurpationen verschrieen werden konnten; so ist doch auch andererseits sehr sichtbar, daß der kluge Fürst jene Rechte behaupten mußte, um seinen durch lange Kriege verödeten Ländern mehr Wohlstand und Bevölkerung, durch beförderte Betriebsamkeit und Kunstfleiß zu geben. — Darum führte er aus

Westphalen Kolonien in die Wendischen Eroberungen; darum ließ er in jenen Gegenden große Waldungen aushauen, Moräste austrocknen und das Land urbar machen. Nächst Bardewik war damals Lübeck in jenen Gegenden die vornehmste Handelsstadt, welche der Graf von Hollstein von Heinrichs Vater geschenkt bekam. Oft wurde sie zwar von den Wenden verwüstet, aber durch ihre vortreffliche Lage und die Industrie der Einwohner erholte sie sich gewöhnlich bald wieder. Nach ihrer letzten Zerstörung unter unsers Heinrichs Regierung, baten ihn die abgebrannten Kaufleute um neue Wohnplätze. Er bewilligte gern ihr Begehren, und wies ihnen im Ratzeburgschen an der Wackenitz eine Stelle zur Erbauung einer neuen Stadt an, welche Löwenstadt genannt werden sollte. Allein die Kaufleute fanden daselbst ihre Rechnung nicht, sondern eilten nach Lübeck zurück. Heinrich verlangte nun von dem Grafen Adolf die Hälfte der Stadt, und da dieser es abschlug, verbot nicht nur der Herzog seinen Unterthanen alles Verkehr mit der Stadt, sondern störte auch ihren Handel auf alle Weise. — Diese Streitigkeiten wurden noch bedenklicher, als die vom Graf Adolf zu Oldeslohe angelegten Salzwerke den Lüneburger Salinen und der Bardewiker Handlung großen Abbruch thaten. Nun ließ der Herzog das Oldesloher Salzwerk durch eingeleitetes frisches Wasser verderben, und be-

drängte Lübeck so hart, daß der Graf sich endlich dazu verstand, unserm Heinrich die Stadt halb abzutreten.

Heinrich machte Lübecks Aufnahme so fort zum Hauptaugenmerke seiner Bemühungen. Er beförderte ihren Handel sehr, setzte zu diesem Zwecke ein Handelsgericht an, und gab der Stadt zweckmäßige Gesetze. So verfiel denn Löwenstadt bald wieder. Hamburg erhielt zwar mit Lübeck gleiche Vorrechte, auch ließ der Herzog den durch die Wenden verwüsteten Theil der Stadt wieder aufbauen; aber sie konnte dennoch in jener Zeit nicht zu der von Lübeck erreichten Höhe gelangen. Vielleicht hat unser Heinrich um diese Zeit auch das der Stadt Wisby auf der Insel Gothland, vom Kaiser Lothar ertheilte Seerecht bestätigt, gewiß aber schon Vorkehrungen zur höhern Aufnahme von Braunschweig gemacht, welche nach seiner Rückkunft aus dem gelobten Lande kräftiger ausgeführt wurden. Bei diesen Beförderungen des städtischen Wohlstandes und der Indüstrie hatte übrigens der kluge Fürst ganz andere Zwecke vor Augen, als die waren, welche bald nachher Friedrich I. durch Begünstigung der städtischen Macht und Freiheit zu erreichen suchte.

Noch immer waren der Kaiser und unser Heinrich in gutem Einverständnisse. Letzterer machte auch in Begleitung Graf Adolfs von Holstein und 1200 Reisiger den zweiten Zug

nach Italien mit, welcher hauptsächlich zur Bezwingung der widerspenstigen Mailänder und zur Behauptung des kaiserlichen Ansehens in der Lombardei, unternommen wurde. (J. 1158.)

Der Dänische König Swen bewog indessen durch seine vielfältigen Klagen den Herzog früher, als er wahrscheinlich Willens gewesen war, aus Italien zurückzukehren. Die Wenden hatten nämlich gegen Heinrichs ausdrückliches Verbot unaufhörliche Seeräubereien gegen die Dänen verübt und fast die ganze Jütische Küste ausgeplündert. —

Der Herzog rief die Wendischen Fürsten zur Rechtfertigung nach Bremervörde. Sie erschienen aber nicht, und da der Obotritische Fürst sogar einen mißlungenen Ueberfall Lübecks versuchte; so ließ Heinrich sein Land furchtbar verwüsten. Niklot blieb in dieser Fehde, und seine Söhne getraueten sich jetzt nicht, die Feste Werle gegen Heinrichs Schaaren zu behaupten, sondern steckten dieselbe in Brand und flohen in undurchdringliche Wälder. Nunmehr ließ Heinrich die Feste Schwerin erbauen und setzte einen Edeln Namens Gunzelin zum Statthalter oder Grafen über die dortige Gegend. Ludolf von Peina bekam Malchau, und Heinrich von Schaten erhielt Mecklenburg. Als im folgenden Jahre 1163 Niklots Sohn Wratislav die Feste Werle wieder herzustellen versuchte,

ward er von Gunzelin mit Verlust zurückgejagt.

Nicht minder nöthigte der mächtige Herzog alle Ueberwundene, die christliche Religion anzunehmen, und traf mit den dortigen Bischofthümern andere Verfügungen. Hundert Jahre vorher waren nämlich bereits vom Erzbischofe Albrecht zu Hamburg in den Wendischen Landen dadurch, daß er das zu große Bischofthum Oldenburg theilte, drei Bischofthümer (zu Oldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg) gebildet worden. Nun starb im Jahre 1156 der Oldenburger Bischof Vizelin, und unser Heinrich ernannte seiner Gemahlin Kaplan Gerold, den Abt von Riddagshausen, zu dessen Nachfolger. Er ließ auch, da der Erzbischof Hartwich sich weigerte ihn zu weihen, den neuen Bischof nach Italien gehen, wo dann der Pabst selbst die Weihe verrichtete. Ratzeburg, dessen bischöflicher Stuhl wegen häufigen Abfalls der Wenden und steter Gefahr des Ueberfalls eine Zeit lang unbesetzt geblieben war, erneuerte Heinrich. Er gab ihm nicht nur die Insel im Ratzeburger See nebst 300 Mansos zum Geschenk; sondern wirkte auch durch sein Vorbild dazu mit, daß viele vornehme Herren das Stift reichlich dotirten.

Auf Gerolds Bitte ward 1163 das Oldenburger Bißthum nach Lübeck, und im Jahre 1170 das Mecklenburgische nach Schwerin verlegt. Hier

ordnete also der Herzog weltliches und geistliches Regiment, ohne den Kaiser darüber zu befragen. Er setzte Grafen und Richter an, wie es ihn gut dünkte. Er belehnte die dortigen Bischöfe mit einem Stabe, und man sieht aus allem, daß er die großherzoglichen Rechte im weitesten Umfange geltend machte.

Länger konnten nun seine Feinde, welche der Bremer Erzbischof Hartwich beständig aufrührte, unmöglich ruhig seyn. Zu Merseburg schlossen sie im Jahre 1166 ein Bündniß, worin mehrere Vasallen des Herzogs, als der Bischof von Lübeck, die Grafen von Oldenburg, von Dassel und von Dasenburg gezogen wurden. Der Erzbischof von Köln leitete, obgleich er in Italien war, selbst von dorther die Schritte der Verbündeten, zu welchen sich nun auch die geistlichen Herren von Magdeburg und Hildesheim, nebst dem Landgrafen von Thüringen und dem Markgrafen von Brandenburg gesellten.

Heinrich merkte ihren heimtückischen Plan bei guter Zeit. Er sicherte sich vor allen die Treue der überelbischen Länder, indem er des verstorbenen Niklots geflüchteten Sohn Prvislav ins Land rief und demselben ganz Obotritien, bis auf Schwerin, zurückgab, auch dem unmündigen Sohne des im Wendischen Kriege gebliebenen Rudolfs, den tapfern Grafen Heinrich von Orlamünde zum Vormund setzte, und sich ihn dadurch Holstein

getreu erhielt. Nun zeigte er, durch Aufrichtung eines aus Erz gegossenen Löwen mit weitgeöffnetem Rachen vor der Burg Tanquarderode, seinen Feinden, wie er ihnen begegnen würde. In der That fühlten sie des Löwen furchtbare Krallen gar bald *). Denn er nahm Bremen, welches der treulose Graf von Oldenburg erobert hatte, schnell wieder ein, und schickte die Bürger nach Lübeck. Goslar, welches sich gleichfalls zu seinen Feinden geschlagen hatte, ward hart bedrängt, und Oldenburg, wo unter der Besatzung und den Bürgern Uneinigkeit herrschte, wurde mit Sturm erobert. Inzwischen waren Heinrichs Hauptfeinde, die Erzbischöfe von Köln und Bremen (J. 1167 bis 1168) gestorben, und der aus Italien rückkehrende Kaiser konnte also auf dem Reichstage zu Bamberg die Streitigkeiten leicht schlichten, wobei Heinrichs Gegner sehr zu kurz kamen. Allein der Graf von Dasenburg, welcher die Strafe seiner verübten Räubereien fürchtete und sich auf seinem Felsennefte für unüberwindlich hielt, setzte die Fehde fort und hauste entsetzlich im Hartingau. Heinrich berennte das Schloß des Räubers, ließ durch Goslarsche Bergleute der Besatzung das Wasser abgraben und eroberte auf die Art die für unüberwindlich gehaltene Feste.

*) Ich halte mich bei dieser Angabe an *Albert Stadens.* an annum 1166.

Ein nicht minder großer Vortheil war der ruhige Besitz von Stade, wozu der Herzog durch des Erzbischof Hartwichs Tod gelangte. Jetzt konnte er endlich, da Ruhe im Lande war, daran denken, die königliche Braut von England, in Braunschweig mit der seiner Größe angemessenen Pracht zu empfangen. (J. 1169.)

Zweifelhaft mags immerhin bleiben, ob Uebersättigung und Abneigung, oder wirkliche Gewissensskrupel unsern Heinrich von seiner aus politischen Absichten erwählten Gemahlin Klementine schieden. Die geistlichen Richter billigten wenigstens jene Skrupel. Heinrich warb, nachdem er zu Kostnitz von seiner ersten Gattin getrennt war, um Mathilden, König Heinrichs von England Tochter, die ihm auch keinesweges versagt wurde.

Nicht lange genossen die Neuvermählten der Ehe Freuden in ungestörter Ruhe; denn die Nordischen Angelegenheiten riefen den mächtigen Löwen wieder auf den Kampfplatz.

Swen war auf dem Reichstage gegen seine Brüder Knut und Woldemar, als Dänischer König anerkannt und selbst von Heinrich dem Löwen unterstützt worden. Da aber Swen (J. 1151) seinen Bruder Knut ermordete, verließ ihn der Herzog. Die Dänen fielen gleichfalls von ihm ab, und er wurde in einer Schlacht von seinem Bruder Woldemar erschlagan. Diesen erkannte

der Herzog als rechtmäßigen Beherrscher von Dänemark an, und gieng mit ihm ein Bündniß zur Wiedereroberung der abgefallenen Insel Rügen (J. 1160) ein. Rügen ward glücklich eingenommen; aber der Däne weigerte sich das Bündniß zu erfüllen und dem Herzoge den halben Zins von der Insel zukommen zu lassen. Heinrich gab den Wenden Erlaubniß ins Dänische Gebiet zu streifen, und sie hauseten da so wacker, daß Woldemar sich gern zum Ziele legte, ja sogar um Heinrichs Tochter Richenza, Herzog Friedrichs von Schwaben Wittwe, für seinen Sohn Kanut anhielt.

Der Geist des Zeitalters weckte in unsers Heinrichs Seele den frommen Gedanken, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe des Erlösers zu beginnen. Seine Feinde schienen auf dem Reichstage zu Erfurt 1170 vom Kaiser völlig beschwichtigt zu seyn, und vielleicht drückte auch ein besondres Gefühl des Helden Gemüth *). Auf seiner Wallfahrt begleiteten ihn der Wendische

*) Ich will gerade der von Gobelin und Krantz vorgebrachten harten Beschuldigung, als sey unser Heinrich bei der Ermordung des Erzbischofs Thomas von Kanterbury mit thätig gewesen, nicht beistimmen, vermuthe aber doch, daß eine besondere Ursache der Wallfahrt zum heil. Grabe zum Grunde gelegen.

Fürst Privislav, der Graf von Schwerin, der Bischof von Lübeck, der von Regensburg, der von Worms als Friedrichs I. Gesandter an den griechischen Kaiser Manuel Kamnenus, und der Abt von St. Aegidien zu Braunschweig, nebst 1200 wohlgerüsteten Reisigen. Er vergaß dabei der Sicherheit seiner Lande und seiner schwanger zurückbleibenden Gattin keineswegs. Vielmehr wurden durchs ganze Land Voigte zur Handhabung der Gerechtigkeit und mehrere Kriegsbefehlshaber angeordnet. Seiner Gemahlin ward die Statthalterschaft der Sächsischen Lande mit Zuziehung des Magdeburger Erzbischofs Wichmann übergeben. Eckbrecht, edler Herr von Wolfenbüttel, bekam nebst dem Lüneburger Voigte Heinrich, die Besorgung der Familiengeschäfte, und das Kriegskommando auf der Burg Tanquarderode.

Des Herzogs Reise gleicht in der That einem Abenteurerzuge. Schon auf der Donau litt er Schiffbruch, und rettete sich kümmerlich auf einem Stücke Holz. In Bulgarien ward er von Servischen Räubern überfallen, die er mit seinen tapferen Gesellen aber gar übel heimschickte. Der griechische Kaiser nahm ihn zu Konstantinopel mit großem Gepränge auf, und hier hatte der Herzog das besondere Vergnügen: den gelehrten Abt von St. Aegidien in einem Streithandel über den Ausgang des heiligen Gei-

stes, an der kaiserlichen Tafel den Sieg über die maulfertigen Griechen davontragen zu hören.

Auf dem schwarzen Meere litt der Held abermals Schiffbruch. Er gieng bei Akre ans Land und von da nach Jerusalem, wo Almarich damals König war. Nachdem er die heiligen Oerter mit großer Andacht besucht und viele fromme Stiftungen gemacht hatte, schiffte er sich zu Antiochien ein und reisete von da nach Salonichi, wo ihn der Sultan Asar Eddin höchst freundschaftlich bewillkommte, ihn seinen Verwandten nannte, und nach orientalischer Sitte mit Geschenken überhäufte, wofür der fromme Herzog den braven Saracenen zum Christen machen und seine Seele retten wollte!!

Auf der Rückreise sprach Heinrich den griechischen Kaiser nochmals zu Konstantinopel. Er zog durch Ungarn, verweilte in Bayern kurze Zeit zu Regensburg, und kam endlich nach Jahresfrist, beladen mit unschätzbaren!! Reliquien, in die Arme seines treuen Weibes nach Braunschweig zurück. Solche Heiligthümer verdienten wol zur Verherrlichung einer neuen Stiftung angewandt zu werden, und die fromme Mathilde beredete ihren Gatten in einer andächtigzärtlichen Stunde leicht, die vom Herzog Ludolf nahe an der Burg Tanquarderode erbauete Peters- und Paulskirche niederreißen und auf dem Platze einen herrlichern

Dom (oder eine Kollegiatkirche) zur Ehre des heiligen Blasius zu erbauen.

Braunschweigs bürgerlicher Wohlstand und Sicherheit gewannen sehr durch des großen Herzogs Sorgfalt. Er umschloß die vereinzelten Weichbilder durch eine gemeinschaftliche Mauer, nahm den Hagen, als ein besonderes Weichbild, mit dazu, bauete das Schloß Tanquarderode aus, gründete im Jahre 1172 die St. Katharinenkirche, gab den verbundenen Weichbildern Stadtrecht (insbesondere den Lakenmachern im Hagen die Freiheit: daß sie in allen Orten möchten ausschneiden), und gründete also wirklich die Größe Braunschweigs, dessen Name von nun an in Urkunden den Namen der Burg Tanquarderode verdrängt. Dies dient zum Beweise, daß die Größe des Orts, das Ansehen der Burg zu überwiegen anfieng.

Inzwischen fand Heinrich bei seiner Zurückkunft allerlei bedenkliche Anzeigen, welche des Kaisers bisher bewiesene Freundschaft sehr zweifelhaft machten. Friedrich hatte sich nämlich bei dem von des Herzogs Tode im gelobten Lande erschollenen Gerücht, an einige Landesbeamte und Festungsbefehlshaber gewandt, und sie zu bewegen gesucht, ihm Sachsens feste Oerter einzuräumen. Ja Eckbrecht von Wolfenbüttel, auf dessen Treue der Herzog so sehr rechnete, kam in großen Verdacht eines strafbaren Einverständnisses mit sei-

nes Herrn Feinden, und ward hart dafür angesehen *).

Dieser Umstand mußte allerdings unsern Heinrich gegen seinen kaiserlichen Vetter mißtrauisch machen. Bald kam noch ein bedenkliches Ereigniß hinzu, um jenes Mißtrauen gewaltig zu spannen. Des Herzogs Oheim Welf verlor seinen einzigen Sohn in Italien, die Regierungsgeschäfte seiner Länder wurden ihm dadurch verhaßt, und er bot seinem Neffen an, ihn zum Nachfolger zu ernennen, wenn er eine gewisse Summe Geldes zahlen wollte. Heinrich versprach's, ließ sich aber durch böse Rathgeber verleiten, die Kaufsumme nicht zu entrichten, weil er hoffte, daß der alte Oheim bald sterben würde. Aufgebracht hierüber, wandte sich Welf nun an seinen andern Neffen, den Kaiser Friedrich, welcher sehr gern erbte und das gefoderte Geld sogleich bezahlte. Welf trat ihm die Italienischen Lande ohne Zögern ab, und behielt nur seine Deutschen Besitzungen auf Lebenszeit. Hierbei sahe also Heinrich deutlich genug, was für eine schwankende Stütze er an Friedrichs Freundschaft

*) Ich deute mit den *Orig. Guelf.* dahin die Stelle aus *Helmolds Chron. Slav.* apud Leib. Tom. II. p. 630. — Ipse Echertus dedit maculam in gloriam suam et notam perfidiae incurrit. Unde graviter multatus est. —

habe. Dies allein war wol vermögend, ihn behutsam zu machen, wenn es auch mit dem vorgegebenen Versprechen des Kaisers: ihm die Nachfolge auf dem Throne zu sichern, welches durch Erwählung des kaiserlichen Prinzen Heinrich zum Römischen Könige aufgehoben wurde, nicht ganz richtig seyn sollte *).

Als Friedrich I. im J. 1175 seinen fünften Zug nach Italien unternahm, folgte ihm zwar der Herzog mit einer wohlgerüsteten Schaar, fand aber während Mailands langwieriger Belagerung hinlängliche Gründe zum Rückzuge nach Deutschland. — Botschaft war ihm geworden, daß seine Feinde, und besonders die zum Abfalle stets geneigten Wenden, daheim sich wieder rührten. Friedrichs grausames Verfahren gegen die Lombardischen Städte, hatte ihn längstens empört. Seines eigenen Interesse wegen war dem Herzoge daran gelegen, daß Pabst Alexander III. nicht ganz unterliegen möchte, und vielleicht bewog auch den mißtrauisch gemachten Fürsten eine ansehnliche, von den Mailändern erhaltene

*) Dies erzählt zwar das Auctoar. *Sigeberti* ad an. 1160 *Albericus* monach. trium font. in Chron. ap. Leib, in access. Hist- p. 205. — wiederholt die Erzählung, aber dennoch bleibt die Sache sehr zweifelhaft.

Summe, zur Beschleunigung seines Vorhabens *).

Friedrich, der wohl wußte daß auf des mächtigen Löwen Beistand das Meiste ankomme, suchte ihn durch alles, was versteckte Politik erlaubte, festzuhalten. Heinrich der Löwe erklärte sich sogleich geneigt zu einem Beitrag an Gelde und allem möglichen Vorschub, wie solchen die anderen Reichsfürsten leisteten. Damit, sagte Friedrich, sey ihm nichts gedient, des Herzogs persönlicher Beistand entscheide alles. — „Nun wohl, sprach dieser nach langem Weigern, „so „gieb mir Goslar und ich will bleiben!"

Das hieß den versteckten Friedrich ans Herz greifen. Goslar konnte er nicht missen, ohne alle seine geheimen Plane zur Wiederemporbringung des kaiserlichen Ansehens in Sachsen scheitern zu sehen. Lieber verstand er sich zur unanständigsten Demüthigung, um den mächtigen Herzog in seiner Nähe zu behalten. Eben diese Weigerung aber lehrte Heinrich, wie gegründet sein Mißtrauen sey. Nun konnte ihn auch seines Kaisers Erniedrigung nicht wankend machen. Er zog heim und überließ den falschen Freund seinem Schicksale.

---

*) Botho in chron. pict. ap. Leib. p. 349. — sagt es geradezu, und nimmt es wahrscheinlich aus dem Abb. Urtsberg.

Nicht vormals geleistete Dienste, nicht mit eigner Lebensgefahr bewerkstelligte Lebensrettung, nicht Blutsverwandtschaft und Achtung für seltene Heldengröße, konnten jetzt den, im Herzen des grausamen und ländersüchtigen Friedrichs aufflammenden Haß gegen den Herzog mäßigen. Da nach seinem Abzuge den Mailändern der Muth gewaltig wuchs, und die kaiserlichen Schaaren überall den Kürzen zogen, war es noch ärger.

Seinem Charakter gemäß griff der Heimtückische zwar den Gehaßten nicht selbst an, aber er munterte schon von Italien aus dessen zahlreiche Feinde dazu auf. Diese ließen eine solche Auffoderung nicht zweimal an sich ergehen. — Der unruhige Bischof von Halberstadt Ulrich, welcher schon vorher mit dem Herzoge wegen gewisser Lehen im Streit lag und aus dem Lande vertrieben worden war, machte, verbunden mit Graf Bernhard von Askanien, den Anfang der Fehde, während Heirrich der Löwe die unruhigen Wenden zu Paaren trieb und Demmin belagerte.

Heinrich verglich sich so gut er konnte mit den Wenden, und bot seinen Feinden die Spitze. Der Halberstädter hatte am Hoppelberge die Burg Langenstein befestigt; aber der Löwe eroberte sie mit Sturm, und nahm Halberstadt ein, welches durch Versehen seiner Dienstmannen in Rauch aufgieng. Jetzt fand Ulrich leicht

Beistand an dem Magdeburger Erzbischof Wichmann, der sich wegen der Sommerschenburgschen Erbschaft beleidigt fühlte. Langenstein ward wieder befestigt, und es kam am großen Bruche zum harten Treffen, in welchem Heinrichs Schaaren geschlagen, und der tapfere Graf von Orlamünde mit 300 Reisigen getödtet wurden. Nicht zufrieden damit, schleuderte der erboßte Ulrich auf Heinrichs Scheitel auch den furchtbaren Bannstrahl herab, um dessen Abwendung der fromme Herzog zwar fußfällig bat und auch erhört wurde, dennoch aber den erbitterten Feind nicht zu besänftigen vermochte.

Das Kriegsfeuer brach zugleich in Westphalen aus. Der Erzbischof von Köln, gleichfalls von langer Hand her gegen den Löwen erbittert, verwüstete die Engerschen Lande und zerstörte dort mit Hülfe des Grafen von Altena, des Herzogs Schlösser. Nicht minder überfiel der Münsterschе Bischof Heinrichs Vasallen, und zerstörte ihre Burgen. Hameln lag in der Asche. Ueberall an der Weser verkündigten rauchende Schutthaufen die Wuth des grausamen Feindes, welchen geistlicher Stolz und grimmige Habsucht zum Verderben des Löwen anspornten.

Der Kaiser hatte sich in Italien mit dem Pabste gesetzt, und war nach Deutschland zurückgekehrt. Gerechtigkeit glaubte Heinrich wenigstens zu erhalten, und verklagte also auf dem Reichs-

tage zu Speier 1178, seine Feinde vor Kaiser und Ständen. Allein Friedrich zeigte so viel Abgeneigtheit, des Herzogs gerechte Klagen zu hören, daß nun dessen Feinde noch kecker ihr Haupt empor hoben, und mit einer schweren Gegenklage über die tausendfältigen Anmaßungen und Bedrückungen des Herzogs, hervortraten. — Der falsche Kaiser liehe diesen Beschwerden ein geneigtes Ohr, und foderte den Herzog zur Verantwortung auf den Reichstag zu Magdeburg. J. 1179.

Heinrich hielt es für gefährlich sich selbst in die Klauen seiner Feinde zu liefern. Er erschien also nicht, sondern blieb in der Nähe zu Haldensleben, (welcher Ort ihm seinen Anbau und Wohlstand verdankte) um durch gütliche Unterhandlungen dem Streite ein Ende zu machen. Der habsüchtige Friedrich foderte nicht weniger als eine Geldbusse von 5000 Mark Silbers. Zu dieser, in jenen Zeiten ungeheuren Summe, wollte sich Heinrich auf keine Weise verstehen.

Auf die zweite Ladung erschien er gleichfalls nicht, sondern behauptete dagegen: daß er als Schwäbischer Fürst nur in Schwaben und nach Schwäbischem Rechte gerichtet werden könne. — Dies geschah, weil er zu gut wußte, wie wüthend der Sächsischen Großen Haß gegen ihm sey, weil er an ihnen keine unpartheiische Richter zu finden hoffen durfte. — Man gab, trotz des alten

Herkommens, auf diese Einrede nichts, sondern legte dem Kaiser das Recht bei, einen jeden allenthalben richten zu können. — Ein (vermuthlich bestochener) ritterlicher Raufbold, trat auf und erbot sich, die Wahrheit dieses Satzes durch Zweikampf zu erweisen, welches nach der damaligen Zeiten rohen Unvernunft, für das triftigste Argument galt.

Nun lud man noch einmal den verfolgten Fürsten nach Goslar. Als er auch da, hartnäckig auf seiner Weigerung bestehend, nicht erschien, ward das schwere Urtheil über ihn ausgesprochen: daß er seiner Würde und Reichslehen verlustig erklärt, und wegen hartnäckiger Weigerung in die Reichsacht gethan werden solle. — Seine wenigen Freunde bewirkten indessen, daß ein vierter Reichstag zur endlichen Entscheidung der Sache angesetzt wurde. Wirklich ward ein solcher zu Gelnhausen im Jahre 1180 gehalten. Aber trotz aller Fürsprache von päbstlichen, Französischen und Englischen Abgeordneten, blieb es bei dem, zu Goslar gefällten Urtheil.

Heinrich ward seiner Herzogthümer Engern und Westphalen entsetzt, — wovon das erste Albrechts des Bären Sohn Bernhard von Askanien, mit dem Titel eines Herzogs von Sachsen, — das letzte aber der schlaue Philipp, Erzbischof von Köln, zu seinem Stifte, erhielt.

Im Trüben zu fischen, schien jetzt allen Feinden des übermächtigen Löwen die herrlichste Gelegenheit dargeboten zu seyn. So erhielt dann der Landgraf von Thüringen die Pfalzgrafschaft in Sachsen. Den Sächsischen Bischöfen war daran gelegen, das lästige Herzogsjoch abzuschütteln. Alle Sächsische Vasallen wurden sogar ihrer Pflicht gegen den Herzog entlassen, wovon dann auch die meisten nicht säumten nach den ihnen wohlgelegenen Besitzungen des Herzogs ihre räuberischen Hände auszustrecken.

Baiern gieng noch schneller verloren als Sachsen. Denn Otto von Wittelsbach, welchem der Kaiser das Herzogthum Baiern, (wovon jedoch die Länder an der Etsch und Tirol getrennt wurden,) zugesprochen hatte, wußte sich schnell in dessen Besitz zu setzen. Wie es mit den Schwäbischen Allodien Heinrichs gehalten worden sey, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich, hat Welf als nächster Verwandter des Herzogs sie an sich gezogen.

Das über den unglücklichen Fürsten gehaltene Gericht, konnte als bloßes Lehnsgericht über seine Allodien nicht sprechen. Darum blieb ihm auch nach seiner Verurtheilung das eigentliche Ostphalen, welches fast ganz aus Erbbesitzungen bestand. — Was nachmals in Betracht der Grafschaft Stade, der Sommerschenburgschen, Haldenslebenschen und Staufenburgschen Güter zu Gunsten des Bremer

und Magdeburger Erzbischofs geschah, gründete sich keineswegs auf rechtliche Entscheidung.

Als Heinrich sah, daß Gerechtigkeit ohne Gewalt der Waffen nimmermehr von seinen erbitterten Feinden zu erlangen seyn werde, rüstete er sich mächtig, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Baiern konnte wegen weiter Entfernung nicht erhalten werden. Er gab es also auf; aber desto lebhafter war sein Widerstand in Westphalen und Sachsen, wo der Kölner und Magdeburger Erzbischof, nebst allen untergeordneten Bischöfen, wie auch der neu gestempelte Herzog Bernhard, emsig zugriffen. Dem Kölner Erzbischof war es gelungen, des Herzogs mächtige Vasallen in Westphalen, — die Grafen von Teklenburg, Ravensberg, und Schwalenberg, — auf seine Seite zu ziehen, und mit ihrer Hülfe im Lande an der Weser greulich zu hausen. Allein auf Heinrichs Seite waren auch die Grafen von Hollstein und Schomburg, die von Ratzeburg, Welpe, Schwerin und Hallermünd geblieben. Ihre Schaaren versammelten sich unter dem Banner des gereizten Löwen, und zogen muthig den verwüstenden Pfaffenknechten entgegen. Auf dem Hallerfelde kam es zum Treffen, in welchem die Kölnischen Heerhaufen jämmerlich mitgenommen, und die untreuen Grafen von Ravensberg, Tecklenburg und Schwalenberg wieder zur Unterwerfung genöthigt wurden.

Eben so glücklich focht Heinrich (Jahr 1181) gegen seine Feinde in Ostphalen, wo besonders der Halberstädter Bischof durch Brand und Plünderung großen Schaden gethan hatte, während Wichmann von Magdeburg, das befestigte Haldensleben vergeblich belagerte. Den Halberstädter traf zuerst des Löwen züchtigendes Schwerdt. Bald ward er aus dem Felde geschlagen, Halberstadt erobert und verwüstet, der Bischof Ulrich selbst gefangen genommen und nach Altenburg geschleppt, dann aber doch auf Fürbitte der frommen Mathilde, wieder freigegeben. Heinrichs ergrimmte Krieger hatten aber das bischöfliche Schloß zu Hornburg in Flammen aufgehen lassen, und überhaupt zur Wiedervergeltung greulich in den Stiftslanden gehauset.

Nun wandte sich der Löwe nach Thüringen, und schlug den Landgrafen Ludwig nicht nur in einem entscheidenden Treffen, sondern bekam ihn selbst nebst seinem Bruder Hermann gefangen. Der neue Herzog Bernhard, war noch so glücklich sein Heil in der Flucht zu finden.

Ueberall Sieg, überall Demüthigung der Feinde des Löwen! Aber er selbst hatte durch unzeitige Behauptung vermeintlicher Rechte den treuesten seiner Vasallen, Graf Adolf von Hollstein, von sich abgewandt, indem er ihm die, bei Hallerfeld gemachten Gefangenen abschlug und solche

für sich behalten wollte. Die Folgen zeigten sich bald. Adolf ward, verhetzt vom Kölner Erzbischofe, seinem Lehnsherrn abtrünnig. Dieser sah sich nun genöthigt, mit Heeresmacht in sein Land zu fallen, Plön und Segeberg zu erobern und den Treulosen zur Flucht aus dem Lande zu zwingen. Nicht minder glaubte Heinrich Ursache zu haben, den wegen Verrätherei verdächtigen Grafen von Ratzeburg sehr hart zu behandeln und ihn in Gefangenschaft zu halten, aus welcher er doch bald entkam und zum neuen Herzog Bernhard flüchtete. Eine solche Strenge erbitterte die meisten noch treugebliebenen Vasallen. Obgleich nun der Herzog noch eine Weile glücklich war, Kalbe und Jüterbock verwüstete, auch Nordhausen und Mühlhausen eroberte und die gewonnenen Siegeszeichen feierlich im Dom zu Braunschweig aufhängen ließ, so nahete doch das furchtbare, ihn gänzlich zerschmetternde Ungewitter immer mehr heran.

Der Kaiser war bisher mit Besetzung Baierns genugsam beschäftigt gewesen. Jetzt hatte er dort Alles geordnet und kam mit dem Reichsheere nach Sachsen. Den treugebliebenen Vasallen des Herzogs ward eine peremtorische Frist gesetzt, binnen welcher sie des Geächteteten Fahnen verlassen, oder selbst in die Reichsacht gethan werden sollten. Vor allen suchte der heimtückische Friedrich sich am Harze und an der Weser fest-

zusetzen. Darum ward auch die verhaßte Harzburg sofort wieder hergestellt und befestigt. — Die Grafen von Blankenburg, Reinstein, Staufenburg und Herzberg übergaben ihre Schlösser. Selbst Asselsburg, Lichtenberg und Woldenberg wurden erobert. — Dem Kaiser stand nun überall das Land offen. — Während er zurück nach Baiern gieng, um den neuen Herzog feierlich einzusetzen, eroberte der Magdeburger Erzbischof das vormals vergeblich belagerte Haldensleben, und Heinrich sah sich von seinen, die kaiserlichen Drohungen fürchtenden Vasallen meistens verlassen. Noch glaubte er in seinen überelbischen Provinzen einigen Schutz zu finden; aber er verlor den ihm treu gebliebenen Fürsten von Pommern Kasimir durch den Tod. — Sein Nachfolger Bogislav, den der Kaiser bald zum Herzog machte, fiel mit mehreren Sächsischen Grafen sogleich ab, wodurch Heinrich sich fast aller seiner Länder beraubt sah.

Es kam dazu im J. 1182. der Kaiser in Begleitung der sämtlich mit ihren Dienstmannen erscheinenden Erzbischöfe von Trier, Köln und Magdeburg, — der Bischöfe von Osnabrück, Paderborn, Minden, Hildesheim und Bamberg, — der Prälaten von Korvey und Hirschfeld, — des Markgrafen Otto von Meißen und des neuen Herzogs Bernhard, in Heinrichs Lande,

drang vor bis Hannover und suchte sich die Wesergegend völlig unterthänig zu machen.

Braunschweig ward von dem Kölner Erzbischofe belagert. Es konnte aber nicht zur Uebergabe gezwungen werden, weil die Bürger, ihres Herrn Wohlthaten und Liebe eingedenk, die Mauern mit wahrem Heldenmuthe vertheidigten. Leichter gelang es dem Markgrafen Otto mit Bardewieck, welches alsbald seine Thore öffnete und vom Kaiser jenen Otto zum Kommandanten erhielt.

Heinrich mußte nach Lübeck entweichen, weil Ratzeburg durch Verrätherei verloren gegangen war. Da er sich aber auch dort nicht sicher glaubte, eilte er nach Stade. Das kaiserliche Heer, womit sich inzwischen der Dänische König Woldemar und der Pommern Fürst Bogeslav vereint hatten, schloß die Stadt ein. — Nicht ohne Zustimmung Heinrichs wollten Lübecks Bürger und Bischof (der vormalige Abt von St. Aegidien, Konrad,) ihre Stadt übergeben. Aber der Herzog selbst willigte zu Stade, wo Lübecks Abgeordnete vor ihm erschienen, in die Uebergabe, theils weil er den Kaiser nicht noch mehr reizen wollte, theils weil dieser der Stadt große Vorrechte und Freiheiten zusicherte. Ob sie aber damals bereits zu einer freien Reichsstadt erhoben sey, ist noch zweifelhaft.

Wollte der unglückliche Fürst nicht sein ganzes Land verlieren, welches schon so unmenschlich

verwüstet worden war, daß mehrere Einwohner nach Pommern auswanderten und sich dort ansiedelten; so mußte er sich dazu verstehen, mit dem heimtückischen Kaiser in Unterhandlung zu treten, den gefangenen Landgrafen von Thüringen frei zu lassen, und durch sein eigenes Land unter kaiserlichem Geleite, ins kaiserliche Lager auf dem Kalkberge vor Lüneburg zu gehen, um dort den partheiischen Richter zu besänftigen.

Friedrich beschied ihn auf den Reichstag zu Quedlinburg. Heinrich erschien wirklich, konnte sich aber in die stolzen Anmaßungen seines Gegners Bernhard unmöglich fügen. Heftige Streitigkeiten, die von seinen Feinden noch mehr angeschürrt wurden, brachen aus. Der Kaiser trat ganz auf die Seite des neu gestempelten Herzogs. Die Grafen von Hollstein und Ratzeburg, welche Heinrich als Verräther behandelt hatte, bekamen ihre Lande wieder, und der unglückliche Fürst sah endlich wol ein, daß der entsetzliche Krieg nur durch völlige Demüthigung geendet werden würde. — Die erbitterten Gegner hatten dem Kaiser sogar ein Versprechen abgedrungen: dem Löwen seine Macht dergestalt zu benehmen, daß er fernerhin gegen sie keine Rache üben könne.

Er erschien also im J. 1182. zu Erfurt, bat fußfällig den Kaiser um Gnade, und versprach in Allem, was man ihm noch auferlegen würde,

folgsam zu seyn. Da brach (den Retter seines Lebens, den Helden, welcher ihm Italien eroberte, den Blutsfreund, den heilige Bande mit ihm verknüpften, gestürzt von der gewaltigen Höhe und zu seinen Füßen im Staube liegend, erblikkend,) Friedrichs rachsüchtiges Herz. Heiße Thränen quollen aus seinen finstern Augen, und jetzt hätte er vielleicht gern das den Fürsten geleistete Versprechen abgeschüttelt. *) Aber da standen die Ergrimmten alle um ihn her, bewachend mit lauernden Blicken seine Mienen und Reden.

Nur des gestürzten Heinrichs Allodialgüter, über welche kein Lehnsgericht sprechen konnte, wurden ihm heilig, jedoch mit der Bedingung zugesichert: daß er sich drei Jahre aus Deutschland entfernen solle.

Heinrich willigte ein und zog fast in der Gestalt eines Verbannten zu dem königlichen Schwiegervater nach England, wohin ihm auch seine Gemahlin, obgleich ihr gestattet war, nach Gefallen zurückzubleiben, folgte. — Bei Vasallen, die ihm sonst als Oberlehnsherrn gehorsamlich die Thore ihrer Festen öffneten, mußte er jetzt oft

---

*) *Arnold. Lüb.* lib. II. cap. 36.

vergeblich um freundschaftliches Nachtlager bitten. Er traf seinen Schwiegervater in der Normandie, ward von ihm königlich versorgt, und sah wenigstens seine Vaterfreuden durch die Geburt seines Sohnes Wilhelm (J. 1184.), des Stammvaters der nachmaligen Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, vermehrt. — Vielleicht glaubte er durch fromme Wallfahrt nach St. Jago von Kompostell (in Spanien) sein hartes Schicksal zu mildern, und alle Sünden, welche ihm dasselbe zugezogen haben könnten, genugsam abzubüßen.

In der That zeigte sich, wiewol ohne Zuthun des Heiligen, unserm Heinrich bald ein bequemer Weg, sein hartes Schicksal zu beschwören. — Der Kaiser hatte den stoltzen Erzbischof Philipp von Köln, durch Undankbarkeit und Zurücksetzung gegen den Abt von Fulda, beleidigt. Der Prälat war eben so rachsüchtig als stolz. Er fand kein besseres Mittel, dem Kaiser Verdrießlichkeiten zu machen, als wenn er den unterdrückten Heinrich einigermaßen wieder emporbrächte, den er doch selbst, als sein erbittertster Feind, am meisten mit stürzen geholfen hatte. Der schlaue Pfaff wußte seinen Plan klüglich einzuleiten. — Unter dem Vorwande frommer Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas, gieng er nach England, zeigte sich freundschaftlich gegen den unterdrückten Fürsten, und rieth ihm, die Vermittelung des Pabstes, dem seine völlige Zernichtung

unmöglich angenehm seyn könne, zu suchen. — Heinrich faßte den Wink auf. Der Pabst war mit Friedrich wegen der Mathildischen Erbschaft und wegen Erwerbung des Königreichs Sicilien gespannt. Die Deutschen Bischöfe schienen gleichfalls unzufrieden, da der Kaiser ihrer Erbschaft sich anmaßte, und Kanut von Dänemark stand auf dem Punkte, mit dem länderſüchtigen Monarchen gänzlich zu zerfallen.

Alle diese Umstände wirkten mit, daß Heinrich bereits am Ende des Jahrs 1184. zur Heimkehr in seine Staaten Erlaubniß erhielt. Aber wie fand er diese Staaten wieder! — Die Gestalt des Herzogthums Sachsen und mit ihr die Gestalt von ganz Norddeutschland schien völlig verändert. — Bernhard, der neue Herzog, war viel zu schwach, um die herzoglichen Rechte in ihrem vormaligen Umfange geltend zu machen. — Geistliche und weltliche Große bedienten sich dieser Schwäche, um sich der herzoglichen Gewalt zu entziehen und völlig reichsfrei zu werden. Ohne Raub, Mord, Brand, Plünderung und Verwüstung konnte dies, bei fast gänzlich gesprengter gesetzlicher Ordnung im Lande, unmöglich geschehen. — Als Bernhard nach Heinrichs Entfernung einen Landtag nach Etheneburg ausschrieb, erschienen auf demselben nur wenige Wendische Grafen. Adolf von Hollstein entzog sich seiner Gewalt gänzlich, und da Bernhard mit Recht

glaubte, die übrigen Vasallen würden sich von selbst zum Ziele legen, wenn dieser mächtigste gedemüthigt sey; so bekriegte er ihn, besetzte zugleich das Lauenburgsche, zerstörte Altenburg und erbauete die Feste Lauenburg, um jene Lande in Gehorsam zu halten. Allein es fehlte ihm zu sehr an raschem Eifer und an Entschlossenheit. Ueberdem machte er das Volk durch ausgetriebene Steuern aufsätzig. Also gelang es dem Hollsteiner leicht, mit den Grafen von Ratzeburg und Schwerin, wie auch mit der Stadt Lübeck, ein Bündniß zu schließen, und das neuerbauete Schloß Lauenburg schnell wieder zu zerstören. Vielleicht würde sich der Kaiser des bedrängten Bernhards kräftiger angenommen haben, wenn nicht zu gleicher Zeit Kanut von Dänemark einen großen Theil der Wendischen Länder erobert und gedrohet hätte, seinen verfolgten Schwiegervater Heinrich mit aller Macht zu unterstützen. Nur zur Widerherstellung der Feste Lauenburg und zur Erlegung einer Geldsumme wurden also die aufrührischen Grafen genöthigt.

Was dem Herzog Bernhard kaum gegen die weltlichen Großen gelang, konnte ihm noch weniger gegen die stolzen Prälaten gelingen, welche ja eben darum Heinrich den Löwen stürzten, damit sie des beschwerlichen Herzogs sich völlig entledigen möchten!

Man findet auch nicht die geringste Spur

davon, daß Bernhard die vormaligen großherzoglichen Rechte in den Stiftern hätte geltend machen, oder die darin gelegenen Heerbanns-Grafschaften wieder unter den herzoglichen Heerschild ziehen können.

Nun erst zeigten sich die traurigen Folgen der seit mehrern Generationen betriebenen Zernichtung der Karolingischen Verfassung, an deren Stelle noch nichts mit gesetzlicher Kraft Versehenes wieder hingestellt worden war. Es lag in der Sache Natur, daß unter einem Inhaber ohne Kraft (wie Bernhard war,) das alte Herzogthum als Heerbannsgut völlig zu Grunde gieng, nachdem der alte Heerbann sich in Dienst und Hörigkeit aller Art verlaufen hatte. Was irgend unter dem Krummstabe Schutz finden konnte, lief nach des Löwen Sturz zu, um nur nicht den viel gräßlichern kleinen Raubthieren in die Klauen zu fallen. Ja selbst die ehemaligen Grafenfamilien, wenn sie sich anders nicht reichsfrei machen konnten, fanden es viel gerathener, eines Stiftes, als eines ohnmächtigen Herzogs Lehnsmannen zu werden.

Die Folge davon war, daß die alten Grafschaften oder Heerbanns-Kantons in den Sächsischen Stiftssprengeln von selbst verschwanden, oder zu einer leeren Bedeutung unter dem Namen von Gowding oder Gowgericht herabsanken, daß die Edelvoigteien sich in zerstreuete

Gutsherrlichkeiten auflöseten, und die alten Heerbannsgüter, Wehren und Höfe in das Kataster des Hauptherrn kriechen, oder ritterlichen Dienstleuten, die den niedern Adel bildeten, eingegeben werden mußten. Welch ein verwirrtes Chaos in den nächsten Zeiten daraus entstand, wie alte Rechte und verjährtes Herkommen sich mit neuen Anmaßungen der Hauptherren durchkreuzten, wie die Keime des altsächsischen Freiheitsgeistes in Wegelagerung, Raubritterschaft und rohe Barbarei, die nur die stärkere Faust zum Richter über sich anerkannte, ausartete u. s. f. ist schon im Voraus begreiflich, wird aber durch die Geschichte des folgenden Zeitraums noch einleuchtender werden.

Wo das Hauptband der Nation mit ihrem Oberhaupte zerreißt, da werden alle andere Fäden bald schlaff. Das Band, welches Sachsen mit dem Reichsoberhaupte (insofern man dieses als den obersten Heerführer freier Landesbesitzer betrachtet) verknüpfte, war allerdings nach Zersprengung des Herzogthums zerrissen. Es mußte also erst wieder ein neues Lehnsband gewebt werden, worin doch überall Lücken entstanden, die bis auf unsere Zeiten noch nicht ausgefüllt sind.

An wem sollte man sich jetzt, da der mächtige Löwe im Staube lag, halten? Er hatte als Herzog den Landfrieden gehandhabt, und durch ihn war, von der Weser bis zur Ostsee, alles Geleit gekommen. — Er hatte, wenn es zur

Reichsvertheidigung gieng, sowol Bischöfe als Grafen mit ihren Kontingenten oder Dienstmannen unter sein Banner versammelt. Die meisten (vielleicht alle) Grafschaften in Sachsen waren seine Afterlehen. Deren Besitzer hatten mit ihm ihren Lehnsherrn verloren, und giengen also gleichsam in der Irre, nicht wissend, an wen sie sich rechtlich halten sollten. Bis nun erst jeder Bischof in seinem Sprengel den Blutbann an sich zog, das Geleit besorgte, und es, trotz der Widersprüche des neuen Herzogs bei'm Kaiser dahin brachte, daß man ihn förmlich mit jenen Sachen belehnte und wirklich reichsunmittelbar machte, schrob, wand, rieb und stieß sich alles über und durch einander. Keine hinlängliche Macht war zur Stelle, um den Landfrieden kräftig zu handhaben. Kein *festes* Reichsgericht war vorhanden, welches für Erhaltung der Ruhe und Ordnung sorgte. Der Kaiser selbst hatte alle Hände voll in Italien zu thun, und das Schlimmste bei dem Allen schien noch, daß Kaiser und Reich ihre unmittelbare Hand an allem Reichsgute verloren hatten, und die Steuern, welche der Kaiser bei'm Antritte seiner Regierung, oder auf dem Maifelde, oder sonst zu gemeiner Nothdurft und Reichshülfe zog, dergestalt in Unordnung gerathen waren, daß man ihren nahen Untergang gar wohl vorhersah. — Mit Einem Worte: nach Zersprengung des Großherzogthums machte jeder Hauptherr

so gut er's vermochte, die Anlage zur Territorialhoheit im Geiste jener Zeit. — Daß dies aber nicht ohne tausendfältige Gränzstreitigkeiten, nicht ohne Raub, Brand und Plünderung geschah, kann man gleichsam an den Fingern abzählen.

War dies der Zustand der Sächsischen Lande überhaupt, so befanden sich Heinrichs Allodialländer wahrlich in noch schlechterer Verfassung, weil man ihrer weit weniger schonte. Er fand sie in den traurigsten Umständen, zum Theil verwüstet, zum Theil in fremden Händen. Seine Vasallen und ehemaligen Bundesgenossen gaben ihm die kränkendsten Beweise von Abneigung, weil er ihnen viel zu früh wiederkam, und ihre Beute noch nicht recht in Sicherheit gebracht war. — Der Erzbischof von Bremen verweigerte sogar eine Unterredung zur Ausgleichung des Streits über Stade. — Diese traurigen Umstände mochten es wol vorzüglich bewirken, daß Heinrich keinen Versuch machte, sich mit Gewalt der Waffen wieder in seine Rechte zu setzen, sondern lieber wie ein Privatmann still in Braunschweig lebte, und durch des Kaisers Vermittelung emporzukommen suchte.

Der lauernde Friedrich trauete dennoch dem ruhigen Löwen keinesweges. Gewiß glaubte er ihn vielmehr im Einverständnisse mit dem Dänischen Könige und dem Kölner Erzbischofe. Er foderte ihn also auch, da Alles zum glänzenden

Kreuzzuge in Bereitschaft war, auf den Reichstag nach Goslar im J. 1188. — Dort legte man ihm folgende drei Bedingungen vor: entweder solle er auf des Kaisers Kosten den Kreuzzug mitmachen, und bei der Rückkunft völlige Restitution gewärtigen; — oder Deutschland abermals auf drei Jahre verlassen; — oder endlich zur völligen Beendigung der Streitsache mit einem Theile seiner verlornen Würden zufrieden seyn.

Heinrich wählte das zweite, und erklärte, wieder nach England gehen zu wollen, wahrscheinlich weil er hoffte: er würde aus diesem Lande, wenn es die Umstände erfoderten, am schnellsten nach seinen Staaten zurückkehren können. — Des Herzogs Gemahlin blieb in Braunschweig. Er selbst gieng im Frühlinge des Jahres 1189. nach England ab. Hier ward ihm aber bald Botschaft, daß seine treue Mathilde gestorben und das Versprechen: *seine Lande durchaus nicht anzutasten*, von seinen Feinden schlecht gehalten werde.

Jetzt hielt sich auch Heinrich nicht verpflichtet, sein Versprechen zu erfüllen, sondern sandte seinen Sohn *Heinrich* vorauf nach Sachsen, und folgte demselben in so kurzer Frist, daß er um Michaelis des J. 1189. schon zu Stade eintraf.

Hier nahm der Bremer Erzbischof den vormals so heftig Verfolgten mit offenen Armen auf, und räumte ihm sogleich Stade wieder ein, um

seinen Beistand gegen die Dietmarsen zu erhalten, welche mit Hülfe der Dänen sich der Stiftsbotmäßigkeit entzogen hatten. Heinrich befestigte in Eil das Schloß und brach, nachdem mehrere Vasallen, z. B. die Grafen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg, der alten Treue wieder huldigend, sich unter seinem Panier gesammelt hatten, ins Hollsteinsche, wo selbst die Großen ihm zufielen, da Graf Adolf im gelobten Lande hauste. — Der Statthalter des Landes, Graf Adolf von Dassel, mußte flüchten. Hamburg, Plön, Itzehoe und andere Oerter wurden leicht erobert. Endlich foderte Heinrich auch von dem reichen Bardewick, daß es in ihm seinen rechtmäßigen Herrn erkennen solle.

Stolz auf ihren Reichthum und ihre Macht, weigerten sich Bardewicks Bewohner nicht nur, dem Herzoge die Thore zu öffnen, sondern sie beschimpften ihn auch von ihren Mauern herab auf das empörendste. Da gab der ergrimmte Löwe seinen Schaaren Befehl zum Sturm. Die Mauern wurden erklettert, und gräßlich hauste nun der Sieger zügellose Wuth. Niedergehauen, oder in die Sklaverei geschleppt wurden die Einwohner, die Häuser geplündert, in Brand gesteckt und neöst den Mauern der Erde gleich gemacht. Von allen Gebäuden ließ die zerstörende Wuth nichts, als die Domkirche stehen, an deren verfallendem Gemäuer der Wanderer vielleicht noch jetzt das

schreckende Bild des verwüstenden Löwen mit der Inschrift: *vestigia leonis*, erblickt. — Durch Bardewicks Fall hat sich Lüneburg gehoben. So wechseln Reichthum und Größe! Gewaltsamer als die Verwüstungen der Zeit sind die Zerstörungen zügelloser Leidenschaften! — Da stehen sie als grausige Denkmale des Unheils! Sie empören nur das Gefühl des Beschauers, denn sie gleichen gebleichten Haaren auf dem Scheitel eines Jünglings!

Nach Bardewicks Fall ergab sich auch Lübeck, und Lüneburg ward erobert. Aber vor Segeberg stieß sich Heinrichs Glück. Adolf von Dassel zog ihm entgegen, und es kam zur Schlacht, welche unglücklich für den Herzog ablief. Mehrere seiner braven Vasallen blieben auf dem Platze, und Graf Helmold von Schwerin gerieth in Gefangenschaft.

Nicht nur verließen nach diesem Unfalle viele Vasallen seine Fahnen wieder, sondern der vom Kaiser zurückgelassene junge König Heinrich empfand auch des Herzogs Rückkehr nach Sachsen gar übel. Er brachte auf dem Reichstage zu Goslar den Erzbischof von Mainz, den Bischof von Hildesheim und den Herzog Bernhard nebst vielen Sächsischen Großen leicht auf seine Seite, und zog nun mit einem beträchtlichen Heere vor Braunschweig. Allein hier that ihnen der jüngere Heinrich, welchem der Vater Braunschweigs Schutz

anvertrauete, so ernstlichen Widerstand, daß sie unverrichteter Sache ihr Lager bei Leuferde abbrechen und wieder abziehen mußten. Dafür wurde Hannover verbrannt, und das Land an der Leine jämmerlich verwüstet. Die Grafen von Ratzeburg und Schwerin wurden aus dem Felde geschlagen, bis der harte Winter den König nöthigte, sich wieder nach Goslar zurückzuziehen.

Der König, dessen Vater auf dem heiligen Zuge sein Leben eingebüßt hatte, sehnte sich wegen des vorhabenden Italienischen Zuges eben sowol nach Frieden, als der Herzog, welcher zu Fulda die endliche Aussöhnung mit dem Könige suchte. Auf Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Köln kam im Jahre 1190. ein Vergleich zu Stande, worin sich der Herzog verpflichtete, die Feste Lauenburg zu schleifen, Braunschweigs Mauern an vier Orten niederzureißen, Lübeck zur Hälfte an den Grafen von Holstein abzutreten, und seine beiden Söhne, Lothar und Heinrich, dem Könige als Geißeln nach Italien mitzugeben. Dafür ward ihm sichere Hoffnung gemacht, seine Würden und Lande nach des Königs Rückkunft aus Italien wieder zu erhalten.

Beide Theile scheinen indessen nicht geneigt gewesen zu seyn, den Vergleich zu halten. — Als Lothar zu Augsburg gestorben war, und von dem schnellen Todesfalle seinem Bruder Hein-

rich zweideutige Gerüchte zu Ohren kamen, errichtete er mit Tankred (König Heinrichs Nebenbuhler um die Sizilianische Krone) ein geheimes Bündniß, und entfloh in Sklavenkleidern (wie die Sage will) als jenes Bündniß bekannt werden mochte.

Der Vater suchte zwar diese Flucht zu entschuldigen. Aber König Heinrich war zu erbittert, und vermuthlich auf sein Anstiften von Italien aus, begannen vor seiner Rückkehr Bischof Didrich von Halberstadt, Bischof Benno von Hildesheim, und Abt Wittekind von Korvei aufs neue die Feindseligkeiten gegen den Herzog. Sie hatten es sogar auf Braunschweig gemünzt, mußten indessen noch froh seyn, daß der gereizte Löwe, nachdem er sie gezüchtigt, einen Waffenstillstand bewilligte.

Als im Jahre 1192 der Kaiser aus Italien zurückkam, hetzte er sogleich Herzog Bernhard und dessen Bruder Markgraf Otto von Brandenburg, nebst den Grafen von Hollstein und mehreren abgefallenen Vasallen Heinrichs des Löwen, zum neuen Angriffe. — Der Hollsteiner eroberte zwar Stade und Lübeck, erhielt aber eine harte Schlappe von den Dänen. Herzog Bernhard wurde zwar vor Lauenburg geschlagen; dennoch wünschte unser Herzog sehnlichst den Frieden und führte nicht mit sonst gewohnter Thätigkeit den Krieg. Weil er jedoch auf

Rückgabe der überelbischen Lande drang, so konnte noch kein friedlicher Vergleich zu Stande kommen. Endlich bewirkte die größte aller Künstlerinnen, die Liebe, was nicht Schwerdt und Lanze, nicht ausdaurende Tapferkeit und Heldenmuth, was selbst Richards Löwenherz Fürsprache nicht zu bewirken vermochten!

Des Löwen Sohn, Heinrich der jüngere, wurde von Agnes, der Erbtochter Pfalzgraf Konrads am Rhein, geliebt. Das süße Band ihrer Herzen war bereits, als Agnesens Oheim (Kaiser Friedrich) noch mit den Welfen in gutem Vernehmen stand, geknüpft, und damals wirklich von beiderseitigen Eltern gebilligt worden.

Die Fehde der Welfen und Hohenstaufen trennte jene Verbindung äußerlich, und die Politik rieth gar sehr, König Philipps von Frankreich Bewerbungen um des lieblichen Mädchens Hand, Gehör zu geben. Aber die Liebe sträubte sich gegen die widrigen Fesseln. Agnes machte ihre Mutter zur Herzensvertrauten. Diese sandte dem Geliebten der Tochter Botschaft. Zur heimlichen Verbindung sollte er sich am bestimmten Orte einfinden. Heinrich säumte nicht; denn seiner harrte die züchtige Braut in Begleitung der guten Mutter und eines dienstwilligen Priesters. Ein heiliges Band vereinte die Liebenden, und nun erst unterrichtete die zärtliche Mut-

ter ihren Gemahl (Pfalzgraf Konrad) von dem, was geschehen sey. Kaiser Heinrich schmälte gewaltig; aber der gewonnene Pfalzgraf wußte ihn zu beruhigen, und endlich dahin zu stimmen, daß er zu der listigen Heirath seine Einwilligung gab. Vielleicht besänftigte auch, da eben Tankred gestorben war, der Gewinn einer Krone des Hohenstaufens Haß gegen den Welfen und Agnesens glücklicher Gatte reisete selbst nach Braunschweig, um seinen Vater zur persönlichen Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewegen. Der alte Heinrich willigte ein, und machte sich wirklich auf, um mit dem Kaiser in Salfeld zusammenzutreffen. Er stürzte aber bei Bothfeld (einem jetzt verwüsteten Orte an der warmen Bude im Fürstenthum Grubenhagen), wegen zu großer Eile, mit dem Pferde, bekam Schaden am Schenkel und konnte nicht zur gesetzten Zeit eintreffen.

Schwer war es, den argwöhnischen Kaiser zu überzeugen, daß der Unfall nicht erdichtet sey; doch ward eine andere Zusammenkunft zu Dullede im Schwarzburgschen bestimmt. Hier sprach der alte Herzog den Kaiser. Völlige Aussöhnung scheint da auch zu Stande gekommen zu seyn, obgleich weder Vergleichsbedingungen noch weniger Verzichtleistungen von Seiten des Herzogs nachgewiesen werden können. Man hat zwar dahin deuten wollen, daß seit diesem Zeitpunkte Heinrich der Löwe sich schlechthin Herzog — und

nicht mehr Herzog von Sachsen genannt habe. Aber die Sache ist viel ungewisser als der Umstand: daß der Kaiser damals den jungen Heinrich auf den Todesfall seines Schwiegervaters mit der Pfalzgrafschaft am Rhein belehnt, und der Welfischen Familie dadurch einigen Ersatz der verlorenen Länder und Würden zu geben gesucht habe. Der junge Heinrich gieng nun mit dem Kaiser nach Italien, und sein Bruder Wilhelm nach Wien, weil beide noch immer als Geißeln dienten. —

Gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, erlosch allmählig das Helden Feuer des alternden Heinrichs. Vormals Königen gleich, war er jetzt zum fürstlichen Mittelstande herabgesunken. Sachsens Macht war zersprengt, und der Triumph des stolzen Hohenstaufenschen Hauses konnte nur bittere Gefühle in seinem Herzen erwecken. Ein fast verödetes Land erblickte er um sich her. Alles Unglück, welches seit einem halben Jahrhundert über sein Volk hereinbrach, blieb nur zu treu in seinem Gedächtnisse. Wie ein schöner Morgen giengen ihm in froher Jugend die Bilder von Glanz, Größe und Volksbeglückung auf. Mit Kraft und unermüdeter Thätigkeit strebte er dem glänzenden Ziele entgegen. Er war geehrt, gefürchtet und selbst geachtet an den Ufern des Po und Arno, wie an dem Gestade der Ostsee und in den Gauen

am Ufer der Weser und Elbe. Nun aber hielt er sich nur noch, als gebeugter Greis, an den Trümmern seiner ehemaligen Größe. Wie viel Reiz lag nicht in diesem Zustande, sich nach der Weise seiner Zeiten, der Religion in die Arme zu werfen?

Heinrich blieb also seit seiner Versöhnung mit dem Kaiser, ohne an dem Tumulte der Welt ferner Theil zu nehmen, in seinem geliebten Braunschweig und widmete den größten Theil seiner Zeit gottesdienstlichen Uebungen. — Aber einem edlen Geiste, der solche Schicksale erlebte, mußte Vergleichung derselben mit den Schicksalen anderer, die vor ihm große Rollen auf dem stürmischen Schauplatze spielten, auch jetzt noch süße Nahrung und Beruhigung gewähren. Wir sehen daher unsern Heinrich in seinen letzten Lebenstagen nicht bloß als frömmelnden Einsiedler, sondern auch als eifrigen Forscher in den Geschichten der Vorwelt. Allenthalben ließ er aufsuchen und sammeln, und oftmals beraubte er sich der nächtlichen Ruhe, um solche vorlesen zu hören.

In stillerer Größe, als er seine früheren Jahre durchkämpfte, verflossen ihm seine letzten. Er starb am 6ten August des Jahrs 1195 in einem Alter von 66 Jahren, und ward in dem von ihm erbaueten Dom begraben, wo sein und seiner königlichen Gemahlin Mathilde Grabmal noch jetzt zu sehen ist.

Er hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine erste Gattin, Klementine von Zähringen, gebar ihm eine Tochter, Namens Gertrud, welche durch ihre Verbindung mit Kanut, den Dänischen Thron bestieg. — In fruchtbarerer Ehe lebte Heinrich mit Mathilden, die ihm vier Söhne gebar, wovon der älteste, Lothar, im Jahre 1190 zu Augsburg starb. Heinrich, Otto und Wilhelm überlebten den Vater. Zwei Töchter waren auch aus Heinrichs zweiter Ehe vorhanden, nämlich Richenza und Mechtild, welche letztere an den Französischen Grafen von Perche verheirathet wurde. Ueberdem hatte des Herzogs Geliebte, Ida von Bliskastel, ihm eine Tochter geschenkt, welche an einen Obotritischen Fürsten vermählt worden seyn soll.

Ein vorgebliches Testament des Herzogs, welches Jahrhunderte nach seinem Tode zum Vorschein kam, und bis dahin zu Mainz verborgen gewesen seyn soll, trägt zu offenbare Spuren der Unächtheit, um einer ausführlichen Widerlegung zu bedürfen. — Wir schließen die Geschichte des großen Fürsten, indem wir noch einen Blick auf sein Gemälde, wie es in reinem menschlichem Lichte erscheint, werfen.

Heinrichs Charakter ist vorzüglich dazu geeignet lebhaftes Interesse zu erwecken. Es ist ein wahrhaft dramatischer Charakter. Durch überschwengliche Tugenden weder über die Menschheit

erhaben, noch durch schwarze Flecken ihrer unwürdig. Heinrich war tapfer, großmüthig, leidenschaftlich und unermüdet thätig; er war ein Held im eigentlichsten Sinne des Worts. — Aber auch der menschlichen Mängel giebt es einige in seiner Gemüthsart; denn Starrsinn, hochfahrendes Wesen und leidenschaftliche Neigung zum weiblichen Geschlechte, werden sichtbar bei ihm. Er war fromm, aber kein Frömmler. Dies zeigt die männliche Behauptung seiner Rechte gegen herrschsüchtige Pfaffen. Er hatte Sinn für alles Große und Edle, und seine Bemühungen: Handel, Industrie, Wohlhabenheit und Bürgerglück in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen, und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern, zeichnen ihn unter den Fürsten seiner Zeit ruhmvoll aus. Bis in die spätesten Lebensjahre unterlag er seinem harten Schicksale nicht, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen. Er ergriff mit hohem Vertrauen auf eigene Kräfe, jeden Hoffnungsstrahl zur Wiederherstellung seiner Größe.

Durch unpartheiische Vergleichung dieses Charakters, mit der Gemüthsart Friedrichs I. von Hohenstaufen, der kolossalisch in der Geschichte neben ihm steht, gewinnt er unstreitig. Vielleicht hatte Friedrich größere Herrschertalente als Heinrich. Aber schwarz war sein heimtückischer, laurender Sinn. Ihm war jedes Mittel recht, wodurch er seine Herrsch- und Ländersucht, wo-

durch er seinen tiefen Plan: Deutschland erblich an sein Haus zu bringen, irgend zu erreichen hoffen durfte.

Daß Heinrich im Kampfe gegen ihn erlag, entschied Sachsens und gewissermaßen ganz Deutschlands Schicksal. Die folgende Geschichte wird uns darüber weiter belehren *).

---

*) Die historisch-kritischen Bemerkungen, zu welchen dieser Abschnitt reichlichen Stoff darbietet, werden sich pragmatisch im nächsten Theile besser ordnen und zusammenstellen lassen.

Einige nothwendige Verbesserungen, die der Korrektur entgangen sind, werden dem zweiten Theile beigefügt werden.

V.

92-B23346

Ulrich Kat. 139
Nr. 450
DM 480
Arz. 84